



Harald Jele

Geistes Arbeit

Eine Erzählung

 united
p.c.

• **united**
p.c.

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger, elektronische Datenträger und auszugswweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Für den Inhalt und die Korrektur zeichnet der Autor verantwortlich.

© 2019 united p. c. Verlag

Gedruckt in der Europäischen Union auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Geistes Arbeit

Eine Erzählung

Harald Jele



Dies ist die Geschichte von Arnold Geist, in der er von seinem besten Freund, Felix Bräuner, zu einem bösen Komplott überredet wird, welches sich gegen eine gemeinsame Kollegin richtet. Reinen Herzens ist festzuhalten, dass dieses von beiden als ein unvermeidbarer Akt der Notwehr angesehen wird, den sie unter allen anderen erdenklichen Umständen niemals unterstützen und in keinem Fall ausführen würden.

Die Erzählung ist frei erfunden und wird allein zum Lesen, nicht aber zur Nachahmung empfohlen.

Dieses Werk wurde vom Autor möglichst sorgfältig mit L^AT_EX gesetzt. Als Schrift kam die PostScript Version der *EB Garamond* von Georg Mayr-Duffner zum Einsatz.

Die bibliografischen Daten sind über den Katalog des Österreichischen Bibliothekenverbundes erhältlich.

Die Gestaltung des Umschlags erfolgte unter Verwendung des Fotos »immer auf der Hut ...« (Bild 3698) mit freundlicher Genehmigung von Ralf Kistowski (www.wunderbare-Erde.de).

AN EINEM DER VIER NACH Norden zeigenden Fenster seines Wohnzimmers stand Arnold Geist und blickte hinab in den Fluss. Seit Tagen führte dieser Hochwasser. Obwohl der Wasserdienst des Landes gebetsmühlenartig vermeldete, dass nach den starken Regenfällen im Gebirge nun endlich mit einem Rückgang des Pegels gerechnet werden könne, waren für ihn keine Anzeichen zu erkennen, die diese Prognose bestätigten konnten. Die Vorhersagen der letzten Jahre hatten sich einige Male als falsch erwiesen und zu erheblichen Problemen an den Unterläufen geführt. Vermutlich war dies Grund genug, dass sich die amtlichen Stellen bemühten, quasi in einem Akt von Wiedergutmachung, besonders korrekte und stimmige Ankündigungen zu verfassen. Doch Geistes Ansicht war und blieb, dass die Damen und Herren des Landesdienstes wohl nur auf ihre Bildschirme blickten. Der Umstand hingegen, dass sie ebenso gut aus dem Fenster zum Himmel hoch blicken könnten, schien ihnen nicht mehr vertraut zu sein. So manch absurde Vorhersage deutete für ihn, der sich immer für die Bedingungen der eher kleinräumigen Entwicklungen interessierte, darauf hin.

Er machte sich deshalb auch weiter keine Gedanken. Der Fluss war ihm in den letzten Jahren zu einem engen Vertrauten geworden. Sowohl von seinem Wohnzimmer als auch von

seinem Schlafzimmer aus konnte er diesen gut einsehen. Vor allem aber konnte er ihn deutlich hören. Da Geist viel Zeit zuhause verbrachte, begleitete ihn das Rauschen somit Tag und Nacht. Er nahm es im Grunde immer als etwas Beruhigendes wahr. Wenn im Spätsommer Abendgewitter in den Bergen niedergingen, erwachte Geist am Morgen mit dem Widerhall des heftigen Tosens in den Ohren. Zeigten sich im Frühjahr jedoch überraschend lange Trockenperioden, die die Bauern an einer guten Ernte zweifeln ließen, so plätscherte das Wasser gemütlich dahin und hatte ausreichend Platz im sonst eher engen Flussbett. In jedem Fall fand es, wie viel auch immer daher kommen mochte, stets den vorgegebenen Weg. Die letzten großen Hochwasser waren Mitte der 1960er-Jahre gewesen. Die anschließend großzügig umgesetzten Uferverbauungen zum Schutz hatten den gewünschten Erfolg gebracht, sodass auch das Haus von Arnold Geist, das direkt an der südseitig verlaufenden Uferstraße lag, keiner sichtbaren Bedrohung ausgesetzt war.

Der Fluss, so fand er, war sein einziger Nachbar. Im Haus wohnte er schon immer allein, wenngleich sich dieser Umstand in absehbarer Zeit allenfalls ändern konnte.

Ein kurzes aber durchdringendes Schellen riss Arnold Geist aus seinen Gedanken. Die alte Türglocke, die er von seiner Vormieterin übernommen hatte, war sehr laut und ungewöhnlich schrill. Ihm war von seiner ersten Zeit in dieser Wohnung noch gut in Erinnerung, wie er einige Male regelrecht zusammenzuckte, wenn diese unerwartet läutete. Hatte er Besuch, so gewöhnte er sich regelmäßig an, diese aususchalten. Die alte Louise, so dachte er, hatte diese Lautstärke allerdings gut gebrauchen können. Sie erweckte bis zuletzt nicht den Eindruck, besonders schlecht zu hören. Hingegen

traf er sie in immer kürzeren Abständen in einem Zustand tiefer Lethargie an, aus dem sie nur mit Mühe in den Alltag zurück fand. Die Glocke konnte dabei mit ziemlicher Sicherheit helfen, sozusagen die Ankunft des Alltags anzukündigen. Sein Freund Felix Bräuner jedenfalls charakterisierte den Glockenton bei jedem seiner Besuche durch den Hinweis, dieser könne gleichermaßen Tote wieder zum Leben erwecken. Und dieser Umstand sollte für Geist Grund genug sein, sich von dem Ding auf keinen Fall zu trennen.

Rasch wandte Geist sich vom Fenster ab, durchquerte mit einigen flinken Schritten das Wohnzimmer und spähte an der Südseite des Hauses in den Innenhof hinab. Ein kurzer Blick genügte und er erkannte, dass der Briefträger einen Abholschein in seinen Briefkasten gelegt hatte und bereits wieder in seinem Auto saß und davon fuhr. Obwohl Geist nun schon einige Jahre hier wohnte und überdies den Briefträger von Zeit zu Zeit beim Austragen der Post selbst antraf, dachte dieser anscheinend nicht daran, dass er am frühen Vormittag tatsächlich zuhause sein könnte. Dass er dennoch angeläutet hatte und dies obendrein jedes Mal tat, bevor er sich auf der Stelle wieder aus dem Staub machte, hatte Geist noch nie verstehen können. Viel lieber hätte er die Post persönlich entgegengenommen. So musste er bis zum späten Nachmittag warten, um dann am Postamt eigenhändig das dort Hinterlegte abzuholen.

Der Besuch einer jungen, ihm bislang unbekanntem Frau, war erst gegen elf Uhr angekündigt. Am Telefon hatte sie sich nur mit ihrem Namen, Stefanie Kramer, vorgestellt und ihr Anliegen kurz umrissen. Details hatte sie keine genannt. Aber den tieferen Grund ihres Besuchs konnte sich Geist ohnehin ausmalen. Dass er das konnte, hing mit seinem Beruf zusam-

men. Immer dann, wenn sich ihm Unbekannte wie selbstverständlich ankündigten, ohne viel über den Grund ihres Kommens zu verlieren, dann hatten diese stets den selben Grund.

Bis zu ihrem Eintreffen hatte er also noch ein wenig Zeit und beschloss, diese mit gemütlichem Nichtstun zu verbringen. Wenn dann der Besuch anlautete, wollte er wie üblich, wenn dieser zum ersten Mal eintraf, am Hoftor erscheinen und Frau Kramer dort empfangen. Das kam ihm auf seine Weise passend vor und gab ihm diesmal die Möglichkeit, zugleich seine Post mitzunehmen.

Bis dahin genügte ihm das aufmerksame Zuhören der Musik, die aus dem Radio erklang. Schubert und Brahms wurden gespielt. Der Vormittag nahm damit einmal mehr seinen schönsten Lauf. Über der auf der anderen Seite des Flusses gelegenen Wiese kreisten drei Raben. Mit ihrem schwarzen Gefieder hoben sie sich deutlich vom Graublau des Himmels ab und reflektierten sogar ein leicht glänzendes, dunkles Blau, wenn sie die Sonne im richtigen Winkel traf. Einer der Vögel, die dort oben wie Adler im Hochgebirge majestätisch kreisten, war ein besonders großer, der sich von den beiden anderen durch seine mächtige Gestalt deutlich abhob. Die Vögel waren wohl auf Nahrungssuche. Es ging schließlich, so dachte Geist, langsam auf Mittag zu.

ARNOLD GEIST WAR ein Mann in der Mitte seines Lebens. Finanziell gut abgesichert verfügte er über ein regelmäßiges Einkommen, mit dem er mehr als bloß ein gutes Auskommen hatte.

Die Frauen, die sich für ihn interessierten, beschrieben ihn in der Regel als gut aussehend, wenngleich sie ihn sich im Grunde stets um einen halben Kopf größer wünschten als er tatsächlich war. Er selbst sah diesen Umstand naturgemäß anders. Die Umwelt sah einen nie so, wie man es sich wünschte und annahm, dass es wirklich war.

Im Großen und Ganzen war Geist ein sehr zufriedener Mensch.

Seit ein paar Jahren war er Eigentümer jener äußerst geräumigen Wohnung, in der er bislang allein lebte. Er arbeitete überwiegend zuhause und hatte sich dafür in seinen Räumlichkeiten ein gemütliches Büro eingerichtet, das zudem über einen eigenen Zugang verfügte. Diesen benutzte er zwar nie, sah es aber als sinnvoll an, dass er existierte. Die baulichen Gegebenheiten hatten diesen Umstand ermöglicht, obwohl sich seine Wohnung im ersten Stock befand.

Er besaß kein Auto, jedoch gehörten sonderbarer Weise immer schon drei Parkplätze zu seiner Wohnung. Da das Haus, in dem er wohnte, in direkter Nähe zur Innenstadt lag,

konnte er diese, auch ohne großen Aufwand zu betreiben, einträglich vermieten.

Seine Reisen unternahm Geist gewöhnlich mit dem Zug. An weiter entfernte Ziele, die damit nicht gut oder nur sehr beschwerlich erreichbar waren, gelangte er in der Regel mit dem Flugzeug. Der nahe Flughafen machte dies möglich, gleichwohl Direktflüge eher selten zu buchen waren. Andererseits war das Fliegen in den letzten Jahren doch so komfortabel geworden, dass man mit einmal Umsteigen jede beliebige Metropole Europas und fast jede Metropole außerhalb Europas erreichen konnte.

Innerhalb der Stadt war er stets zu Fuß unterwegs. Nur in seltenen Ausnahmen musste er auf die öffentlichen Verkehrsmittel des städtischen Verbundes zurückgreifen.

Von Beruf war Arnold Geist Schreiber. Dies war seine offizielle Berufsbezeichnung, die er in allen amtlichen Dokumenten verwendete. Früher mutete ihn die amtliche Bezeichnung, als sie noch im Reisepass abgedruckt war, ein wenig komisch oder altertümlich an. Besser hätte er diese Wahrnehmung auch nicht ausdrücken können. Nicht, dass er selbst zur Überzeugung gelangt wäre, Schreiber sei eine komische oder eigenartige Berufsbezeichnung. Wenn er sie an irgendeiner Stelle einfügen musste, dachte er stets daran, was die anderen darunter wohl verstehen könnten. Aber nach all den Jahren, in denen er bei Behörden und Ämtern diese Bezeichnung angegeben hatte, musste er feststellen, dass sie faktisch nie hinterfragt oder gar angezweifelt wurde. Aus dem Reisepass ist die Berufsbezeichnung im Laufe der letzten Reformen verschwunden, beim Finanzamt, das für die Abwicklung seiner Steuererklärungen zuständig war, achtete man allein darauf, dass das betreffende Feld im Formular ausgefüllt wurde und

das Meldeamt führte längst keine individuellen Bezeichnungen mehr, sondern ausschließlich nur noch Sammelbezeichnungen, um diese statistisch möglichst günstig verarbeiten und interpretieren zu können. Unter welcher Bezeichnung er in der Zwischenzeit dort geführt wurde, wusste er nicht.

Zum Schreiben war Geist schon sehr früh gekommen. Nicht zu der Art von Schreiben, wie man sie in der Schule erlernte und vermittelt bekam. Sondern vielmehr zum zweckdienlichen Schreiben.

Onkel, Tanten, seine Eltern und letztlich alle, die in seiner Kindheit eine wichtige Rolle spielten, konnten Klavier spielen oder waren handwerklich begabt. Wenn es aber darum ging, einen Antrag an eine Behörde zu stellen oder gar eine einfache Rechtfertigung bei Gericht schriftlich ausgeführt abzugeben, sahen sie sich schnell von der Last erdrückt, die ihnen damit auferlegt wurde.

Dass Geist ein gewisses Talent hatte, sich den jeweiligen Umständen entsprechend immer adäquat auszudrücken und zudem in der Lage war, diese mit angemessenen Worten zu Papier zu bringen, zeigte sich früh und durch einen glücklichen Zufall.

Tante Frida war durch eine schicksalhafte Wendung in ihrem Leben dazu gezwungen, sich ihrem Arbeitgeber gegenüber, einer strengen behördlichen Einrichtung, ihre Umstände betreffend, zu rechtfertigen. Sie selbst war in ihre Gefühlsverwirrung völlig verstrickt und letztlich unfähig, etwas Sinnvolles zu Papier zu bringen. Ihre Geschwister stellten für ein solches Unterfangen auch keine wirkliche Hilfe dar. Also setzte sich Geist, damals gerade kein Kind mehr aber zugleich auch noch kein wirklicher Jugendlicher, unaufgefordert und von den anderen unbemerkt hin und begann, die ganze Mise-

re niederzuschreiben. Sachlich im Stil und ein wenig zurückhaltend in der Wiedergabe der Tatsachen legte er das Schreiben an. Als er ein paar Tage später Frida den Text kommentarlos und zu deren großen Verwunderung vorlegte, war diese sprachlos und glücklich zugleich. Ohne viel daran zu ändern, übernahm Tante Frida das Schreiben und stellte dieses der Behörde zu. Eine Antwort darauf erfolgte prompt und zugleich doppelt. Die erste Nachricht erreichte sie am Tag darauf am Telefon. Ihr Vorgesetzter rief zu ihrer großen Überraschung persönlich an und sagte ihr auf sein Wort seine volle Unterstützung zu, die er ihr aufgrund seiner Position und seinen Verbindungen nach bestem Vermögen erteilen konnte. Nicht allzu lang ließ die schriftliche Mitteilung des Leiters der Behörde auf sich warten. Mit Brief und Siegel ward ihr darin bescheinigt, dass sie sowohl auf finanzielle als auch auf persönliche Unterstützung hoffen durfte. Dieser Umstand machte Arnold zu ihrem uneingeschränkten Liebling. Und dieser blieb er bis an ihr Lebensende.

Dass diese zufällige Begebenheit zu einem Schlüsselereignis werden sollte, das ihn fortan begleitete und ihm stets Glück bescherte, konnte Arnold Geist in diesem Moment nicht erahnen.

IM RADIO SPIELTE EINE Interpretation von Brahms' Vertonung des Volksliedes »Da unten im Tale«. »Moderne Auslegungen sind wohl gerade sehr gefragt«, dachte Geist als ihn just in dem Moment die Türglocke abrupt in die Gegenwart zurück holte. Einmal mehr hatte er eine Stunde lang am Fenster gestanden, das Geschehen am Fluss beobachtet, nach den Vögeln gesehen und dabei ganz in Gedanken vertieft der Musik gelauscht. Wie rasch diese Zeitspanne verstrichen war, hatte er nicht wahrgenommen.

Nach Norden hin war die Aussicht etwas ganz Besonderes. Hinter dem Fluss tat sich eine Anhöhe auf, auf deren höchstem Punkt die Pfarrkirche zum heiligen Andreas stand. Majestätisch thronte diese über der Stadt und war von allen Ortsteilen aus zu sehen. In der Nacht wurde sie beleuchtet und zeichnete dann mit der sie einfriedenden Mauer ein klar wahrzunehmendes Bild in das Blickfeld, das ansonst von einem Durcheinander an Eindrücken geprägt war. Überall waren des Nachts Lichter zu sehen und kaum eines konnte so gut zugeordnet werden, wie dieser erhaben anmutende Anblick.

Von Geists Fensterfronten aus konnte man viele weitere Kirchen an ihren Turmspitzen ausmachen. Und jedes Mal, wenn er ihren Anblick genoss, wunderte er sich über die hohe Dichte an Kirchen und Klöstern, die diese Stadt auf-

wies. Kaum einer der bekannteren Orden war in dieser Stadt nicht mit einem Männer- oder Frauenkloster vertreten, und wenn auch über die Jahre die Zahl der geistlichen Brüder und Schwestern kontinuierlich gesunken war, so musste überraschender Weise noch keines mangels Nachwuchs völlig geschlossen werden. In so manchem Orden wurde weiterhin außerhalb der Stadt ein landwirtschaftlicher Betrieb oder eine Gärtnerei geführt, und so war es für viele Bürger nichts Außergewöhnliches, sich mit Obst und Gemüse über die nahe gelegenen Klosterläden und nicht in den üblichen Supermärkten zu versorgen.

Nach Osten hin öffneten sich die Parkanlagen jenseits des Flusses, der die Stadt, die in einem leichten Becken angesiedelt und von sanften Hügeln umgeben war, vom Westen nach Osten durchtrennte. Für Geist bildeten diese Anlagen den Eingang zu jenem Viertel, in dem vor allem die Universität und das allgemeine Krankenhaus das Geschehen prägten. Erstere konnte er durchaus bei jedem Wetter und auch spontan jederzeit zu Fuß erreichen, in zweiterem, dem Krankenhaus, war er schon lange nicht mehr gewesen. Wenn er dieses jedoch aufsuchte, dann ausschließlich dazu, um einen Krankenbesuch abzustatten. Krank war er selten und selbst noch nie so krank gewesen, dass dies einen stationären Aufenthalt notwendig gemacht hätte. Als er dort einst einen Teil seines Militärdienstes absolvierte, war es noch nicht zu jenem Campus ausgebaut, den es heute dicht bebaut einnahm. Hinter dem Universitätsgelände taten sich breitere Straßen sowie eine überwiegend industriell besiedelte Gegend auf, die viele Kilometer weiter östlich in das dem Flughafen vorgelagerte Gebiet überging.

Nach Süden und ein wenig nach Westen hin war die eigentliche Stadtmitte angesiedelt, die in ihrem Kern auf eine

mittelalterliche Siedlung zurückging und die sich nur noch in Wenigem erahnen ließ. Was nicht durch den Zweiten Weltkrieg unwiederbringlich zerstört und nicht wieder dem Alten nachempfunden aufgebaut wurde, beseitigten eifrige Stadtplaner spätestens und dafür gründlich in den 1960er-Jahren. Die ehemalige Stadtmauer war nur entlang des Flusses, auf einer Länge von circa 300 Metern noch erkennbar und in Resten erhalten. Ein ehemaliger Wehrturm, der bis vor einigen Jahren eine kleine Bibliothek und nun die Werkstatt eines weithin bekannten Buchbinders beinhaltete, bildete den Abschluss dieser Anlage. Geist konnte den, in seinem Grundriss rund angelegten, Turm von den ostseitigen Fenstern noch ausmachen. Eine Baustelle, so schien ihm, würde für einen längeren Zeitraum den direkten Blick dorthin möglicherweise verstellen. Doch noch hatten die zu errichtenden Gebäude ihre fertige Höhe nicht erreicht und mit etwas Glück blieb ihm aufgrund der Anordnung der entstehenden Bauwerke die Aussicht dorthin erhalten.

Bräuners Bemerkung über die Glocke bewahrheitete sich unvermittelt. Aus seinen Gedanken gerissen war er augenblicklich hell wach, realisierte, dass ein Termin anstand und machte sich unverzüglich auf den Weg, Frau Kramer am Hoftor zu empfangen.

Bereits als er die junge Dame dort stehen sah, war ihm klar, mit wem er es zu tun hatte. Wie einen Identitätsausweis trug sie die markanten Gesichtszüge ihrer Familie. Die Kramerschen waren in der Stadt nicht weniger bekannt als die anderen einflussreichen Familien. Ihnen gehörten zumindest drei der besten Hotels, alle in guten Lagen, daneben das eine oder andere Kaufhaus und jede Generation brachte zumindest einen stattlichen und ebenso erfolgreichen Politiker her-

vor. Die Geschichte der Kramers spiegelte sich in den regionalen Zeitungen üppig wieder und war daher auch Arnold Geist nur allzu gut bekannt.

Am Tor angekommen, öffnete er den linken Holzflügel und ließ die Besucherin eintreten. Erst danach reichte er ihr die Hand und begrüßte sie mit jener Zuvorkommenheit, mit der er allen seinen Kunden stets begegnete. Ohne ein Wort zu wechseln, bat er sie weiter. Sie folgte ihm, ohne ihrerseits ein Gespräch zu bemühen. Gemeinsam querten sie den kleinen, nur in Teilen gepflasterten Hof und stiegen anschließend die steilen Stufen der Außentreppe empor in den ersten Stock. Oben angekommen führte ein Außengang dem Haus entlang, der sich, aus der Ferne betrachtet, wie ein Balkon vom Gebäude abhob und trotzdem so angebracht war, dass dieser sowie sämtliche darüberliegende vollständig vom Dach überragt wurden. Fast am Ende des Ganges angekommen, öffnete er die Wohnungstür und ließ ihr den Vortritt.

So wie viele seiner Kunden führte er Frau Kramer in die Küche und nicht, wie man vermuten könnte, in sein Arbeitszimmer. Diese war vom Vorzimmer aus der nächst gelegenen Raum. Alle Zimmer seiner Wohnung waren sehr geräumig. Auch die Küche. An der Südseite stand unter einem der beiden Fenster ein großer Holztisch. Allein dieser und die ihn an zwei Seiten umgebende Holzbank ließen die Küche sehr einladend erscheinen. Geist bot sich an, ihr aus dem leichten Stoffmantel, der ihm für die immer noch sehr wechselhafte Jahreszeit ein wenig zu kühl vorkam, zu helfen und bat sie, Platz zu nehmen. Wenn neue Kunden kamen überließ er ihnen immer die Platzwahl, wenngleich er schon im Vorfeld erahnen konnte, wohin sie sich schließlich setzten. Auch Stefanie Kramer ließ sich stirnseitig auf der gemütlich anmutenden Holz-

bank nieder. Dieser Platz gewährte einem Überblick sowohl über das Geschehen in der Küche als auch, mit Blick durch die beiden Fenster, über das Kommen und Gehen, das sich am Außengang abspielte. Wenn Geist keine Gäste hatte, war dies sein Platz. Ansonsten beharrte er nicht darauf und überließ ihn gerne anderen.

»Darf ich ihnen etwas zu trinken anbieten?« Er begann mit einer belanglosen Phrase. Diese kam manchen seiner Kunden entgegen, eröffnete sie doch quasi Räume, das Gespräch beliebig fortzusetzen und schließlich mit ihrem eigenen Tempo exakt an jener Stelle einzuhaken, die ihnen in ihrer Situation am besten gerecht wurde. Frau – oder sagt man bei einer jungen Dame heutzutage noch Fräulein, ohne dass dies als inkorrekt missverstanden wird? – Kramer nutzte auch sofort die Gelegenheit.

»Ja gerne, vielen Dank. Ein Glas Wasser wäre fein. Den ganzen Vormittag war ich unterwegs und habe dabei wohl völlig auf das Trinken vergessen. Jetzt bin ich halb verdurstet.« In heiteren Worten erzählte sie vom bisherigen Verlauf ihres Tages. Ihre Stimme klang dabei unbeschwert, man hätte so gar sagen können hell und klar und ließ sie um einiges jünger erscheinen als sie tatsächlich war.

Geist hörte aufmerksam zu und lächelte, wenn sie die eine oder andere Episode zum Besten gab. »Kontaktscheu scheint Frau Kramer nun wirklich nicht zu sein«, dachte er bei sich. »Sie kennt mich gar nicht und erzählt mir von sich fast wie einer guten Freundin.« Vielleicht aber war Geist nicht gewöhnt, so unbeschwert mit Kunden zu plaudern, waren doch seine eigenen meist welche, die mit einer Last zu ihm kamen, von der sie erhofften, dass Geist sie ihnen abnehmen konnte.

Als Stefanie Kramer sich kurz unterbrach und eine Pause einlegte, wurde auch ihr Gesichtsausdruck ein anderer.

Ganz seriös gab sie sich, als sie augenblicklich zum eigentlichen Grund ihres Kommens wechselte.

»Ich möchte sie mit dem Verfassen meiner Abschlussarbeit beauftragen.«

In einem Ton, der wenig Spielraum für Interpretationen ließ, kam sie ohne Umschweife oder weiteren Erklärungen zur Sache. Dies war durchaus nicht immer der Fall. Viele seiner Kunden begannen damit, zuerst lang und breit die Gründe ihres Kommens auszuführen, oder vielmehr Rechtfertigungen vorzubringen, die sie sich wohl nur selbst aber keinesfalls ihm schuldig waren. Zumindest sah er dies so. Unter seinen Kunden befanden sich, so seine Einschätzung, die in der Zwischenzeit auf der Erfahrung vieler Jahre beruhte, Klienten und Patienten. Für erstere war der Schritt, auf ihn zuzukommen, bloß ein Auftrag wie jeder andere. Um den Rest kümmerten sie sich selbst. Patienten hingegen mussten betreut und umsorgt werden. Kunden, die in diese Kategorie fielen, nahm er schon lange nicht mehr an. Auch nicht, wenn es sich um die Söhne und Töchter besonders gut gestellter Persönlichkeiten handelte, die ihm mit ihrem Wohlwollen in der einen oder anderen Situation hilfreich sein könnten. Und auch nicht, wenn Papa und Mama die sprichwörtlich dicke Brieftasche zu zücken bereit waren. Finanziell hatte er es nicht notwendig, sich dem Einkauf um jeden Preis zu stellen. Und emotional wollte er sich in Zukunft ja völlig anders binden. Dafür musste er sich entsprechende Freiräume schaffen und diese gegen jedwede Eindringlinge verteidigen.

Frau Kramer war also Klientin. Und das war gut so. Auch wenn er sie in der kurzen Zeit ihres Besuches noch nicht wirk-

lich kennenlernen konnte, so mochte er ihre etwas forsche, aber in jedem Fall höfliche Art bereits auf den ersten Blick.

Alles Weitere, das die konkreten Inhalte betraf, war für ihn an und für sich Routine. Er stellte Fragen, die er in genau der gleichen Weise schon viele Male in ganz ähnlichen Situationen gestellt hatte. Gerne hätte er mit seinem sympathischen Gegenüber anderes besprochen, aber, um beim Geschäftlichen zu bleiben, das er in der Regel schnell hinter sich brachte, musste er eben Bestimmtes nachfragen.

Der kurzgehaltene Dialog ergab, dass sie sich eine Arbeit wünschte, die den Abschluss ihres Masterstudiums der Betriebswirtschaft betraf. Thematisch gab es von allen Seiten wenig Vorgaben. Einschränken wollte Frau Kramer lediglich, dass die Arbeit die regionalen Auswirkungen der örtlichen Werbewirtschaft beleuchten sollte. Zahlen dazu könnte sie aus dem Bereich des Hotelwesens beisteuern. Diese seien ihr über die Betriebe ihrer Eltern zugänglich, und sie würde die Assistentin der Hotelleitung anweisen, sie ihm jederzeit zu seiner Verfügung zu halten. Ohne darauf hinzuweisen, ging Frau Kramer also wohl davon aus, dass Geist Bescheid wusste, welches Hotel damit gemeint war. Und natürlich wusste er das. Wer in der Stadt, der hier nicht neu war, hätte die Werbemaßnahmen der Kramers übersehen können? Manchmal konnte man wahrlich das Gefühl haben, dass einem die Werbung wie andere Kampagnen förmlich aufgedrängt wurden.

Geist schätzte, dass sich ein solches Thema durchaus in einem halben Jahr bewältigen ließ. Dafür musste er sich in keinen umfänglichen Theorienapparat einlesen oder sich gar mit schwer verständlichen Hypothesen beschäftigen. Für die Bewältigung eines Großteils der Arbeit würde Hausverstand und das Schmökern in einführenden Handbüchern reichen.

Also sagte er zu. Es war schon ein wenig her, dass er zuletzt ein betriebswirtschaftliches Thema bearbeitete. Die letzte Abschlussarbeit, die er angenommen hatte, lag jetzt bereits viele Monate zurück, und zudem standen im heurigen Jahr keine weiteren größeren Schreifarbeiten an. Weder für ihn selbst noch für andere. Demnach hatte er Zeit.

Als einen möglichen Horizont für die Fertigstellung vereinbarten sie die kommenden zehn Monate. Dies passte auch zu ihren Vorstellungen. Schon in zwei Wochen wollte sie in den USA und erst gegen Ende des Jahres wieder zurück sein. Prüfungen standen keine mehr an. Diese hatte sie absolviert. Das Einreichen der schriftlichen Arbeit wäre dann der letzte Schritt zum Abschluss.

»Meine Eltern planen, ihr Geschäft in den Staaten zu erweitern. Viele unserer Gäste finden den Weg zu uns über unsere Geschäftspartner in den USA. Nach Abschluss meines Studiums soll ich mich zur Gänze diesen Aufgaben widmen. Der längere Aufenthalt ist quasi als Schnupperreise gedacht. Anschließend treffe ich mich dort mit meinem Verlobten. Wir wollen uns ein wenig an der Ostküste umsehen.«

»Also doch ein wenig Rechtfertigung«, dachte Geist.
»Fräulein Kramer ist also nicht ganz so abgebrüht, wie man meinen könnte.«

»Da kommt mir diese Abschlussarbeit ganz und gar ungelegen. Zeitlich jedenfalls.« Frau Kramer nahm einen Schluck Wasser aus ihrem immer noch vollen Glas, das er schon vor einiger Zeit vor ihr abgestellt hatte.

»Auch das Glas ist alt. Alt und wunderschön. Es trägt einen silbrigen Schein im Sonnenlicht. Einige Dinge haben sich von Louise erhalten und werden wohl ewig bleiben. Das

ist gut so. Dinge, die bleiben. Auf die Verlass ist. Einfache Dinge. Ganz einfache Dinge ... «

Geist driftete in Gedanken weg vom Gespräch. Frau Kramer erzählte weiter. Er aber hörte nicht zu. Musste er auch nicht. Er würde den geschäftlichen Erfolg der Kramers in den USA ohnehin demnächst in der regionalen Ausgabe der Zeitung lesen. Und vom Umstand, dass alles, was diese Familie zustande brachte, vom Erfolg gekrönt war, war er überzeugt. Es gab solche Menschen. Nicht, dass diese bloß geschickter agierten als andere, die Gleiches versuchten. Sie hatten auch das Glück auf ihrer Seite. Und was kann einem Besseres erfahren, als Glück zu haben. Leistung allein, das wusste er nur zu gut, reicht nicht, um Erfolg zu haben. Zumindest, wenn man diesen anstrebt.

Dass Frau Kramer die auf sie mit der Auftragserteilung zukommenden Kosten nicht ansprechen würde, war er sich sicher. Und genau so verhielt es sich letztlich auch. Nicht, dass sie dies nicht interessieren und sie einfach alle Kosten übernehmen würde. Koste es, was es wolle, sozusagen. Das war gewiss nicht der Fall. Geistes Dienste wurden nirgendwo angeboten. Er selbst hatte auch nie dazu beigetragen, diese bekannt zu machen. Und doch verhielt es sich so, dass seine Kunden stets auch darüber Bescheid wussten, mit welchen Ausgaben sie zu rechnen hatten. Auf welche Art und Weise diese Informationen weitergegeben wurden, konnte er im Detail zwar erahnen, nachgeforscht hatte er jedoch nie und wollte diesen Umstand einfach auf sich beruhen lassen. Stille Post funktionierte eben auch und in diesem Fall besser als jede Form der Werbung, die sich in diesem Geschäftsfeld nur allzu leicht in ein Zuviel an Aufmerksamkeit verwandelte.

»... und deshalb freue ich mich, dass sie meinen Auftrag annehmen können.« Frau Kramer schien ihre Ausführungen zu beenden.

»Wenn ich Zeit habe«, fing er an, »und Lust dazu«, ergänzte er in Gedanken, »dann helfe ich gerne.« Er stand auf. Frau Kramer tat es ihm gleich.

»Ich werde die nächsten zwei Monate damit verbringen, ein Grundgerüst ihrer Arbeit zu erstellen und den einen oder anderen Abschnitt beispielhaft vorfertigen. Wenn sie Interesse haben, kann ich ihnen nach ungefähr einem halben Jahr den Großteil schriftlich zukommen lassen. Dann erhalten sie einen genaueren Eindruck.«

»Vielen Dank. Lassen sie von sich hören, wenn sie soweit sind. Meine genaue Adresse bekommen sie rechtzeitig von unserer Hotelassistentin. Es steht zur Zeit noch nicht fest, wo genau ich untergebracht sein werde. Wenn sie das Material mit den Zahlen in den nächsten Wochen abholen kommen, sollte jedoch auch dies geklärt sein.«

Mit einem freundlichen Lächeln verabschiedete sich Stefanie Kramer. Sie nahm ihren Mantel und ging voraus zum Ausgang. Geist folgte ihr gemächlich und verabschiedete sie im Türstock. Er wartete, bis sie die Treppe hinabgestiegen und am Hoftor angekommen war. Stefanie Kramer drehte sich um, winkte ihm kurz zu und verschwand durch dieses. Er hörte noch das Starten und leise Anfahren ihres Wagens, als er sich umdrehte und allein in seine Wohnung zurückkehrte.

ARNOLD GEIST BLIEB IM FLUR seiner Wohnung stehen. Durch die offenen Türen der Räume, die südlich an den Vorraum angrenzten, gleißelte das Sonnenlicht bis in die Mitte der Wohnung. An einigen Stellen schaffte es die, der Jahreszeit entsprechend immer noch eher tief stehende Sonne sogar einige Strahlen über die Mitte hinaus in die nordseitigen Zimmer zu schicken. Im Winter, wenn sich die Nebel lichteteten und man für jeden Sonnenstrahl dankbar war, halfen die hohen Fensterlaibungen, diese in die Wohnung zu führen. Zudem besaßen alle südseitig gelegenen Räume großzügige Oberlichter, die direkt über den Zimmertüren eingearbeitet waren, und die gerade bei tiefem Sonnenstand den Rest der Wohnung aufhellten.

So wie dieses kleine Detail, konnte man an allen wesentlichen Merkmalen, die seine Wohnung aufwies, erkennen, dass sie schon vor langer Zeit von einem erdacht wurden, der sein Handwerk allemal verstand. Bewusst wurde dies Geist jedoch erst, als er vor Jahren begann, die Wohnung schrittweise zu renovieren.

Über viele Jahre war er in genau dieser Wohnung bloß zu Besuch gewesen. Da hatte hier noch Louise gelebt und ihn als einen ihrer seltenen Gäste gerne empfangen. Louise war eine jener Frauen, die in den Augen von Kindern oder jungen

Heranwachsenden immer als alt wahrgenommen werden. Bereits mit fünf oder vielleicht sechs Jahren durfte Geist nachmittags manchmal den Weg von seiner Großmutter bis zur Wohnung von Louise selbst zurücklegen. Anfangs kam Großmutter noch ein kurzes Stück mit. Sie brachte ihn an die einzige Stelle, an der er eine Straße überqueren musste und sorgte dafür, dass er ordentlich Acht gab, wenn er hier die Seite wechselte. In seiner Kindheit besaßen nur wenige Leute im Ort ein Auto. Trotzdem zählte diese Straße auch bei wenig Verkehr zu den belebtesten, denn einerseits war sie eine wichtige Einkaufsstraße und zog damit wie magnetisch viele potentielle Kunden an, und andererseits bot sie jenen, die die Stadt vom Westen kommend durchqueren wollten, den kürzesten Weg und war damit für die Durchfahrt bei allen sehr beliebt. Erst viel später, als er schon als Erwachsener galt, wurde sie zur Einbahnstraße und sehr viel später erst für die Durchfahrt teilweise gesperrt. All den Maßnahmen zum Trotz war der Verkehr an dieser Stelle jetzt deutlich stärker als in seiner Kindheit.

Hatte er schließlich die Straße überquert, so konnte er zu Fuß auch allein den Weg bis zum Haus von Louise gefahrlos fortsetzen. Später, als Großmutter zur Einsicht gelangt war, dass er ein achtsames Kind war und dem Verkehr genug Aufmerksamkeit schenken konnte, blickte sie nur noch vom Fenster auf die Straße hinab, um sicher zu sein, dass nichts geschehen war und er sich einmal mehr ordentlich verhalten hatte. Diese Achtsamkeit behielt sie auch noch viel später bei, als er tatsächlich alt genug war und längst weite Strecken mit seinem Fahrrad innerhalb der Stadt zurücklegte, ohne dass man sich deshalb hätte Sorgen machen müssen.

Louise war eine sehr religiöse Frau gewesen. Sie bewahrte in ihren Schränken die unglaublichsten Reliquien auf, die sie

für ihn jedes Mal hervorkramte, wenn er danach fragte. Ein großer, 20 Zentimeter langer Eisennagel hatte es ihm besonders angetan. Ihn konnte er minutenlang fasziniert betrachten und dabei drehen und wenden. Es war gar kein geschmiedeter Nagel, wie man vermuten würde, sondern lediglich ein besonders lang gezogener, wie er von Zimmermännern verwendet wird. Auch hafteten nur wenige Spuren von Rost an ihm.

»Mit diesem wurde unser Herr, Jesus Christus, ans Kreuz genagelt«, hatte sie ihm stets erklärt, wenn er ihn schließlich in Händen hielt und aufmerksam von allen Seiten betrachtete.

Dass er daran seine Zweifel hatte, und dass er vielmehr glaubte, dass dieser sowie die vielen anderen Gegenstände wohl kaum tatsächliche oder wenigstens vermeintliche Reliquien sein konnten, wollte er ihr gegenüber lieber verbergen. Die kindliche Neugier und der Drang, all diese seltsamen Dinge berühren und in ihnen wühlen zu dürfen, hatte ihn vorsichtig werden lassen. Ein falsches Wort aus seinem Kindermund hätte wohl dazu führen können, dass Louise ihre Schätze für immer vor ihm verbarg. Lästerlich zu sein war in ihren Augen unverzeihlich.

Nach Louises Tod hatte sich niemand um ihren Nachlass gekümmert. Das wenige Geld, das sie besaß, wurde für die Beerdigung verwendet. Und all die anderen Dinge wurden von ihren Erben als wert- und zudem überaus nutzlos angesehen. So verblieben auch die Reliquien nach ihrem Tod in der Wohnung und gingen später ungefragt in seinen Besitz über. Wenngleich er diese nicht so aufbewahrte, dass sie stets greifbar wären, so hatte er sie doch aufbewahrt und kannte

den Ort gut, an dem er sie vor ihrer irrtümlichen Entsorgung sicher hinterlegt hatte.

Das Haus, in dem die Wohnung lag, galt schon lange als baufällig. Die alten Holzfenster waren nur noch unvollständig vorhanden, das Dach ein wenig löchrig und der Verputz blätterte an einigen Stellen vom Mauerwerk. Das war, was auf den ersten Anblick zu sehen war. Und trotzdem bemühte sich Geist darum, die Wohnung von Louise übernehmen zu können. Er hatte immer schon gehnt und vor allem gehofft, dass er hier einmal wohnen und sich wohlfühlen könnte. Der Vermieter, der zugleich der Eigentümer der gesamten Liegenschaft war, wollte erst gar nicht auf sein Angebot einer Nachmiete eingehen. Vielmehr bemühte er sich beim zuständigen Amt um eine Abrissgenehmigung, denn eigentlich lag das Haus an einer sehr reizvollen und attraktiven Stelle, an der man allein aus dem Verkauf des Grundstücks lukrative Gewinne erzielen konnte. Nahe dem Zentrum und direkt am Fluss gelegen würde ein neu errichtetes Bürogebäude darüber hinaus für viele Firmen anziehend genug erscheinen und dem Eigentümer auf Dauer als eine gute und verlässliche Einnahmequelle dienen. Doch da sich die Erteilung der entsprechenden Genehmigung hinzog, willigte der Eigentümer letztlich ein, Geist einen Mietvertrag bis zum Abbruch des Gebäudes auszustellen.

Schließlich kam alles ganz anders als es sich der Eigentümer erhofft hatte. Das Denkmalamt des Bundes wurde aufmerksam und schickte einen Gutachter zur Prüfung des Antrages. Dieser wies in seinem Urteil auf die im Fundament des Gebäudes noch vorhandenen mittelalterlichen Mauerreste sowie auf die eigentlich gute Bausubstanz hin. Zudem stellte, so der Gutachter, das Gebäude samt dem zugehörigen Innen-

hof und der Ummauerung ein Ensemble dar, das in seiner Ursprünglichkeit in der Stadt nur noch sehr selten anzutreffen wäre und deshalb Haus und Hof als schützenswerte Denkmäler anzusehen seien. Der Bescheid des Bauamtes sah demnach vor, dass der Eigentümer das Haus zu erhalten und in einen besseren Zustand zu versetzen hätte, um dem weiteren Verfall rechtzeitig Einhalt zu gebieten. Die vorgegebenen Maßnahmen wurden mit einer Fristsetzung versehen. Das Dach musste sofort repariert, die fehlenden Fenster im obersten Stockwerk noch vor dem Wintereinbruch ergänzt werden. Alle anderen Mängel wurden als eher kosmetische und keinesfalls aber als substanzielle angesehen, sodass sie einen Abbruch des Hauses in keinem Fall rechtfertigen würden.

Mit einem solchen Entscheid hatte der Eigentümer nicht gerechnet.

Obwohl er in der Baubranche als eine sehr umtriebige und besonders vorausschauende Person galt, brachte ihn dieser in unerwartete finanzielle Bedrängnis. Das ganze Haus konnte er nicht vollständig in Stand setzen, um die Wohnungen anschließend zu vermieten. Wollte er in der Stadt weiterhin gute Geschäfte mit seinen Immobilien machen, so konnte er sich auch mit den Behörden keinen langwierigen Rechtsstreit leisten, der zugleich auf allen Seiten nur Unmut auslösen würde. So beschloss er kurzerhand, den Minimalanforderungen nachzukommen und bot gleichzeitig Geist die Mietwohnung zum Kauf an, um aus dem Erlös wenigstens einen Teil seiner Ausgaben zurück zu bekommen.

Arnold Geist erwarb das Eigentum am gesamten ersten Stock sowie an der Hälfte der Kellerräumlichkeiten. Für den Kauf setzte er einen Großteil seiner Ersparnisse ein. Was ihm

blieb und was in den Jahren danach noch an Einnahmen hinzukam verwendete er für die Instandsetzung.

Die Beschäftigung mit dem Umbau der Wohnung ließ ihn zu einem wahren Experten auf vielen Gebieten des Baugewerbes werden, von denen er vorher nur eine ungefähre oder gar keine Ahnung gehabt hatte. Aber es war nun einmal Geistes Sache, sich in Fremdes und Unbekanntes einzuarbeiten und sich fortan darin zu bewegen, als hätte er bloß dieses Eine gelernt.

Baufirmen, die zur Besichtigung des Vorhabens auf seine Einladung hin ihre Fachkräfte schickten, winkten entweder ab oder legten Arbeitspläne vor, die ihm zu unpräzise und undurchsichtig erschienen. Also tat er, wie er immer tat. Er besorgte sich die entsprechenden Unterlagen, wie historische Gebäude fachmännisch restauriert wurden und machte sich auf die Suche nach Arbeitern, die kundig waren im Umgang mit den passenden Materialien. Beides ließ sich letztendlich finden. Geduld und Beharrlichkeit waren auf seiner Seite.

Mit Sand, Kalk und Wasser konnten die adäquaten Mörtel und Putze hergestellt werden. Wasser war vorhanden. Auf einem der Nachbargrundstücke fand sich eine zwar alte, aber im Grunde völlig intakte Kalkgrube, aus der, obwohl noch reichlich vorhanden, schon lange kein Material mehr entnommen worden war. Wie sich herausstellte, war es den Besitzern nur recht, wenn er damit begann, sukzessive deren Inhalt zu plündern. Denn einmal geleert, wollten sie die Grube für immer schließen und den Platz für anderes, wesentlich Nützlicheres verwenden. Wie Geist erhofft hatte, war der jahrzehntelang abgelagerte Sumpfkalk besonders cremig und band schnell mit dem untergehobenen Sand und dem zugesetzten Wasser zu einer leicht handhabbaren Masse ab. Sand konnte

im Innenhof auch mit einem Male in ausreichender Menge abgeladen werden und musste nur mit einer großen, wasserdichten Plane gegen das Auswaschen durch den Regen geschützt werden.

Allein mit diesen einfachen und zudem äußerst kostengünstigen Mitteln wurde die Renovierung in Angriff genommen.

Etwas langwieriger als die Beschäftigung mit den Bauhandbüchern gestaltete sich die Suche nach entsprechenden Fachkräften. Hatte er jedoch einen ersten gefunden, so konnte dieser aus seiner Bekanntschaft meist einen zweiten nennen oder kannte jemanden, der wiederum jemanden kannte. Dass die Zusammenarbeit in diesem Gewerbe im Grunde häufig in dieser Art funktionierte wurde ihm alsbald klar. Und so kam es, dass bereits vier Wochen, nachdem er sich entschlossen hatte, die Renovierung durchzuführen, mit den Arbeiten begonnen werden konnte.

Die Kellerräume des Hauses besaßen einen gestampften Lehmboden, der dicht genug war, um keine Feuchtigkeit aus dem Grundwasser oder aus dem das Haus direkt umgebenden Erdreich durchzulassen. Zudem war der Boden ebenmäßig angelegt und musste nur an wenigen Stellen ergänzt werden. Franz, der Maurer, der mit seinem Neffen die Arbeiten schließlich in Eigenregie begann, konnte mit seinem Kleinlastwagen den wenigen, einzubringenden Lehm aus der nahen Lehmgrube eines stillgelegten Ziegelwerks problemlos zur Baustelle transportieren. Über eine einfach zugerichtete und rau gezimmerte Rutsche schaufelte der Neffe den fetten Lehm, der auch großem Wasserdruck standhalten sollte, nach unten. Festgestampft wurde alles mit einer Rüttelmaschine. Der Kellerboden befand sich zwar einige Meter unter dem

Straßenniveau der Umgebung, der Abstand zum Grundwasserspiegel war aber trotzdem noch ein ziemlich großer. Der Fluss hatte sich im Lauf der Jahrtausende tief in die Gesteinsmassen seiner Sohle eingegraben und damit auch den Spiegel des Grundwassers deutlich gesenkt.

Die Wände des Mauerwerks waren von den untersten Reihen an bis unter den Giebel des Daches vollständig aus Stein errichtet. An der tiefsten zugänglichen Stelle des Fundaments waren diese nahezu zwei Meter dick und besaßen an der Nordseite in regelmäßigen Abständen senkrecht nach oben führende Verstärkungen wie sie aus statischen Gründen bei den Mauern sehr hoher Gebäude oder Befestigungen üblicherweise anzutreffen sind. Die großzügige Dimensionierung dieser in die Außenmauern eingearbeiteten Strebepfeiler erinnerte deutlich daran, dass das Haus einmal direkt an der Stadtmauer gelegen hatte. Reste der Stadtmauer waren entlang des Flusses zu beiden Seiten des Hauses jedoch nur noch an wenigen Stellen sichtbar, in ihrer Funktion zwischenzeitlich vollständig verschwunden. Die Mauer war in ihrer Gesamtheit einst wohl ein zentrales Glied in der Verteidigung der mittelalterlichen Stadt gewesen. Die Strebepfeiler verloren sich im sichtbaren Mauerwerk auf der Höhe des ersten Oberstocks. Die Verjüngung des Mauerwerks nach oben hin war so angelegt, dass im zweiten und damit letzten Stock des Gebäudes die Außenmauern rundum fast noch einen Meter dick waren und mit ihrem Gewicht genau in der Mitte und damit direkt am Schwerpunkt lagen.

Bei der Renovierung mussten einige Ziegel des gemauerten Kellergewölbes ergänzt werden. Ein vorsichtiger Blick unter den Putz zeigte, dass dieses ursprünglich vollständig mit flachen Schiefersteinen ausgeführt war, in einer späteren Bau-

oder Renovierungsphase jedoch einige der Rundbögen der Decken um die damals üblichen Vollziegel erweitert wurden. Die meisten der einst herabgefallenen fanden sich vereinzelt ohnehin beim Leeren der Kellerräume und konnten wieder eingesetzt werden. Die fehlenden wurden aus den grob sortierten Bauschuttlagerstätten ergänzt, die der Maurer und sein Gehilfe geduldig absuchten. Zum größten Teil trugen die so herbeigeschafften Ziegel sogar die gleichen Stempel, die darauf hinwiesen, dass sie vom gleichen Hersteller oder gar aus der selben Ziegelei stammten wie jene, die in seinem Haus eingesetzt waren. Die einzigen Arbeiten im Untergeschoss, die ein wenig an Mehraufwand nach sich zogen, waren die Vorbereitungsarbeiten für die Errichtung eines Heizungsraums sowie für eine Lagerstätte, an der der Vorrat an Brennmaterial gehalten werden sollte.

Wenngleich Geist Änderungen am Haus nur mit Bedacht vornahm, so dachte er nicht daran, die Räume des Hauses weiterhin mühsam mit einzelnen Öfen zu beheizen, wie dies bislang geschehen war. Eine gut funktionierende Heizungsanlage sollte den Wohnkomfort deutlich steigern. Dafür wurden mit einer Diamantsäge Löcher in die Gewölbedecke geschnitten, deren Bohrkerne zugleich einen intimen Blick ins Innere und damit in die ältesten Bauabschnitte des Hauses erlaubten. In diesen Durchgängen sollten später die Rohrleitungen verlegt werden. Das einfacher zu bewerkstellende Bohren der Löcher kam nicht infrage. Das Mauerwerk wäre dadurch deutlich mehr in Mitleidenschaft gezogen worden. Größere Metalltüren mussten zudem die alten Holztüren in diesem Bereich ersetzen. Einerseits reichte die lichte Durchgangsbreite der vorhandenen Türstöcke nicht aus, um dort später den Heizkessel und zwei größere Pufferspeicher durchtragen zu

können, andererseits waren im Heizungsbereich ohnehin metallene vorgeschrieben.

In dieser Zeit wohnte Arnold Geist noch in seiner bisherigen Wohnung, die unweit seiner »Baustelle« lag. Obwohl ihm schon der Mietvertrag, den er bereits vor dem unerwarteten Kaufangebot eingegangen war, erlaubt hätte einzuziehen, hatte er nicht vorgehabt seine alte Wohnung aufzugeben, solange in der neuen nicht alles in einen auch tatsächlich bewohnbaren Zustand gebracht worden war. In dieser Zeit verband er so manchen Weg oder etwa auch einen spontanen Spaziergang in den Nachmittagsstunden mit einem Besuch bei den beiden stets fleißigen und völlig selbständig werkenden Arbeitern und konnte sich so davon überzeugen, dass alle Arbeiten ordentlich und nach seinen Vorstellungen verrichtet wurden. Mit anhaltendem und zunehmend sichtbarem Fortschritt der Renovierung stieg seine Freude darüber, hier in absehbarer Zeit einziehen zu können.

Es schien ihm, dass ihn die alten Gemäuer, die gewölbten Decken, die tiefen und doch hellen Fensterlaibungen schon sehnlichst erwarteten.

Später dann, als die Maurerarbeiten und jene der Installateure erledigt und die Wände frisch geweißt waren, wurden die Fußbodenbretter einzeln von den darunter liegenden Balken gehiebt und nummeriert in den Nebenräumen gelagert. Wie sich zeigte, waren sowohl die den Boden tragenden Balken als auch die Fußbodenbretter selbst in einwandfreiem Zustand. Auch wenn ihr Alter auf deutlich über 100 Jahre geschätzt wurde. Die einen, nämlich die Balken, waren aus Eiche, deren Farbe aufgrund fehlenden Kontakts mit dem Sonnenlicht auch nach so vielen Jahren nicht ins Dunkelbraune oder gar Schwarze sondern in ein dunkles Ocker übergegan-

gen war. Geist wusste, dass dieses Holz Jahrhunderte überdauern konnte, sofern es nicht der Feuchtigkeit ausgesetzt war, die nahe am Fluss in so manchem Gebäude vorherrschte. Die anderen, die Dielen, waren aus Schwarzkiefer geschnitten und mit fünf Zentimetern Dicke stattlich ausgelegt. Auch an ihnen musste nichts verändert werden. An der Form ihrer Maserung ließ sich erkennen, dass das Holz von sehr ebenmäßig gewachsenen Bäumen stammte. Keines der Bretter war besonders aus seiner Form gezogen. Der Zimmermann, der die Bohlen schließlich wieder auf die Balken setzte, riet jedoch dazu, die an das Mauerwerk anschließende Fuge ein wenig zu vergrößern. Mit der Inbetriebnahme der Heizung würde das Holz im Winter stärker austrocknen als dies bei einer Ofenheizung der Fall wäre und sich damit auch mehr bewegen, wofür ein größerer Spielraum eingerechnet werden musste. Die Eigentümlichkeit, dass gerade Schwarzkiefern für den Fußboden verwendet wurden, wunderte den erfahrenen Zimmermann jedoch nicht, denn dieses Holz kennt kein Knarzen, wie es bei anderen Holzarten üblich ist. Wenn es sich selbst bewegt oder wenn es begangen wird, entstehen außer einem dumpfen, kaum wahrnehmbaren Trittlärm somit keine Geräusche.

Die Haustür, die Innentüren als auch die Fenster waren allesamt aus Holz gefertigt. Geist wollte nicht den Fehler anderer Bauherren wiederholen und diese gegen zeitgemäße ersetzen, die zumeist aus Kunststoff und Aluminium gefertigt waren. Solche passten, seinen eigenen Vorstellungen entsprechend, einerseits nicht in das Gesamtgefüge der vorhandenen Materialien. Andererseits waren diese Ausführungen auch entsprechend den modernen Anforderungen dicht ausgeführt, sodass kein Austausch von Luft und Feuchtigkeit

mit der Umgebung stattfinden konnte. Mit solchen Fenstern wohnte man, ohne dies über einen durchaus längeren Zeitraum zu bemerken, in einer dichten Hülle, bis an den gegenüber der Umgebung abgekühlten Stellen plötzlich Schimmel und in weiterer Folge andere Bauschäden auftraten.

Ein Tischler holte nach und nach sämtliche Türen und Fenster ab und versetzte diese in seiner Werkstatt fachgerecht wieder in einen ordentlichen Zustand. Die Stöcke der Kastenfenster als auch die der Türen wurden vor Ort überholt. Alter Lack wurde mit Lauge abgetragen und die frisch geschliffene Oberfläche geölt. Damit blieb der Gesamtcharakter erhalten, der mit Fortschreiten der Arbeiten behutsam Restauriertes zutage brachte. Gänzlich Neues kam indes nur spärlich hinzu.

Als er letztlich seine alte Wohnung räumte und mit den wenigen Möbeln, die er mitzunehmen gedachte, die neue bezog, genoss er erstmals die Weite, die sich hier auftat. Das Wenige, das er mitbrachte verschwand unaufdringlich in den großen Räumen. Diesen Zustand, so beschloss er, wollte er so lang wie möglich beibehalten und nicht, wie so mancher, dazu übergehen, in der aufkommenden Euphorie den eben geschaffenen Wohnraum mit vielleicht Nettem aber letztlich Unnotwendigem zu überfrachten.

Die eigentliche Größe der Wohnung hatte er in all den Jahren, in denen er Louise besuchte, niemals wahrgenommen. Louise hatte nur zwei Zimmer, nämlich die Küche und ein gegenüberliegendes Schlafzimmer bewohnt und alle anderen Räume verschlossen und unbeheizt gehalten. Als Geist diese Räume zum ersten Mal betrat, hallte ihm aus den zuhinterst gelegenen Winkeln ein langgezogenes Echo entgegen, das die

sich hinter den verschlossenen Tüten auftuende Weite schon vor dem Betreten erahnen ließ.

FELIX BRÄUNER HATTE sich an einem der nachfolgenden Tage unerwartet angekündigt. Er rief gegen zehn Uhr an und fragte nach, ob Geist zuhause sei und für ihn auch ungeplanter Weise, also spontan, Zeit habe.

Im Übrigen verhielt er sich sehr in seinem Gespräch, das vorwiegend aus Andeutungen bestand, kryptisch, was eigentlich nicht seiner sonstigen Art entsprach. Aber es war Montag, und an Montagen verhielten sich gar nicht wenige Menschen eigenartig. Also dachte Geist über diesen Umstand nicht weiter nach. Er goss Schwarztee auf und gab das letzte Stück vom Süßgebäck, das vom Wochenende übrig geblieben war, auf einen kleinen Teller. Dazu legte er einige Kekse. Der Tee in Kombination mit dem Zucker im Gebäck würde den beiden schon ein wenig Antrieb verleihen, sollte dieser denn notwendig sein.

Mit Felix Bräuner verband ihn eine jahrzehntelange, enge Freundschaft. Eine, die sich anfangs zwar nur sehr langsam entwickelt, letztlich aber zwei völlig verschiedene Menschen untrennbar zusammengeschweißt hatte.

Zusammengeführt hatte die beiden der Zufall.

Geist lebte seit seiner Geburt in der gleichen Stadt wie Bräuner, war im selben Jahr geboren, besuchte die gleichen Schulen und trotzdem liefen sie sich zu der Zeit nie über den

Weg. Erst als beide an der hiesigen Universität schon einige Semester absolviert hatten, sollten sich ihre Wege kreuzen. Durch den Umstand, dass sich Geist und Bräuner nicht in die gleichen Fächer eingeschrieben hatten, waren auch nicht die Veranstaltungen und Prüfungen während des Studiums der entscheidende Grund, der sie schließlich zueinander führte.

Geist hatte sich zu dieser Zeit oft sehr gelangweilt. Die Fächer, die er belegte, und die Prüfungen, die er absolvierte waren durchaus herausfordernd. Trotzdem nahm er innerhalb der einzelnen Disziplinen sowohl bei den Kommilitonen als auch bei den Vortragenden stets eine sehr eingeschränkte Sichtweise auf die jeweiligen Fragestellungen wahr. Daher beschloss er, zunächst aus reiner Neugierde, und nicht aus einer bestimmten Notwendigkeit heraus, in reichem Ausmaß Veranstaltungen unterschiedlichster Studienrichtungen zu besuchen und erkannte so immer mehr, dass nur die wenigsten seiner Lehrer in der Lage waren, über den eigenen Tellerrand hinaus zu blicken. Für ein Hochschulstudium, dachte er damals, und sah es auch heute noch so, war ihm dies eindeutig zu wenig. Nach einigen Semestern machte er sich auf, weitere Herausforderungen zu suchen, die der klassische Lehrplan einer Universität nicht vorsah, ohne dabei seine eigenen Abschlüsse zu vernachlässigen oder gar zu gefährden.

Schon des Öfteren hatte er am zentralen Anschlagbrett der Universität jene Anzeigen gesehen, mit denen Studierende nach entgeltlicher Hilfestellung bei der Korrektur ihrer Arbeiten suchten.

Die Anfrage » Wer kann meine schriftlichen Arbeiten korrigieren?« und eine Telefonnummer waren dort häufig angeschlagen.

Warum also sollte Geist sich nicht auch einmal als Korrektor versuchen? Der Nebenjob bei einem Umfrageinstitut, mit dem er sich zu der Zeit einen kleinen Zuverdienst zum Stipendium erwarb, war zwar sehr abwechslungsreich, er musste dafür jedoch bei Wind und Wetter mit dem Fahrrad von einem Betrieb zum nächsten fahren und Antworten zu vorgegebenen Fragebögen erheben. In dieser Situation erschien es ihm durchaus interessant, einer Arbeit nachgehen zu können, die er elegant von seinem Schreibtisch aus erledigen konnte, ohne bei Regenwetter ständig nass zu werden und im Winter bei jedem Arbeitsschritt unweigerlich der Schneeglätte ausgesetzt zu sein. Auf das Radfahren, das er schon als Kind liebte, musste er deshalb ja nicht verzichten. Dieses Vergnügen war dann eben mehr mit seiner Freizeit als überwiegend mit dem Geldverdienen verquickt.

Nicht nur Studierende waren für die Übernahme solcher Arbeiten gefragt. In der Stadt gab es zudem einige Büros, die um die Erbringung ebensolcher Leistungen warben. Dass in solchen Büros nicht nur Korrektur- und Schreifarbeiten erledigt wurden, sondern auch das Verfassen gänzlicher Arbeiten übernommen wurde, war gemeinhin bekannt. Die Annahme solcher Dienste, mit dem Zweck, das Verfassen gänzlich an einen Auftragnehmer abzugeben, war dem Auftraggeber jedoch im Grunde verboten. Schließlich musste jeder Studierende seine Arbeiten selbst verfassen und bei umfangreichen Texten dies mit einer Erklärung auch ehrenwörtlich bestätigen.

Als er das nächste Mal an besagter Anschlagtafel vorbei kam, nahm er spontan einen der dort angebrachten Zettel ab. Mobiltelefone waren zu jener Zeit zwar schon erfunden aber noch nicht sehr verbreitet, also ging er zur nächstgelegenen Te-

lefonzelle und wählte die angegebene Nummer. Die Stimme eines jungen Mannes erklang am anderen Ende der Leitung. Dieser meldete sich mit sehr selbstbewusstem Tonfall und zugleich äußerst kurzgehalten mit »Bräuner«.

Felix Bräuner war der Sohn eines bekannten Wirtschaftswissenschaftlers, Jonas Bräuner, dessen Vater schon im gleichen Beruf als Professor an der Universität tätig gewesen war und der daneben eine erfolgreiche Anwaltskanzlei betrieben hatte. Bräuners Großvater, dessen Vornamen Felix geerbt hatte, übergab seine Kanzlei an seinen Sohn Jonas zur Überraschung aller lange vor dem Erreichen seines Pensionsalters. Die Stelle an der Universität hingegen behielt er bis ins hohe Alter, und gegen alle aufkommenden Widerstände gelang ihm schließlich, auch dort seinen Sohn als Nachfolger zu etablieren.

Dieses Kunststück, die Nachfolge quasi in der eigenen Familie zu regeln, sollte zur Überraschung aller und gegen die Widerstände vieler auch in der nächsten Generation gelingen. Denn als Felix sein Studium beendet und bereits einige Jahre erfolgreich an der Hochschule gearbeitet hatte, zog sich sein Vater aus dem Beruf zurück um fortan ausschließlich in seiner Kanzlei tätig zu sein. Ständige Querelen innerhalb des universitären Instituts hatten ihn müde gemacht und ihn letztlich darin bestärkt, bis zum Eintritt in den Ruhestand, nur noch außerhalb des akademischen Betriebs zu agieren. Die Ausschreibung sowie die anschließende Stellenvergabe schießen innerhalb des zuständigen Ministeriums reine Formsache und der Familienname Bräuner wiederum die Fahrkarte auf den Professorenstuhl zu sein.

Der Weg bis zum Abschluss seines Studiums war für Felix aber ein durchaus steiniger, wenngleich dieser Umstand letztlich für alle im Verborgenen blieb.

Felix Bräuner war ein junger Mann voller guter Ideen, rhetorisch geschickt und im Umgang mit seinen Mitmenschen stets sehr zuvorkommend. Das machte ihn bei seinen Freunden und Kollegen allseits beliebt. Eine Schwäche, die ihm in der Schulzeit nachgesehen wurde, war im Studium für ihn jedoch zu einer schier unüberwindbaren Hürde geworden. Kaum saß er vor dem leeren Blatt Papier, auf dem er seine Arbeiten niederzuschreiben gedachte, konnte er sich nicht darauf konzentrieren, die Notizen, die er immerzu ordentlich vorbereitet hatte, in vollständige Sätze umzuwandeln und stilistisch den Vorgaben entsprechend zu kleiden. Jeden Anlauf, den er nahm, fand er augenblicklich unpassend, die getätigte Wortwahl dem Thema nicht angemessen und die inhaltlichen Aussagen, die er eigentlich in den Vordergrund stellen wollte, gerieten stets ins Abseits, wo sie keiner mehr fand.

Einige Zeit konnte er sich mit diesem Problem arrangieren und kleinere Texte vorbereiten, die keine klare Struktur aufweisen oder nicht in vollständigen Sätzen ausformuliert werden mussten. Doch bald gelangte er zur Überzeugung, dass es an der Zeit war, sich nach einem entsprechenden Koautor umzusehen, der ihm zur Seite stand, im besten Fall still und unbemerkt im Hintergrund wirkte und Bräuners stichwortartig festgehaltene Gedanken niederschreiben sollte.

Aus den Notizen, die er anfertigte und dem Wissen, das er mündlich weitergeben konnte, so schloss er, musste es einem anderen ja möglich sein, fraglos eine passable Arbeit schriftlich anzufertigen. Und schon einige Tage später machte er sich auf den Weg zum schwarzen Brett, das groß und unüberseh-

bar in der Aula der Universität angebracht war, befestigte dort einen handgeschriebenen Zettel mit seiner Telefonnummer und dem Hinweis, dass er jemanden suche, der ihm Hilfestellungen bei seinen studentischen Arbeiten geben könne. Arnold Geist meldete sich bereits nach drei Tagen.

Für ein erstes Treffen vereinbarten die beiden, sich in einem der zahlreichen Kaffeehäuser, die sich rund um die zentralen Universitätsgebäude angesiedelt hatten, zu treffen. Später kamen sie meist in Geists Wohnung zusammen. Nur selten verabredeten sie sich im Haus der Bräuners. So blieb Arnold lange Zeit für Familie Bräuner so gut wie unsichtbar, obwohl sich die beiden schon bald darauf fast täglich trafen. Auch als ein Freund und nicht nur als ein Studienkollege ihres Sohnes wurde Geist von den einzelnen Familienmitgliedern erst nach einer gewissen Zeit wahrgenommen.

Es war häufig der Fall, dass zu ihren Treffen beide gleichzeitig eintrafen. Das wunderte sie weiter nicht, denn sowohl Geist als auch Bräuner waren äußerst pünktliche Menschen. Sie sahen anderen ihre Unpünktlichkeit zwar gerne nach, selbst waren sie aber nur in jenen Fällen unpünktlich, in denen sie die Umstände ihres Zuspätkommens nicht beeinflussen oder gar verhindern konnten. Wenn sie sich außer Haus trafen, waren sie bei der Wahl des für ihre Zwecke geeigneten Tisches sofort einer Meinung. Egal ob das gewählte Lokal gut besucht oder fast leer war, beide steuerten ohne sich abzusprechen den selben Tisch an. In beiderlei Hinsicht konnte man sie für Zwillinge halten, und wie sich herausstellen sollte, waren dies nicht die einzigen Umstände, in denen sie sich zum Verwechseln ähnlich waren.

Bei ihrem ersten Treffen platzierte Bräuner seine Unterlagen auf dem Kaffeehaustisch als vereinbartes Erkennungs-

merkmal und bestellte sich ein Glas Bier, um sich die Wartezeit, mit der er rechnete, zu verkürzen. Beim Eintreten bemerkte Arnold Geist sofort den jungen Mann, der ihn aufmerksam ansah und ihm zugleich ein äußerst einnehmendes Lächeln schenkte, das die Lippen insgesamt zwar nur wenig hob, sich dafür aber über die gesamte Breite seines Gesichtes hinzog. Bräuners Tischwahl ließ keine Missverständnisse zu. Hier hatte sich jemand an exakt jenen Platz gesetzt, von dem aus er den Eingangsbereich gut überblicken konnte und er zudem sofort gesehen wurde.

Für das weitere Gespräch ließen sie die Unterlagen, die Bräuner mitgebracht hatte, einstweilen gänzlich beiseite und gingen direkt in eine durchaus zwanglose Unterhaltung über. Zunächst redeten sie über völlig Belangloses. Sie sprachen über den Ort ihres Treffens, über die Kollegen und Lehrpersonen, die sie von der Universität kannten, vom Umstand, dass einige von ihnen gerade anwesend waren. Nur vom Wetter sprachen sie nicht. Diesen Gemeinplatz ließen sie aus. Zudem gab das Wetter zu diesem Zeitpunkt zu wenige Anhaltspunkte, war einfach durchschnittlich und schob sich auch nicht durch ein besonders auffallendes Verhalten in den Mittelpunkt. Bald aber waren sie soweit, sich auch Persönliches zu erzählen.

So wunderte beide, dass sie sich noch nie über den Weg gelaufen waren. Schließlich wohnten sie nicht allzuweit voneinander entfernt, waren im gleichen Alter, hatten die selben Schulen besucht und studierten an der gleichen Universität. Geist kannte Bräuners Vater als Vortragenden und hatte zwei Prüfungen bei ihm absolviert. Ein wenig erinnerte ihn Felix schon an seinen Vater, wenngleich sie sich äußerlich gar nicht ähnlich waren.

Felix erzählte von der Umgebung, in der er seine Kindheit verbracht hatte, von seinen Freunden und seinen Vorlieben, und alles erinnerte Geist ein wenig an seine eigene Biografie. Dass die beiden zwar vieles gemeinsam hatten und sich letztlich doch nie begegnet waren, mag auch am Umstand gelegen sein, dass sie aus durchaus verschiedenen Verhältnissen stammten. Bräuner war der Sohn einer alten Professorenfamilie, die über mehrere Generationen erfolgreiche Akademiker hervorbrachte und die in einer stattlichen Villa residierte, umgeben von einem riesigen Garten, der die Größe und das Aussehen eines weitläufigen Parks hatte. Geist hingegen war ein Kind einer typischen Arbeiterfamilie, die im zuoberst gelegenen Stockwerk eines einfachen Mietshauses wohnte. Beide mussten sehr intensiv in ihrer Geschichte kramen ehe sie schließlich doch einen gemeinsamen Freund, wenn auch nur einen einzigen, ausmachen konnten. Dieser war jedoch bereits vor einigen Jahren bei einem Autounfall verstorben und hätte sie daher auch nicht mehr zusammenbringen können.

Nachdem zumindest zwei Stunden vergangen waren und sich in der Zwischenzeit bereits die Abendgäste im Lokal eingefunden hatten, bemerkten sie, wie spät es geworden war. Obwohl beide nicht mehr damit gerechnet hatten, dass sie sich noch dem eigentlichen Grund ihres Treffens zuwenden würden, kam Bräuner schließlich doch noch darauf zu sprechen.

»Ich habe hier Unterlagen vorbereitet, aus denen eine Seminararbeit im Umfang von circa zwanzig Seiten entstehen soll. Ist's für dich vorstellbar, dass du dir die Unterlagen in den kommenden Tagen ansiehst und mir mitteilst, ob du damit zurecht kommst?« Damit kam Bräuner direkt zur Sache und begann, die Unterlagen auszupacken und systematisch

vor Geist abzulegen, indem er sie im Einzelnen kommentierte.

»Hier in dieser Mappe befinden sich einige Folien, die ich für mein mündliches Referat vorbereitet hatte. Die relevanten Fragestellungen, alle wichtigen Aussagen zum Thema sowie die Literaturangaben sind darin enthalten«, fuhr er fort. »Zudem habe ich dir die meisten darin genannten Bücher mitgebracht. Für die Vorbereitungen waren sie ohnehin notwendig, und in der Bibliothek muss ich diese erst in vier Wochen zurückgeben.« Ein wenig verschmitzt schielte Bräuner zu Geist hin, der noch aufmerksam die Inhalte der mitgebrachten Mappe studierte und nur kurz aufblickte.

»Apropos vier Wochen. Wie lange denkst du, dass du für diese Arbeit brauchst? Als Abgabetermin wurde mir das Semesterende genannt. Das sind dann in etwa noch sechs Wochen. Hast du Zeit dafür und kannst du in sechs Wochen damit fertig sein?«

Geist hatte Zeit. Das war ja auch der Grund, warum er hier war. Trotzdem war er ein wenig zögerlich. Wie konnte er Zeitvorgaben für andere als sich selbst einhalten, ohne jede Erfahrung darin zu haben? Schließlich hatte er bisher immer nur seine eigenen Arbeiten verfasst. Er wusste, dass es trügerisch sein konnte, allein vom geforderten Umfang auf den zu erwartenden Aufwand zu schließen, aber in diesem Fall wollte er das Risiko eingehen.

»Ich denke, das Beste ist, dass ich mir deine Unterlagen mit nach Hause nehme. Heute ist Freitag. Am Montag können wir uns um die gleiche Zeit wieder hier treffen, und dann gebe ich dir Bescheid.« War diese Zeitspanne angemessen? Konnte er nicht gleich zu- oder absagen? Die Unterlagen waren ohnehin perfekt vorbereitet. Das erkannte er schon auf

den ersten Blick. Musste er also so zögerlich sein? Er wartete auf Bräuners Reaktion. Als diese ausblieb, beziehungsweise dieser bloß zustimmend nickte, fuhr er fort.

»Soweit ich deine Unterlagen im Moment einschätzen kann, dürften diese wohl ausreichen. Wenn ich also auf der Basis dieser Unterlagen zu schreiben beginne, kannst du etwa in drei Wochen mit einer lesbaren Fassung rechnen. Aber wie gesagt, ich kann dir wohl erst am Montag Bescheid geben. Dann besprechen wir auch die Bezahlung. Darüber habe ich mir nämlich, ehrlich gesagt, noch gar keine Gedanken gemacht. Aber so wie ich die Dinge sehe, werden wir uns darüber wohl auch einig.« Geist blickte aufmerksam zu Felix Bräuner und versuchte, dessen Reaktion einzuschätzen. Bräuner lächelte und nickte zustimmend. Offensichtlich war er froh darüber, dass dieses Gespräch so unkompliziert verlief, und er mit Geist schon im ersten Anlauf jemanden gefunden hatte, der besser nicht hätte passen können.

Zum Abschluss tranken sie gemeinsam ein letztes Bier, denn den Tisch mussten sie kurz darauf für Gäste, die so spät am Abend noch Plätze reserviert hatten, räumen. Während sie ihre Gläser leerten erzählte Bräuner von den vielen Onkeln und Tanten, die ihm aufgrund vergangenen Kinderreichtums in seiner Familie geschenkt waren, und die er aus den unterschiedlichsten Gründen nie alle kennengelernt hatte. Sei es, dass sie untereinander den Kontakt verloren, dass sie über alle Erdteile verstreut lebten oder sich so gekonnt ignorierten, dass sich daraus schon die eigenartigsten, um nicht zu sagen komischsten Umstände ergeben hätten.

Sie trennten sich spät. Ungefragt bezahlte Bräuner die Rechnung. Kurz vor Mitternacht erreichte Geist seine Wohnung und fiel schnell in einen tiefen und völlig traumlosen Schlaf.

SCHON ALS ER die Tür öffnete und Bräuner in das Vorzimmer bat, bemerkte er, dass Felix ihm nicht so unbeschwert wie sonst immer entgegen trat. Diese Momente waren rar in Bräuners Leben. Schließlich hatte er stets alles erreicht und vieles davon auch seiner offenen, freundlichen Art zu verdanken, mit der er anderen grundsätzlich begegnete. Er besaß die seltene Gabe, ihm gänzlich unbekanntem Personen, aber auch solchen, die als schwierig im Umgang bekannt waren, offen und mit einem Maß an Herzlichkeit zu begegnen, das von seinem Gegenüber spontan aufgegriffen und gerne erwidert wurde. Geist vermisste gänzlich sein Lächeln, als sie sich die Hand gaben und ahnte bereits, dass dieses Treffen wohl kein kurzes sein würde.

Nachdem Bräuner sich noch vor dem Mittagessen bei Geist angemeldet hatte, war anzunehmen, dass er direkt von zuhause kam. Vor zehn Uhr erschien er normalerweise nicht an seinem Institut. Er war zwar kein typischer Morgenmensch, der mit dem ersten Hahnkrähen aus dem Bett sprang und das Tagwerk sogleich voller Tatendrang anging, trotzdem war er morgens zeitig auf und konnte es genießen, den Tag und die anstehende Arbeit langsam an sich herankommen zu lassen.

Doch heute war Bräuner bereits früh am Morgen am Institut erschienen. Noch am Abend hatte ihn ein dringender Hilferuf von einem jüngeren Kollegen ereilt, der völlig unerwartet und aus, zumindest auf den ersten Blick, nicht nachzuvollziehenden Gründen mit der neuen Kollegin, Frau Professor Dietlinde Igelius, am Institut wieder einmal große Probleme hatte.

Geist wusste, dass es auch für einen normalerweise so souverän agierenden Felix Bräuner nicht einfach war, über die Situation zu sprechen, die sich an seinem Institut ergab, seit Frau Igelius dort wirkte. Denn die Probleme waren vielfältig und häufig für manche seiner Kollegen, gelinde gesagt, unerträglich. Daher musste er besonders darauf achten, nicht in ein allgemeines Jammern oder Zetern zu verfallen. Ein solches, das wusste er, wirkt stattdessen zumeist verharmlosend. Denn Jammern und Zetern gehört wohl zum Alltag eines jeden, der im Berufsleben steht und ist daher nichts Besonderes.

Was Frau Igelius anlangte, war ein solches nicht angebracht. Die Frau war bössartig in allen Facetten ihres Handelns und in der Zwischenzeit ein rotes Tuch für so manche. Auch für Bräuner. Und da die Situationen, in denen ein vernünftiges oder gar ausgeglichenes Handeln unmöglich waren, immer häufiger wurden, war es zugleich schwierig, einem Außenstehenden die Eigentümlichkeit der Umstände so zu beschreiben, dass diese auch in ihrem vollen Umfang verstanden wurden.

Frau Igel, wie sie in der Zwischenzeit von ihren Kollegen genannt wurde, hatte in der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit am Institut Situationen wie die augenblickliche bereits öfters ausgelöst. Bräuner hatte sich in der Vergangenheit schon mehrfach gefragt, wie es denn möglich sein kann, dass sie se-

henden Auges einen Konflikt nach dem anderen heraufbeschwört. Doch die Umstände schienen ihr Recht zu geben. Sie hatte nicht nur Feinde, sondern möglicherweise in Summe gesehen sogar mehr Freunde oder solche, die sich als Nutznießer sahen und hofften, sich durch sie selbst Vorteile verschaffen zu können.

Ihrem Kommen war unglücklicherweise ein institutsinterner Streit vorausgegangen, der, wie so oft, nicht offen ausgetragen wurde. Eigentlich wurde ohnehin nie ein Streit offen ausgetragen. Das wusste Geist aus vielen Erzählungen, wenn ihm Bräuner von Zeit zu Zeit sein Herz ausschüttete. Anstelle eine für alle tragfähige Lösung anzustreben, kam es vielmehr zu einer Frontenbildung innerhalb des Kollegiums, und diese bestimmte die weiteren Geschicke.

Als es galt, eine neue Stelle nachzubesetzen und die Bewerbungen tatsächlich vorlagen, zeigte sich schnell, wer auf welcher Seite der Front stand, die sich mitten durch das Institut zog.

So gab es einige Kollegen, die darauf bedacht waren, einen der erfolgreichen und aufstrebenden Mitarbeiter an der eigenen Universität zu unterstützen. Dies waren vor allem jene, die in ihrer Arbeitsweise ein harmonisches Verhältnis zu den anderen suchten und Streit eher mieden als schürten. Andere hingegen, vor allem die intriganten im Team, versuchten wiederum alles, um gerade dessen Bestellung zu verhindern. Egal, wie hoch der Preis dafür sein sollte. Den eigenen Kollegen einen Erfolg zu gönnen, war ihnen nur schwer möglich. Dass diese Spaltung letztlich viele ins Ungemach stürzte, kümmernte sie dabei wenig.

So kam es dazu, dass drei Personen für die Nachbesetzung vorgeschlagen wurden, und in diesen Vorschlag eine junge,

völlig unbekannte Kollegin aus dem Ausland reklamiert wurde. Sie schien zwar offenkundig fachlich nicht besonders geeignet zu sein, galt dafür aber als sehr durchsetzungsfreudig.

Wie sich zeigte, war die kommissionelle Reihung der Kandidaten schließlich gar nicht so einfach. Wie konnte man einen Kollegen, der fachlich äußerst versiert war und am Institut einen sehr guten Ruf genoss, hinter eine Kollegin reihen, die weder das eine noch das andere mitzubringen schien? Wenn es also unmöglich war, so der nachvollziehbare Gedankengang, den einen nach hinten zu reihen, musste es doch möglich sein, die andere nach vorne zu reihen. Und das ging nur durch die Abwertung und Diffamierung des Kollegen.

»Teamfähig sei er nicht«, war ein beliebtes Argument, mit dem in solchen Fällen gearbeitet wurde, und da Teamfähigkeit von allen gefordert wurde, war dies, einmal in den Raum gestellt, nur mit einigem Aufwand zu widerlegen. Denn, wenn auch die Wahrnehmung vieler eine andere war, so wurde sie schnell damit zugedeckt und in Frage gestellt.

»Der Anteil an Frauen muss erhöht werden«, war zu hören. Auch wenn am Institut die Quote an Frauen bei fast 60 Prozent lag, so wurde doch, wenn es im Interesse einiger lag, die Zählweise gewechselt und in diesen Fällen einfach gesamtuniversitär gezählt.

Da eine Einigung in weiter Ferne lag, eine baldige Entscheidung aber zu treffen war, kam eine der angerufenen Schiedsstellen zur Überzeugung, man möge doch die junge Kollegin in Betracht ziehen und ihre Eingliederung genau beobachten. Dieser Rat wurde umgesetzt, auch wenn allen klar war, dass eine Kündigung an der hiesigen Universität noch nie ausgesprochen wurde und ein einmal gelegtes Ei sich durchaus als ein Kuckucksei erweisen konnte, das man in weiterer Folge

über Jahre oder gar Jahrzehnte ertragen und im wahrsten Sinne des Wortes auch durchfüttern musste.

Die aufkommende Katastrophe nahm ihren Anfang, als schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit die neu zum Dienst berufene Kollegin damit begann, andere am Institut zu drangsalieren. Zudem suchte sie sich schnell Verbündete, die ihre Handlungen billigten oder gar unterstützten. Es fiel ihr auch nicht weiter schwer, so vorzugehen. Die klare Frontentrennung machte es möglich, sich Kollegen zunutze zu machen, die nur darauf aus waren, anderen schaden zu können. Und besonders einfach schien, jüngere Kollegen, die in ihrem Status zumindest eine Stufe niedriger eingestuft waren, aufs Korn zu nehmen.

Der Grad jener Bösartigkeit, die ganz offensichtlich hinter ihrem Tun steckte, musste letztlich der Auslöser für Bräuners Handeln gewesen sein. Geist erschien sein plötzliches und so heftiges Vorgehen quasi als eine Umkehr des Ganzen wofür Frau Igelius stand, und jetzt musste all ihre Bösartigkeit auf sie zurückschwappen und sie hinfort spülen. Sowohl das Ausmaß als auch das Kalkül der eingesetzten Gemeinheiten sollte, im Nachhinein betrachtet, in nichts dem ihrigen hintanstehe-

Soweit wusste Geist also schon Bescheid. Beziehungsweise konnte er zu diesem Zeitpunkt bereits vage erahnen, was Bräuner vielleicht ausheckte. Als dieser sich gesetzt und von seinem Tee getrunken hatte, kam er zur Sache.

»Ich habe da einen Plan. Oder vielmehr eine Idee, wie wir diese Kollegin wieder los werden können. Sie hat zwar fürs Erste bloß einen befristeten Vertrag für ein Jahr, aber leider stehen auch einige Kollegen hinter ihr, die sich für ihre Zukunft persönliche Vorteile von ihr erwarten. Auch bei den lei-

tenden Personen im Rektorat scheint sie sehr beliebt zu sein. Das ist mir zwar einigermaßen suspekt, aber so ist es eben. Und die Leute im Rektorat sind eben erst bestellt worden. Es ist also schlichtweg aussichtslos, dass wir uns vom Igel nach Ablauf ihres Vertrages wieder trennen werden.«

»Dietlinde Igelius. Welch ein Name«, dachte Felix Bräuner. Er sprach immer nur vom »Igel«, wenn er seine Kollegin meinte. Irgendwie traf diese Beschreibung des Stacheligen in vielen Situationen wohl auch den Kern ihres Verhaltens, wenngleich der Igel selbst die Stacheln ausschließlich zur Verteidigung und nicht wie Igelius zum gemeinen Angriff einsetzte. Aber im Grunde war es Bräuners Art einer Herabwürdigung, die ihm sonst fremd war.

»Da bin ich aber gespannt.« Geists Antwort kam mit einiger Verspätung. Er saß am Tisch mit Keksen und Tee und war ganz darauf eingestellt, die aktuellen Geschichten vom »Igel« zu vernehmen. Aber anscheinend sparte Bräuner diesen Teil der Erzählung zumindest für den Moment aus.

»Du bist ja ein Schreiber, lieber Geist, und hast, wenn ich das so sagen darf, in gewisser Weise auch ein Tintenherz. Wir sind hier zwar in keinem Roman, was ich mir manchmal wünschte, aber langsam denke ich daran, unsere Frau Professor Igelius in den Tintentod zu schicken. Samt allen Umständen.« Bräuner trank weiter vom Tee und beobachtete Geists Reaktion. Nachdem dieser auf Weiteres zu warten schien, nahm er selbst noch ein Keks und verspeiste dieses in Ruhe. So lag es nun wohl an Geist, nachzufragen, was er denn plante.

»Du willst also euren Igel loswerden, und dabei soll ich eine Rolle spielen. Soll ich sie einfangen und einsperren? In die Wüste verschleppen und dort einem Kameltreiber schenken?

Was gedenkst du denn zu tun? Willst du dir auch Probleme aufhalsen, obwohl sie dir nichts anhaben kann?« Geist konnte Bräuners Gerechtigkeitssinn nur zu gut. Schon in der Vergangenheit hatte er sich für andere eingesetzt und war Kollegen beigestanden, die seine Hilfe benötigten und war damit immer allein geblieben. Aber das störte ihn nicht. Er wollte andere nicht verbessern, aber helfen, wenn es nötig war. Und diese Hilfsbereitschaft oder vielmehr sein untrüglicher Gerechtigkeitssinn musste wohl den Ausschlag gegeben haben, dass er sich »einen Plan« zurecht gelegt hatte.

»Und wenn Bräuner damit so unvermittelt herausrückt«, dachte sich Arnold Geist weiter, »dann muss er schon einen ganz besonderen und wahrscheinlich auch schon weitestgehend durchdachten Plan haben.«

»Italien war doch immer schon ein beliebtes Reiseziel von dir«, fuhr Bräuner nach einer kurzen Gesprächspause fort. Er schien noch ein wenig zu überlegen, wie er Geist in seinen Plan einweihen, wie er ihn zur Mitarbeit überreden konnte.

»Ich setze mich also in den Zug und fahre nach Italien. Gut, wenn das alles ist ... Wo soll ich denn genau hinfahren. Nach Mailand oder Rom oder gleich nach Palermo?« Geist merkte, dass er Bräuner ein wenig anstupsen musste um rasch mehr zu erfahren. Offensichtlich war von diesem Gespräch noch einiges zu erwarten, sonst würde sich Bräuner wohl nicht so zieren und ihn hinhalten.

»Palermo wäre eine Möglichkeit. Dorthin hätten wir die besten Verbindungen. Und auch mein, oder kann ich sagen, unser Vorhaben ließe sich dort prima umsetzen. Aber Palermo scheidet leider aus. Muss ausscheiden, denn letztlich sollen andere nicht über unsere Verbindungen zum Schluss kom-

men oder zum leisesten Verdacht gelangen, wir beide oder zumindest einer von uns wäre in die Sache verwickelt.«

Während Geist immer noch bemüht war, das Gespräch ganz ungezwungen zu halten, war für Bräuner die Situation anscheinend nicht so leicht zu bewältigen.

»Nein, ich dachte zwar an eine Universität im Süden, aber nicht an Palermo. Doch die Universität von Kalabrien in Cosenza wäre eine Möglichkeit. Sie ist groß genug, damit wir unser Vorhaben umsetzen können und hat auch sonst die allerbesten Voraussetzungen.«

»Und welche Voraussetzungen sollen das sein? Was willst du denn in Cosenza erreichen?« Geist fühlte sich im Moment ein wenig an der Nase herumgeführt. Aber Bräuner schien das Thema um jeden Preis spannend machen zu wollen.

»Im Jahr 1996 ist in den Keller der dortigen Bibliothek Wasser eingedrungen. Bei Grabungsarbeiten neben dem Gebäude wurde wohl eine Leitung beschädigt. Diesen Umstand hat niemand bemerkt, denn es ist nicht sofort sehr viel aus der Leitung entwichen. Jedenfalls war gerade Sommer, an der Universität so gut wie niemand anwesend, die Bibliothek sicher versperrt und nach ein paar Wochen standen zwei Räume bis zur Decke unter Wasser. Ich hab das damals in der Zeitung gelesen. In dem betreffenden Artikel ging es jedoch nicht um diesem Umstand. Der wurde mehr am Rand erwähnt. Der Aufmacher waren die Nebenjobs der Universitätsbediensteten im Süden Italiens, deren Ausübung wohl so manchen über Jahre so vereinnahmte, dass sich Kollegen an den Instituten untereinander nie kennenlernten, wenn sie nicht dauerhaft blieben.« Bräuner setzte zu einer Pause an, fuhr dann aber gleich fort. Er schien sich wohl langsam zum Kern seines Gesprächs vorzutasten.

»Als ein aus dem Urlaub zurückgekehrter Hausmeister auf seinem Rundgang zufällig bemerkte, dass in einem der Nebenräume Wasser durch die ansonst ziemlich dichten Metalltüren tropfte, verständigte er die Feuerwehr. Diese erkannte sofort das Debakel und sperrte das Gebäude. Aus dem Wasser und dem Schlamm, der in die betroffenen Räume mitgeschwemmt wurde, kam nichts mehr unversehrt zum Vorschein. Auch der zentrale Katalog der Bibliothek sowie einige Institutsverzeichnisse gerieten diesem Unglück so zum Opfer. Es gab damals zwar schon einen elektronischen Katalog, der aber bloß die neueren Werke verzeichnete. Wenn also ein Buch nach diesem Gebrechen ausgeliehen werden sollte, hielten die Bibliothekarinnen Nachschau, ob das Werk elektronisch bereits erfasst war. Und wenn nicht, wurde dieses in den elektronischen Katalog aufgenommen. Mit allen Daten, exakt wie am Werk angegeben. Auf einen anderen Katalog konnten sie beim Überprüfen der Daten nicht mehr zurückgreifen, also mussten sie sich darauf verlassen, dass auch in den Werken selbst sämtliche Daten eingetragen waren, die gebraucht wurden. Soweit ich weiß, sind sie mit diesen Arbeiten immer noch beschäftigt und werden bis zum Abschluss auch noch einige Zeit benötigen.«

»Leider weiß ich immer noch nicht, was bei der Umsetzung deines Plans meine Aufgabe sein soll«. Arnold Geist zwinkerte ein wenig angestrengt mit den Augen, stand auf und füllte den Wasserkocher aufs Neue. Das Gespräch würde wohl noch länger dauern. Eventuell sollte er sich schon Gedanken um ein Mittagessen machen. Aber dafür war heute eindeutig Bräuner zuständig, auch wenn er der Gast war. Wenn er schon so plötzlich auftauchte und den ganzen Vormittag blieb, dann konnte er auch das Mittagessen im Lokal

nebenan übernehmen. Knausrig war Bräuner ohnehin nie gewesen. Geist setzte sich wieder an den Tisch und Bräuner fuhr fort.

»Wir zwei liefern unseren ›Igel‹ den Jägern aus. Igelwild ist zwar nicht typisch für den Erfolg einer Jagd. Aber warum nicht.«

Inzwischen hatte Geist frischen Tee aufgegossen und schenkte die Tassen erneut ein. Bräuner öffnete seine Tasche, die er neben sich auf der Bank deponiert hatte und entnahm ihr eine weichgebundene, nur an den Rändern abgeklebte Arbeit. Geist erkannte, dass es sich wohl um eine Abschlussarbeit einer Universität handeln musste. Dieses Aussehen war gerade dann typisch für eine solche, wenn Studenten in der Ausgestaltung freie Hand und zugleich ein geringes Budget zur Verfügung hatten.

»Das ist die Magisterarbeit von Frau Professor Igelius. Ich habe sie mir durchgesehen. Sie ist wirklich nichts Besonderes. Eine von dir verfasste wäre deutlich besser, auch wenn du selbst kein Wirtschaftswissenschaftler bist. Aber darum geht es nicht. Das Thema ist eher allgemein gehalten und die verwendete Literatur bezieht sich auf die 1970er-Jahre. ›Regionale Strukturen des Wirtschaftslebens in Italien‹ ist der Titel. Bezogen wird alles, was darin vorkommt auf die 50er-Jahre des letzten Jahrhunderts. Verfasst auf Italienisch. Das kommt uns zugute. Einer ihrer Professoren war wohl ein Italiener und hat darauf bestanden, dass sie ihre Arbeit so abgibt. Schusselig und vergesslich wie Frau Igelius ist, wird sie wohl auch kaum noch Unterlagen zu ihrer Arbeit haben. Beide Betreuer, die den Text weiland begutachteten, sind in der Zwischenzeit verstorben. Und eine Übersetzung anzufertigen, können wir uns in diesem Fall auch sparen. Obwohl ich

die Zeit dafür gerne aufgebracht hätte, wäre die Sache damit gleich noch um einiges überzeugender geworden.« Bräuner setzte wieder zu einer Pause an, fuhr dann aber doch fort.

»Mein Plan ist, diese Arbeit mit der alten Olivetti Schreibmaschine meines Vaters abzutippen. Die Schreibarbeit kann ich übernehmen. Vormittags bin ich ohnehin meistens allein zuhause. Da bemerkt niemand mein Tun und keiner aus meiner Familie nimmt wahr, woran wir beide arbeiten. Die Maschine ist noch gut in Schuss, soweit ich weiß. Papier aus dieser Zeit ist noch genügend in seinem alten Schreibtisch vorhanden. So wie ich das sehe, hat in der Vergangenheit niemand den Tisch und seinen Inhalt angerührt. Das ältere Papier, das im Stapel ganz unten eingelagert war, kann durchaus noch aus den späten 1970er-Jahren sein. Du hingegen machst dich anschließend mit der Arbeit und der Schreibmaschine auf den Weg nach Cosenza und kümmerst dich darum, diese so aussehen zu lassen, als wäre sie dort Anfang der 1980er-Jahre eingereicht worden. Anschließend nimmst du sie mit in die Bibliothek und gehst damit zum Entlehnschalter.« Bräuner war fast am Ziel seiner Erzählung angekommen. Den Rest konnte sich Geist bereits in etwa zusammenreimen.

Frau Professor Igelius sollte dann wohl von der Horde der selbsternannten Plagiatsjäger erlegt werden, die seit Jahren ihr Unwesen trieben und den einen oder die andere mit Geduld, Hinterlist und Argwohn bloßzustellen vermochten. Er war wahrlich kein Freund dieser Jagdgesellschaft aber möglicherweise konnte man diese tatsächlich leicht auf vermeintliche Beute ansetzen und so zu seinem Werkzeug machen. »Nichts leichter als das«, dachte sich Geist, »wenn der Plan funktioniert.« Wenn die Intrige jedoch auffliegen sollte, dürfen keine Spuren zum eigenen Institut führen oder über Umwege ent-

weder Bräuner oder ihn enttarnen. Um möglichst sicher sein zu können, mussten sie daher am besten allein vorgehen und völlig ohne weitere Hilfe auskommen.

Geist spann den von Bräuner eben grob skizzierten Plan noch ein wenig weiter.

»Ich bringe das Buch also zum Ausleihschalter der Bibliothek. Erfahrungsgemäß wird ein solches in den darauf folgenden Tagen in den Katalog aufgenommen und findet so den Weg in die offiziellen Bahnen der Institution. Viele der Institutsverzeichnisse sind weg, niemand kann also noch vollständig rekonstruieren, wie und wann das Werk tatsächlich erstellt und angenommen wurde. Und wir hoffen darauf, dass andere Stellen, die eingebunden waren, keine vollständigen Unterlagen mehr haben, die es jemanden hieb- und stichfest ermöglichen, das Gegenteil dessen, was wir hier tun, nachzuweisen.«

»Darauf können wir wohl vertrauen«, meinte Bräuner, »alles andere würde mich sehr überraschen. Sobald du wieder zuhause bist, machen wir das Werk von hier aus im Katalog, der ohnehin online verfügbar ist, ausfindig. Nicht ›Max Mustermann‹, vielleicht aber ein ›Günter Friedrich‹ wird den Stein schließlich ins Rollen bringen und die zuständige Schiedsstelle der Universität darauf hinweisen, dass er bei seiner Recherche darauf gestoßen ist, dass die Magisterarbeit von Frau Professor Igelius bereits ein Jahrzehnt früher in Kalabrien von ganz jemand anderem erstellt wurde. Eine E-Mail sollte dafür reichen. Anonym wird's nicht sein, aber dass der echte ›Günter Friedrich‹ jemals davon erfährt, ist unwahrscheinlich. Den ganzen Rest überlassen wir dann den üblichen Jägern, die einmal auf der Spur angekommen, wohl sofort zur Treibjagd ihr Halali blasen und wie von selbst jede

Menge Nachweise erstellen werden, mit denen sie den unwiderlegbaren Nachweis der Fälschung antreten. Die Medien greifen solche Themen ohnehin gerne auf. Wenn es nicht gleich zum gelungenen Skandal gereicht, ist die Geschichte sicher ein feiner Lückenfüller mit einem Echo, das nicht mehr so schnell verhallt. Ist sie einmal den Magistertitel los, fehlen ihr die Voraussetzungen für ihren Dokortitel und letztlich hat sie auch keinen Anspruch mehr auf ihre Professorenstelle. Kommt es tatsächlich soweit, wird sicher auch publik, dass ihre fachlichen Mängel ohnehin immer wieder offenkundig wurden, und ihre Berufung von vielen immer wieder angezweifelt wurde. Diesbezüglich können wir uns auch ein wenig auf die Boshaftigkeit der Kollegen verlassen, die Entsprechendes lancieren werden. Mal sehen, ob wir sie auf diesem Weg nicht doch schneller los werden können als ihr und ihrer Fraktion lieb ist.«

Geist war einmal mehr davon überrascht, welche Seiten er an Felix Bräuner noch nicht gekannt oder auch nur erahnt hatte. Eine derartige Intrige hätte er ihm jedenfalls bislang nicht zugetraut.

»Auch wenn wir unseren ›Igel‹ damit nicht vertreiben sollten. Mundtot wird sie wohl auf einige Zeit sein. Und wer weiß, vielleicht räumt sie auch noch selbst das Feld oder wird gar an eine besser bezahlte Position wegbefördert.«

An dieser Stelle angekommen, war für Arnold Geist klar, dass dieser Plan auch zu seinem würde.

Schreibenderweise, das wusste er, ließen sich die wenigsten Probleme lösen. Zwar wurde immer schrecklich viel geschrieben, wenn es welche gab. Lösen ließen sich diese aber immer nur im Gespräch. Und auch nur dann, wenn der Wille dazu vorhanden war.

Aber vielleicht konnte es sich in diesem Fall ja tatsächlich anders verhalten, und das Werk von Bräuner und Geist ließen Probleme verschwinden. Darin konnte Geist auch so manch Reizvolles erkennen.

DER GEMEINSAME VORMITTAG WAR für beide äußerst schnell vergangen. Man könnte sogar meinen, er wäre verflogen oder hätte sich plötzlich in Luft aufgelöst, denn der Umstand, dass es später geworden war, ließ beide hastig aufbrechen. Bräuner drängte darauf, die Sache alsbald anzugehen. Und da für Geist sich der Aufwand im Wesentlichen auf die Reise und die Durchführung vor Ort beschränkte, sprach nichts dagegen, sich demnächst nach den Zugverbindungen in Richtung Kalabrien zu erkundigen.

Sie verabschiedeten sich vor dem Haustor und gingen in entgegengesetzter Richtung die selbe Straße entlang. Bräuner verschwand nach wenigen Metern in einer kleinen Seitengasse, um den Weg zu seinem Büro abzukürzen. Geist hingegen wählte einen seiner üblichen Umwege, um noch etwas Frischluft tanken zu können, bevor er sich, wieder zuhause, ihr gemeinsames Vorhaben noch ein wenig überlegen, oder vielmehr genauer durchdenken, wollte.

Außen am Fensterbrett saß bereits Max und wartete geduldig. Er schien zweifellos bemerkt zu haben, dass bei seiner Ankunft niemand zuhause gewesen war. Ansonsten hätte er einen unüberhörbaren Wirbel verursacht, um auf sich aufmerksam zu machen. Schließlich war dies hier im gleichen Maße auch sein Heim und er forderte, dass dieser Umstand

von Geist auch entsprechend respektiert wurde. Zudem war er hier schon wesentlich länger als Arnold Geist daheim und hatte damit unweigerlich Vorrechte. Wenn er erkennen konnte, dass jemand zuhause war, dann klopfte er vornehm ans Fenster und wartete. Manchmal spähte er auch einfach durch die Glasscheiben der einzelnen Fenster und versuchte genau den Raum ausfindig zu machen, in dem sich Arnold gerade aufhielt. Spätestens dann wechselte er zum richtigen Fenster und krächte ein wenig. Geist war sich sicher, dass Max stets mit einem Lächeln ankam. Wenngleich die Biologie ein solches im Verhaltensmuster der Raben nicht beschrieb.

Max war ein Kolkkrabe. Groß und mächtig im Körperbau und mindestens so intelligent, wie seine Art im Allgemeinen beschrieben wird.

Vor langer Zeit schon, als Geist noch ein junger Erwachsener war und Louise besuchen kam, war Max da. Damals allerdings war es Maxens Vorgänger, den Geist von Kind auf kannte und der ihn zugleich immer wieder aufs Neue erstaunte. Und auch dieser hieß Max. Jedenfalls wurde er so genannt und reagierte auf den Namen. Warum das so war, hätte nur Louise ihm erklären können. Aber sie ist auf das Thema nie eingegangen. Genau genommen ist sie ihm im Grunde immer ausgewichen. Den Umstand, der dazu führte, dass Louise einen Raben beherbergte, erzählte sie jedoch häufig und gerne, und er musste gar nicht viel oder lang danach fragen, schon begann sie damit.

Es war ein später Tag im Herbst des Jahres 1965, als Louise von ihrem nachmittäglichen Spaziergang nach Hause kam und, eigentlich ganz entgegen ihren Vorlieben, jenen Weg wählte, der sie am Fluss entlang zu ihrer Wohnung führte. Schon von weitem erkannte sie, dass etwas Lebloses unter ih-

ren Fenstern lag. Dunkelgrau bis Schwarz hob sich das Ding vom Hellgrau des gepflasterten Fußweges ab. Je näher sie kam, desto deutlicher konnte sie erkennen, dass das Etwas gar nicht leblos war, denn von Zeit zu Zeit konnte sie eindeutig vorsichtige Regungen erkennen. Der dichte Regen verhinderte zwar eine bessere Sicht, trotzdem stand für Louise fest, dass es sich um kein »Ding«, sondern um ein Lebewesen handeln müsse. Zuerst dachte sie an die große schwarze Katze, die im Nachbarhaus wohnte und manchmal durch ihren Hof streunte. Obwohl die Katze die größte in der näheren Umgebung war, konnte sie das nicht sein. Dieses Tier, vermutlich war es wohl eines, war entschieden größer.

Louises Näherkommen schien das Tier nicht sehr zu beunruhigen. Hingegen hatte sie den Eindruck, dass es auf sich aufmerksam machen wollte. Raschen Schrittes steuerte Louise darauf zu und erkannte im Näherkommen, dass es sich um einen großen, ja mächtigen Raben handelte, der gestürzt und am Boden zu liegen gekommen war. Mit großen neugierigen Augen blickte sie der Rabe an, der auf die Seite gedreht war und offensichtlich nicht mehr auf die Beine kam.

Schnell holte Louise ein großes Handtuch aus dem Schuppen hinter dem Hoftor und wickelte den Raben darin ein. Dieser machte keinen Laut und hielt auch sonst ganz still, obwohl es Louise kein Leichtes war, ihn zu tragen und sie unruhigen aber zielsicheren Schrittes den Weg zum nahen Tierarzt antrat.

Dieser hatte seine Ordination im ersten Stock eines alten Hauses, dessen Treppenkonstruktion im Stiegenhaus so angelegt war, dass man einst mit dem Pferd bis in das Obergeschoss problemlos reiten konnte. Für manche Menschen hingegen war der Aufstieg über die tiefen Stufen mit ihrem niede-

ren Antritt eher beschwerlich. Aus diesem Grund, und da zur Kundschaft des Tierarztes viele ältere Leute mit ihren Haustieren gehörten, die häufig ihre Tiere hinauftragen mussten, gab es im Hauseingang einen Klingelknopf, den man betätigen konnte, wenn man Hilfe benötigte. Diesen Knopf drückte Louise und hoffte, jemand wäre zuhause. Schließlich war Samstag und zudem schon die Dunkelheit im Herannahen, und sie wusste, dass Dr. Gelbmann, der Tierarzt, samstags mit seiner Frau gerne und regelmäßig ausging.

So war es wohl auch an diesem Tag, denn Dr. Gelbmann kam ihr in seinem besten Ausgehanzug entgegen. Seine Frau wartete im Stiegenaufgang und hielt Nachschau. Auch sie war bereits für den Abend elegant gekleidet.

Louise wusste nicht, wie Dr. Gelbmann auf ihr unangekündigtes Kommen reagieren würde, denn schließlich konnten sie sich nur flüchtig von der Straße und hatten keine gemeinsamen Bekannten oder gar Freunde, und ein Haustier besaß sie auch nicht. Jedenfalls bisher nicht.

Der Arzt sah besorgt zu ihr hin und erkannte die schwere Last, die sie trug.

»Frau Wieser«, er kannte also ihren Namen und wusste, wer sie war, »lassen sie sich bitte helfen. Das Tier ist ja viel zu schwer für sie.« Wie selbstverständlich rief er seiner Frau zu, sie möge bitte die Ordination aufsperrn und bei ihren Freunden anrufen, dass sie sich zu ihrer Verabredung verspäten würden.

Als der Tierarzt mit dem Raben und Louise, quasi im Schlepptau, oben angekommen war, hatte Fr. Gelbmann bereits alles vorbereitet und sich selbst einen weißen Kittel übergezogen. Mit ihren eleganten Schuhen und dem durchscheinenden Kleid wirkte sie vielmehr wie eine unglücklich an den

Arzt geratene Patientin und nicht wie eine Tierärztin. Sie betrieb zusammen mit ihrem Mann die Ordination, praktizierte selbst aber nur, wenn es sich spontan als unbedingt notwendig erwies oder ihr Mann verweist oder erkrankt war.

Vorsichtig legten sie gemeinsam den Raben auf dem Ordinationstisch ab und betrachteten den Riesen. Louise erzählte, wie sie an den Vogel gekommen war, während die beiden das Tier gründlich untersuchten.

»Ein ganz außerordentliches Exemplar einer Corvidae haben sie uns da gebracht.« Dr. Gelbmann schien während der Untersuchung mehr mit sich als mit den anderen zu sprechen. Er war ganz darauf konzentriert, dem Raben keine Schmerzen zuzufügen und trotzdem das Tier vollständig abzutasten und speziell seine Flügel zu kontrollieren.

»Es scheint, dass sich der Vogel wohl überwiegend Prelungen vom Sturz geholt hat. Auch seine Reaktionsfähigkeit ist ein wenig gedämpft. Möglicherweise ist er gegen ihre Fensterscheibe gestürzt oder er hatte im Kampf mit einem anderen Vogel eine Kollision mit ihrer Hausmauer. Aber das wird wieder. Er ist neugierig, wie es für seine Art ganz typisch ist. *Corvus corax*, der Kolkkrabe, zählt zu den intelligentesten Tieren, die wir kennen. Und viele davon sind nicht besonders scheu. Das dürfte auch auf ihren Vogel zutreffen. Allerdings müssen wir seine Flügel im Röntgengerät ansehen, und spätestens dann wird sich zeigen, ob wir ihm ein Beruhigungsmittel verpassen müssen.«

Dem Raben musste kein Mittel zur Beruhigung oder gar Betäubung gegeben werden. Er ließ die vorsichtige Behandlung geduldig über sich ergehen. Louise war bei allen Handlungen dabei und hatte stets den Eindruck, dass er beobachtete, wie sie sich während der Untersuchung selbst verhielt. Sie

vermeinte sogar wahrzunehmen, wie er versuchte, ihre Mimik und Gestik zu verstehen und daraus abzuleiten, wie er sich angemessen verhalten sollte.

»Die Röntgenbilder zeigen, dass er sich im linken Flügel einen glatten Bruch des einen Hauptknochens zugezogen hat. Die beiden Knochenhälften sind jedoch schön hintereinander gereiht, sodass nach drei bis vier Wochen die Stelle wieder zusammengewachsen sein wird. Sie bekommen von uns ein Kalziumpräparat mit, dass sie ihm in ein Stückchen Rindfleisch packen und täglich füttern. Das beschleunigt die Heilung deutlich. Wir legen jetzt dem Prachtstück noch einen Verband an, den sie bitte nicht selbst entfernen. Sollte er damit beginnen, diesen in den nächsten Tagen abzulösen, rufen sie mich oder meine Frau an. Wir erneuern ihn dann. Ansonsten reicht es, wenn sie sich darauf einstellen, dass sie ihn in dieser Zeit füttern. Haben sie überhaupt ausreichend Platz, ihn unterzubringen?« Gespannt sah Dr. Gelbmann zu Louise hin, die langsam registrierte, dass sie sich wohl in der nächsten Zeit um ihren Gast kümmern musste und lächelte entspannt die beiden Ärzte an, die sie aufmerksam betrachteten.

»Ich denke, ich werde damit zurecht kommen. Ich kann ihn bei uns im Hof halten, dort hat er Rückzugsmöglichkeiten, wenn er diese denn braucht und kann herumhüpfen, ohne dass er dabei viel gestört wird. Die Nachbarskatze wird für diesen großen Vogel wohl keine Gefahr darstellen, oder ...?«

Diese Frage konnte von Dr. Gelbmann mit einem Lächeln auf den Lippen verneint werden, das Louise als Zustimmung deutete. »Da haben sie allerdings recht. Vielmehr stellt der Vogel für die Katze eine Gefahr da. Denken sie daran, dass so mancher Habicht oder auch ein durchschnittlich großer Bussard kleiner ist als dieser Rabe. Aber Kolkraben sind nicht

aggressiv. Sie können daher auch mit anderen Tieren leicht zusammen gehalten werden. Allerdings neigen sie zu einigem Schabernack.«

»Was gilt es denn noch zu überlegen?« dachte Louise im Stillen.

»Bitte geben sie dem Vogel kein Hunde- oder Katzenfutter. Das ist für ihn nicht geeignet, auch wenn er dieses vermutlich mit einigem Appetit fressen würde. Sorgen sie für ausreichend Wasser, das der Rabe aus jeder Schüssel trinken kann. Fürs Erste richten sie ihm einen Brei, der aus rohen Eiern und Hackfleisch vom Rind besteht. Auch ungesalzene Eierspeise lieben diese Vögel, und wenn sie das Ganze hin und wieder mit Obst anreichern, dann wird es ihm bei ihnen wahrscheinlich sogar besser gehen, als in der freien Wildbahn. Einen Brei aus Mäusefleisch möchte ich ihnen ja nicht gerade zumuten. Und sie werden sehen, in kurzer Zeit wird er versuchen, sich selbst um sein Futter zu kümmern. Sollten in ihrem Schuppen Mäuse wohnen, dann wird es für diese wohl alsbald sehr ungemütlich werden.« Der Tierarzt schmunzelte ein wenig, als er auf den Mäusebrei zu sprechen kam. Die Vorstellung, dass Louise in ihrer Küche mit toten Mäusen hantierte, war wohl eine, die er sich in Wirklichkeit nicht wünschte.

»Und wenn es ihre Zeit erlaubt, dann leisten sie ihm Gesellschaft. Raben und ganz besonders Kolkraben sind sehr soziale Tiere und langweilen sich, wenn sie viel alleingelassen werden. Auch wenn sie sich das vielleicht nicht vorstellen können, so werden sie sicher schnell feststellen, dass sie zu diesen Vögeln durchaus eine innige Beziehung aufbauen können.«

Es hatte aufgehört zu regnen, als Louise später den Vogel nach Hause trug. Zur selben Zeit verschwanden die beiden Ärzte in der Gegenrichtung, nicht ohne sich vorher von ihr

sehr freundlich verabschiedet zu haben. Auch ließen sie Louise wissen, dass sie in den nächsten Tagen Nachschau halten wollten und sollte der Fall eintreten, dass sie Rat oder gar Hilfe benötigte, sei sie jederzeit willkommen.

Der Heimweg kam ihr deutlich kürzer vor. Vielleicht lag das auch daran, dass der Vogel mit seinem Verband kompakter wirkte und leichter zu tragen war.

Im Hof setzte sie ihn ab und ging schnurstracks in ihre Küche, um sich ein spätes Abendessen zu richten und dem Vogel seine erste Eierspeise zuzubereiten.

Max schien sich bald an das Leben im Hof gewöhnt zu haben. Den Verband ließ er, wo er war. Erst gegen Ende seiner Rekonvaleszenz begann er, ihn mit seinem Schnabel langsam aufzulösen. Dann wurde ihm dieser allerdings ganz abgenommen, und er begann vorsichtig, seine Flügel in Bewegung zu versetzen. Trotzdem hüpfte er noch einige Zeit im Hof herum, sprang unter leichtem Flügelschlagen auf das Dach des Schuppens und saß manchmal, wenn Louise für kurze Zeit weg war und später wieder nach Hause kam, zur Begrüßung über dem Hoftor und freute sich offenkundig, dass er nicht mehr länger allein sein musste.

Ein paar Tage, nachdem er mit sichtlichem Vergnügen begonnen hatte, kleine Strecken zu fliegen, war Max weg. Louise suchte ihn überall und war schon einigermaßen besorgt über dieses plötzliche Verschwinden. Als sie jedoch, wieder zurückgekehrt, die Wohnung betrat, klopfte er von außen ans Fenster, setzte sich nieder und machte es sich in der tiefen Laibung gemütlich. Wenn er Kontakt suchte, war er fortan dort anzutreffen. Zum Schlafen verschwand er regelmäßig in den Schuppen, in dem er bei besonders widrigen Wetterverhältnissen zudem sein Wohnzimmer einrichtete und sämtliche, ihm

bekannten Löcher wachsam im Auge behielt, damit ihm ja kein Leckerbissen zumeist in Form einer jungen und noch unerfahrenen Maus entging. Die meiste Zeit segelte er in der nahen Umgebung durch die Lüfte und erfreute sich seiner wiedererstarkten Gesundheit.

DER ANGEBROCHENE NACHMITTAG schien für Geist eine passende Gelegenheit zu sein, sich für die Arbeit von Frau Kramer erstmals kundig zu machen. Er schaltete sein kleines Notebook ein und machte es sich im Wohnzimmer gemütlich. Am Sofa liegend, gab er den einen oder anderen Begriff in die Suchmaschine ein und ließ sich von den angezeigten Treffern inspirieren. Dabei reichte ihm völlig, zu Beginn noch wenig strukturiert vorzugehen. Wenn ein Begriff, ein Ansatz oder gar eine wissenschaftliche Theorie häufig in den Trefferlisten vorkamen, so notierte er diese zwar, ob sie jedoch auf Dauer für ihn von Interesse wären, würde er erst wesentlich später entscheiden. In diesem Stadium reichte ihm, rein assoziativ und dabei überwiegend von den Ergebnissen getrieben vorzugehen.

Praktisch an dieser Arbeitsweise war, dass er anhand der Begriffsliste, die er so erstellte, zudem auch rasch überprüfen konnte, ob diese in den einschlägigen Werken letztlich auch tatsächlich vorhanden waren. Die Verfügbarkeit nahezu aller relevanten Werke in elektronischer Form und deren Zugänglichkeit online führten dazu, dass auch umfangreiche Recherchetätigkeiten, die noch vor wenigen Jahren einige Wochen in Anspruch genommen hätten, mittlerweile in wenigen Tagen erledigt werden konnten.

So lieferte eine einfache Verknüpfung der Begriffe »regionale Auswirkungen Werbewirtschaft« 107.000 Treffer.

Die ersten 50 Ergebnisse dazu überflog Geist ein wenig. Die Einschränkung, dass die Treffer nur innerhalb von »Büchern« vorkommen dürfen, also in monografischer Form erschienen sein mussten, lieferte nur noch 79. Das war ein Ausmaß, mit dem man weiter arbeiten konnte. Und schnell zeigte sich, dass im Bereich dieser Ergebnisse auch nur vier weiter von Relevanz waren. Diese vier waren ausschließlich einführende Werke in die Thematik und alle vier waren in gedruckter Form in der lokalen Bibliothek vorhanden. Dass es sich um keine elektronischen Quellen, sondern um gedruckte handelte, würde in seinem Fall das Weiterarbeiten deutlich vereinfachen. Die gedruckten Bücher konnte er einfach mitnehmen und an jedem beliebigen Ort lesen, ohne dass ihm diese durch unvorhersehbare, dafür aber unüberwindbare technische Hürden unzugänglich blieben. Die durch die regelmäßige Benutzung reichlich abgegriffenen Druckausgaben konnte er auch im Zug nach Italien unbekümmert auf seinem Sitzplatz offen liegen lassen. Für einen Dieb würden diese im Grunde wenig attraktiv erscheinen. Einer dieser aktuellen Tablet-Computer oder auch ein E-Book-Reader wären hingegen wohl eher eine fette Beute für einen solchen, und er müsste mehr darauf achten und das entsprechende Gerät zur Sicherheit sowohl in den Speisesaal als auch auf die Toilette mitnehmen. Dieser Aufwand widerstrebte ihm. Sollte er Textteile als wörtliche Zitate weiter verwenden wollen, so konnte er die betreffenden Passagen aus der elektronischen Fassung übernehmen, ohne diese neu tippen zu müssen. Und diese Arbeiten musste er ja nicht unbedingt auf der Reise durchführen.

Die Bibliothek hatte an diesem Tag noch bis 21 Uhr geöffnet. Also zog er rasch seine Schuhe an, nahm seinen Mantel vom Ständer und machte sich auf den Weg. Vorher legte er Max noch ein Stück alten Käses auf das Fensterbrett. Sicher würde ihn diese einfache Geste freuen. Nachmittags beschäftigte er sich gerne die eine oder andere Stunde mit Max. In den Innenhof des Hauses kam der Vogel immer dann geflogen, wenn er Arnold dabei entdeckte, wie dieser es sich auf der Sitzbank unter dem Stiegenaufgang gerade gemütlich machte. Dann kam er augenblicklich herbei, setzte sich zu seinen Füßen nieder, krächte und legte herausfordernd den Kopf schräg zur Seite. Woraufhin es Geists Aufgabe war, aus der Hosentasche die eine oder andere Leckerei hervorzuzaubern und ihm zuzuwerfen. Warf Geist ihm jedoch einen Kieselstein, eine Kastanie oder einen sonstigen kleinen Gegenstand zu, dann nahm der Rabe das Stück mit dem Schnabel auf, flatterte hoch und legte dieses neben Geist wieder auf der Bank ab. Manchmal warf Geist das Futter von der Bank aus in den gegenüberliegenden Schuppen, worauf Max dort verschwand und solange nicht mehr zu sehen war, bis er das Stück gefunden hatte. Allein sein Krähen, das Geist als ein Schimpfen deutete, war zwischendurch zu hören. Heute jedoch würde er für ein solches Spiel kaum Zeit finden, und der Rabe würde sich die Zeit anders vertreiben müssen. Geist hoffte, der Käse am Fensterbrett konnte als Entschuldigung oder wenigstens als eine kleine Entschädigung für seine Abwesenheit gelten und von Max als solche akzeptiert werden.

Den Weg zur Universität trat Geist zu Fuß an. Das Wetter schien einigermaßen stabil zu bleiben. Auch wenn sonnige Phasen regelmäßig von dichter Bewölkung unterbrochen wurden, so war mit Regen doch eher nicht zu rechnen. Mit

den öffentlichen Verkehrsmitteln hatte er zuerst ins Zentrum und anschließend aus der Stadt hinaus nach Norden zu fahren. So aber überquerte er den Fluss bei der nächsten Fußgängerbrücke und folgte anschließend dem Radweg nach Norden hin zum öffentlichen Krankenhaus, ohne den Umweg über die Stadtmitte in Kauf nehmen zu müssen. Exakt diesem Weg war er schon als Schüler tagtäglich gefolgt und verband mit diesem, als jemand, der immer sehr gerne zur Schule gegangen war, nur positive Erinnerungen. Das Schulzentrum lag unweit des Krankenhauses und dieses wiederum in unmittelbarer Nähe zur Universität. Auf den engen Verbindungswegen zwischen diesen Einrichtungen herrschte vor allem an Schultagen reger Verkehr, der überwiegend von radfahrenden Pädagogen und Ärzten geprägt war, von denen die einen nach links die anderen nach rechts auspendelten. Die Ärzte unter ihnen waren aufgrund ihrer weißen Kittel leicht zu erkennen, die, offen getragen, durch den Fahrtwind hochgehoben und wie Fahnen im Wind bis an ihre gesäumten Enden durchgewirbelt wurden. Sobald er den am Flusskai entlang führenden Park durchquert hatte, gelangten die ersten Gebäude im leicht ansteigenden Gelände des alten Universitätscampus in Sichtweite.

Das Bibliotheksgebäude, auf das Geist direkt zusteuerte, lag inmitten eines dort angesiedelten Ensembles an durchgehend klassizistisch ausgeführten Bauten, die in der Zwischenzeit keinerlei Lehr- oder Forschungseinrichtungen mehr beherbergten. In diesen waren seit den Jahren, in denen die Universität großzügig ausgebaut wurde, ausschließlich Einrichtungen der zentralen Verwaltung untergebracht. Das mächtigste unter ihnen wurde im Volksmund aufgrund der dort

konzentrierten Bürokratie seit jeher als Tintenburg bezeichnet.

Die alte, schwere Eichentür, die den Eingang zur Hauptbibliothek bildete, wurde vor Jahren durch eine mächtige Drehtür ersetzt, deren Bauart einer historischen Ausführung nachempfunden war. Dadurch wirkte sie im Gebäude nicht wie ein Fremdkörper, sondern im Gegenteil so, als wäre sie schon immer Teil des Eingangsbereichs gewesen. Die Eichentür wurde vor dreißig Jahren entfernt, da es sich zeigte, dass vor allem Kinder und besonders alte Menschen, die in der Bibliothek als eifrige Leser häufig anzutreffen waren, durch diese Tür von der Benutzung im Grunde ausgeschlossen waren. Sie war für viele zu schwer und ihr Griff zum Öffnen zu hoch angebracht. Dieser Umstand freute zwar einige der damaligen Bibliothekare, wurden sie durch diese Umstände doch von einer ganzen Gruppe besonders betreuungsintensiver Benutzer geschützt. Die Universitätsleitung sah sich dem gegenüber jedoch mit harscher, medialer Kritik konfrontiert. Regelmäßig wurden Fotos abgebildet, die Benutzer zeigten, die ganz offensichtlich darauf warteten, dass ihnen jemand die Tür öffnen könnte, oder dass jemand das Gebäude verließ und sie damit durch die von innen geöffnete Tür Einlass fanden. Die von den Behörden ermittelte Körpergröße, die unbedingt notwendig war, um dieses Hindernis überwinden zu können, wurde mit 150 Zentimetern angegeben, darüber hinaus dieser Umstand als diskriminierend und unzeitgemäß gewertet und zugleich ein entsprechender Umbau vorgeschrieben, mit dem diese Barriere entfernt werden konnte.

Doch auch die Konstruktion der Drehtür, die bei einem sachverständigen Architekten in Auftrag gegeben wurde, zeigte alsbald ihre Tücken, denn regelmäßig wurden darin Leu-

te eingeklemmt, die nicht darauf achteten, dass andere Personen, die sich zur gleichen Zeit im Durchgangsbereich befanden, der Tür einen unberechenbaren Schwung verleihen konnten. Wieder waren ältere Leute und Kinder die Leidtragenden. Erst der nachträglich eingeführte, elektrische Antrieb, der schließlich vor einigen Jahren realisiert wurde, brachte die erwarteten deutlichen Verbesserungen an der Eingangssituation mit sich. Der Entscheidung, den manuellen Antrieb zu ersetzen, mussten allerdings wiederum einige Medienberichte vorangehen, die in fotogenen Posen eingeklemmte Personen, gestürzte und hilflos in der Tür gefangene Pensionisten als auch sichtbar lädierte Kinder zeigten.

So war die Geschichte der Bibliothek auch immer eine Geschichte ihres Eingangs und allerlei Kalauer, die man sich in der Stadt erzählte, waren damit verbunden. Auf so manchen Kongressen wurde Geist darauf angesprochen, ob denn ein Besuch an seiner Universität auch dann lohnenswert wäre, wenn der Eingang zur Bibliothek nicht bewältigt werden konnte, ohne gesundheitlich Schaden zu nehmen.

Geist schaffte den Durchgang mühelos. Der elektrische Antrieb tat wie er sollte, die Geschwindigkeit passte, und jeder Kontakt mit der Tür, den ein Sensor ermittelte, ließ diese erst langsamer laufen und bei ständigem Gegendruck letztlich ganz anhalten.

Geradewegs steuerte er an der Ausleihtheke vorbei zur Aufstellung der wirtschaftswissenschaftlichen Literatur, die sich in den hintersten Räumen des Erdgeschosses befand.

Die verwinkelte Raumeinteilung des historischen Gebäudes ließ erahnen, dass dieses ursprünglich nicht für die Unterbringung einer Bibliothek gedacht war. So mancher Benutzer verzweifelte auf den vielfach verzweigten und teilweise ver-

stellten Wegen zum Ziel, das ihm der wohlmeinende Gebäudeplan zwar anzeigte, aber das zu erreichen nicht in jedem Fall einfach war. So manchen Benutzer mussten die Bedienten nach dem Abenddienst geradezu wie aus den Armen einer labyrinthischen Falle befreien, wenn sie die Bibliothek schließen wollten, und die in den Räumlichkeiten verbliebenen Leser eilig hinausbitten mussten. Allein der kürzeste Weg durch alle öffentlich zugänglichen Räume des Hauses dauerte knapp eine halbe Stunde, treppauf und treppab. Dieser Umstand führte dazu, dass Informatiker und Geografen ihre Arbeitsplätze eine viertel Stunde früher verlassen mussten als zum Beispiel Literaturwissenschaftler. Erstere fanden die sie betreffenden Bücher und Zeitschriften in den entlegensten Räumen. Letzteren, so munkelte man, könnte man diesen Weg niemals zumuten, da die Recherche mit einem gewissen Sinn für die Orientierung im Gebäude verbunden war. Geografen und wohl auch Informatiker brachten dafür, so schien es, die besten Voraussetzungen mit.

Zwischen jenen Bücherregalen, die sich einem beim Gang durch die Bibliothek immer wieder unvermittelt in den Weg stellten, befanden sich kleine Inseln mit Tischen und Stühlen, die etwas heller als die sie umgebenden Bereiche beleuchtet waren. Geist wählte seinen Weg so, dass er nicht an diesen Arbeitsplätzen vorbei musste, um nicht unfreiwillig in die Arme eines Bekannten oder gar eines Kollegen zu laufen, der dort gelangweilt über seinen Büchern saß und dem jede Abwechslung willkommen war. Er war nicht in der richtigen Stimmung, hier ein belangloses Gespräch, und sei es auch bloß ein kürzeres, zu führen. Daher wählte er vorwiegend jene Durchgänge, die frei von Benutzern waren.

Aber die Gefahr, in ein schier endloses Gespräch verwickelt zu werden, drohte auch von anderer Seite auf ihn zukommen. Denn von weitem schon erkannte er eine jener schrulligen Bibliothekarinnen, die, wie ihm schien, regelmäßig durch die Gänge lief und jeden und jede darauf aufmerksam machte, dass sich die Benutzer außerhalb der geschlossenen Arbeitsräume unbedingt und ausnahmslos ruhig zu verhalten hätten. Dass sie dabei wesentlich mehr Lärm verursachte als alle anderen Anwesenden zusammen, schien sie nicht zu bemerken, und so mancher Benutzer, der seit Stunden ganz vertieft in seine Lektüre gearbeitet hatte, wurde von ihr unvermittelt aufgeschreckt und dabei völlig aus seinen Gedanken gerissen. Geist vermied daher umso mehr, mit dieser Angestellten zusammenzutreffen, die ihm in der Zwischenzeit wohl schon seit Jahrzehnten ein Begriff war und verließ fluchtartig seine ursprünglich angestrebte Route, um über eine Nebentreppe an sein Ziel zu gelangen.

Die von ihm gesuchten Bücher standen friedlich und, wie es schien, seit längerem unbenutzt nebeneinander im Regal. Ein solcher Umstand war für ihn immer ein gutes Zeichen gewesen, denn letztlich hieß dies, dass sich zur Zeit niemand außer ihm mit diesem Thema beschäftigte und er sich somit auch die Literatur mit niemandem teilen musste. Er entnahm dem Fach die vier gewünschten Werke und erkannte, dass daneben noch ein wesentlich aktuelleres angeschafft worden war, das ihm thematisch ebenso passend erschien. Mit den fünf dicken Büchern unter dem Arm machte er sich auf den Weg zur Ausleihtheke, ohne dabei das Treiben in den Lesebereichen aus den Augen zu verlieren, durch die immer noch die ältliche Bibliothekarin wie ein aufgeschrecktes Huhn fegte

und an diesem Abend wohl nicht mehr zur Ruhe zu kommen schien.

»Wer weiß«, dachte Geist, »ob sie hier später einmal des Nachts als Gespenst durch die düsteren Gänge und Bücherreihen fliegen und laut ausrufen wird, dass in der Bibliothek Ruhe zu herrschen hätte?« Dann jedenfalls könnte auch der Nachtdienst, der seit einigen Jahren von einer Sicherheitsfirma erbracht wurde, einiges zu erzählen haben.

Die ausgeliehenen Werke bereits wieder unter dem Arm, wollte er gerade die Bibliothek verlassen, als er von einem jener emeritierten Professoren angesprochen wurde, zu dem er schon während seines Studiums engeren Kontakt hatte. Mit seinem ausgeprägten mathematischen Verständnis konnte dieser in seinen volkswirtschaftlichen Vorlesungen komplexe Zusammenhänge stets sehr anschaulich beschreiben und erklären. Und damit konnte er Studenten wie Arnold Geist faszinieren, andere bislang auch überfordern. Doch dessen messerscharfer Verstand war nicht auf die Mathematik oder sein Fach im engeren Sinne beschränkt. Während seine Kollegen oft Jahre benötigten und vor Entscheidungen, die sie zu für sich und für andere zu treffen hatten, lange im Trüben fischten, um bestimmte, und seien es rein organisatorische Zusammenhänge zu verstehen, erkannte er hingegen immer sofort und mit klarem, unverstellten Blick, worum es letztlich ging.

»Lange nicht mehr gesehen, lieber Geist«, begann der Professor sein Gespräch und hatte wie immer ein freundliches Lächeln auf den Lippen, das den durchaus resoluten Mann stets sanft erschienen ließ.

»Guten Tag, Herr Professor. Schön, sie wieder einmal zu treffen.« Geist wusste, dass diese Form der Freundlichkeit,

die einem auf diese Weise entgegengebracht wurde, auch dazu führen konnte, dass man allzu leicht und unbemerkt völlig vereinnahmt wurde. Daher achtete er im Gespräch mit ihm immer sehr auf seine Wortwahl und darauf, was er mitteilen und was er lieber verschweigen wollte.

Aber diesmal hatte Geist nicht den Eindruck, dass ihn der Professor in ein Gespräch verwickeln, sondern ihm vielmehr etwas mitteilen wollte. Er wartete also vorerst ab, womit er denn heute konfrontiert sein würde.

»Ich muss ihnen erzählen, dass ich letztens wieder einmal eine Dissertation eines unserer Absolventen gelesen habe. Auf diese wurde ich von meinen Kollegen aufmerksam gemacht, da sie tatsächlich eine ganz außergewöhnlich gute Arbeit darstellt. Allein der Sprachstil entspricht jenem, die die moderne Volkswirtschaftslehre verlangt, und der letztlich doch nie eingehalten werden kann. Auch die vorgelegte Argumentation ist bemerkenswert, mit der der Autor einzelne Prozesse der Wertschöpfung absolut zeitgemäß hinterfragt und in ihrer Paradoxie glasklar darstellt. Durchaus listig, könnte man meinen. Nur schade, dass uns der Absolvent nicht an der Universität erhalten geblieben ist. Ich kann ihnen nur empfehlen, sich bei Gelegenheit diese Arbeit anzusehen. Mir erscheint sie im Umfeld unserer Durchschnittlichkeit als ein Lichtblick. Zum Mindesten als ein Lichtblick, würde ich sagen.«

So rasch wie er das Gespräch eröffnet hatte machte er sich auch schon wieder auf den Weg. Auf den Lippen trug er immer noch sein Lächeln, das Geist jetzt entschieden als ein schelmisches erkannte.

»Schönen Abend noch, Herr Professor«, rief Geist ihm nach, der schon im Gehen begriffen war und flink wie ein Wiesel auf den Ausgang zusteuerte.

»Guten Abend, lieber Geist. Und wie gesagt. Es hat mich wirklich sehr gefreut, die Arbeit zu lesen.« Damit zwinkerte er ihm zu und verschwand in der Drehtür.

Geist konnte sich noch gut daran erinnern, dass ihm das Verfassen dieser Arbeit besonders großen Spaß gemacht hatte und dass er letztlich selbst auch damit sehr zufrieden gewesen war. Das war jetzt schon über fünf Jahre her. Und er wusste, dass der Professor das nun auch wusste und doch niemals beabsichtigen würde, sein Wissen mit anderen zu teilen. Eine gute Arbeit zu lesen war ihm anscheinend wesentlich lieber, als das vermeintliche Wissen um ihre Entstehung auszuplaudern.

Zufrieden mit sich und mit dem Verlauf des heutigen Tages kehrte Arnold Geist nach Hause zurück. Die fünf ausgeliehenen Bücher konnte er die nächsten sechs Monate behalten. Er hatte also mit keinem großen Zeitdruck zu rechnen und plante, diese erstmals am Weg nach Italien nach brauchbaren Ansätzen zu durchforsten. Eine wesentlich frühere Beschäftigung damit war nicht unbedingt notwendig.

Eine besondere Arbeit musste Geist in diesem Fall ja nicht abliefern. Davon war im Gespräch mit Frau Kramer nie die Rede gewesen. Sie wollte den Abschluss.

Betriebswirte, so dachte er, sind ganz andere Menschen als Volkswirte. Vielleicht sogar andere Wesen. Er kannte nur wenig, was diese miteinander verband, aber zugleich sehr viel, das diese voneinander trennte. So dachte er, vielleicht in diesem Augenblick sogar ein bisschen zu überheblich, dass eine für ihn durchschnittliche Arbeit eigentlich reichen sollte,

um eine gute Note zu erzielen. Mit überdurchschnittlichen Leistungen wäre in diesem Fall mit ziemlicher Sicherheit niemandem gedient und, wer weiß, die Begutachter der Arbeit letztlich eventuell, plötzlich mit diesem Phänomen konfrontiert, sogar einigermaßen überfordert. Dessen ungeachtet sollte Fräulein Kramer mit ihm zufrieden sein. Das stand außer Frage.

Im Wohnzimmer entnahm Geist der Vitrine eines jener alten Gläser, die ihm von Louise geblieben sind und schenkte sich zwei Finger hoch Whiskey ein. Ein Stück Schokolade fand er in der Tischlade. Mit beidem auf der Zunge schlief er auf der Couch gemütlich ein und sollte, ganz gegen seine Gewohnheiten, erst kurz vor Tagesanbruch in sein Bett wechseln.

Der Glockenschlag der nahen Pfarrkirche wurde während der Nachtstunden ausgesetzt, sodass ihn ein solcher weder hätte wecken, noch daran erinnern können, wie spät es schließlich geworden war.

UNTER TOSENDEM LÄRM fuhr Arnold Geist durch die engen Gassen der Altstadt von Cosenza. Woher dieser Lärm kam, der unvermittelt auftrat, konnte er sich nicht erklären.

Bisher nämlich zeigte sich ihm die Stadt als eine ganz friedliche und ungewöhnlich stille. Sie lag gemächlich in ihrer Frühsommerruhe inmitten der ländlichen und sanft hügeligen Umgebung.

Das Fahrrad, mit dem er gerade unterwegs war, schien diesen Lärm nicht zu produzieren und in den Hauseingängen war keine Menschenseele zu entdecken, der man diesen Lärm zuschreiben konnte. Er blieb stehen und sah nach, ob er entdecken konnte, wie dieser nahezu unerträgliche Krach zustande kam. Woher kamen nur diese lauten Geräusche, die ihn immer durchdringender zu verfolgen schienen, und die er keiner Quelle zuordnen konnte?

In der Ferne setzte der Klingelton eines altmodischen Telefons ein, dessen Läuten sich plötzlich bemerkbar machte, und das mit der Zeit ganz nah zu sein schien. Er selber hatte keines dabei. Zudem war sein Mobiltelefon auf eine Melodie und keinen jener metallischen Klingeltöne gestellt, welcher deutlich zu vernehmen war. Dieses konnte somit als Verursacher ausgeschlossen werden. Es musste ein anderes sein.

Wenn er genau hinhorchte, war im Hintergrund der ihn eigentümlich anmutenden Geräuschkulisse zudem ein deutliches Klopfen zu vernehmen. Ein festes, regelmäßiges Klopfen, das sich anhörte, als würde jemand mit etwas Spitzem und zugleich Hartem gegen eine Fensterscheibe pochen. Aber an den Fenstern, die er im Blick hatte, konnte er niemanden ausmachen. Unter all die Geräusche mischte sich jetzt auch ein Krächzen, das ihm sehr bekannt vorkam. Auch wenn er nicht gleich wusste, woran er dieses wiedererkannte. Es klang wie das empörte Schimpfen eines Vogels, eines großen Vogels. Es klang wie der Schrei eines Rabenvogels. Ganz so als würde Max am Fenster sitzen und auf sich aufmerksam machen wollen ...

Aufgewacht. Jetzt war er doch noch aufgewacht. Sein eigentlich friedlicher und erholsamer Schlaf endete schlagartig mit einem Wirrwarr an Eindrücken, die er, obwohl gerade erst erwacht, zu keinem Ganzen mehr zusammenfügen konnte. Die Sonne stand schon hoch am Himmel und das Tohuwaboju kam aus seiner eigenen Wohnung. Er war also nicht in Cosenza. Er war zuhause. Er hatte geträumt. Alles war nur ein Traum gewesen. Und hoffentlich keine böse Vorahnung. Das Unternehmen »Cosenza« sollte besser nicht in solch einem Durcheinander enden.

Ein Blick auf den Wecker sagte ihm, dass es bereits halb zehn Uhr war. Vom Schlafzimmer aus konnte er Max ausfindig machen, der am Fenstersims zum Wohnzimmer hin saß, und der ganz offensichtlich seine Aufmerksamkeit suchte. In der Küche läutete, jetzt auch für Geist deutlich zuordenbar, das Telefon.

Er stand auf, querte über den Gang die Wohnung und öffnete Max das Wohnzimmerfenster, damit sich dieser erst

einmal beruhigen würde. Anschließend ging er in der Küche ans Telefon und setzte sich, das Gerät noch immer unter dem Arm, an den Tisch.

Nachdem er den Hörer von der Telefongabel genommen hatte, meldete er sich, immer noch ein wenig benommen, mit »Geist«.

»Wohl erst aufgestanden. Guten Morgen. Ich hoffe, du hast gut geschlafen und bist guter Dinge.« Am anderen Ende der Leitung war Felix Bräuner. Dieser war anscheinend bestens gelaunt und voller Tatendrang. Seine Stimme jedenfalls klang ungemein frisch für diese Uhrzeit.

»So kann man es sagen. Bestens ausgeschlafen. Nur leider hat mich dein Läuten unvermittelt aus einem Traum geholt. Gleichzeitig saß Max am Fenster und klopfte ganz energisch gegen die Scheibe. Alles zusammen war für mich in dem Augenblick wie ein wildes Durcheinander. Jetzt bin ich dabei, mich wieder ein wenig zu sammeln. Ich war nämlich gerade in Cosenza, das solltest du wissen, und bin dort in einen wilden Lärm gekommen, ohne dass ich ausfindig machen konnte, woher dieser Lärm eigentlich stammte.«

Geist unterbrach seine Erzählung und hielt Ausschau nach einem Glas Wasser. Üblicherweise stand immer ein gefülltes Glas am Tisch oder auf der Anrichte. Nur im Moment konnte er keines ausfindig machen. Ein Schluck daraus hätte ihm jetzt gut getan.

»Das klingt ja, als wärst du bereits in den Vorbereitungen zu deiner Abreise. Prima, das passt perfekt. Ich kann dir nämlich bereits die abgetippte Version der Arbeit vorbeibringen. Ging schneller als geplant. Zuerst dachte ich, dass ich mit dem Maschine schreiben nicht mehr so schnell bin. Doch es hat sich gezeigt, dass ich noch ganz gut zurecht komme. Das

Schreiben auf der Computertastatur ist dann letztlich doch was ganz anderes. Die kleine Reiseschreibmaschine meines Vaters ist aber sehr leichtgängig. Zwar schmerzen mir jetzt die Finger vom ungewohnt festen Anschlag, aber das ist auch schon alles. Ich habe übrigens Frühstück besorgt. Wenn du Tee aufstellst, dann bin ich in einer halben Stunde bei dir.«

Bräuner war heute wohl nicht zu stoppen. Trotzdem fiel ihm Geist ins Wort.

»So oft in so kurzer Zeit haben wir ja schon lange nicht mehr zusammen gefrühstückt. Komm vorbei. Die Tür steht offen. Sollte ich noch unter der Dusche sein, kannst du dich ja schon in der Küche niederlassen und einen Tee trinken. Allerdings ist heute ein kräftiges Frühstück angesagt. Wurst, Käse und Schinken sollten wenigstens dabei sein. Und frische Semmeln. Unbedingt frische, keine aufgebackenen bitte.« Geist wartete auf Bräuners Reaktion. Nachdem dieser jedoch zuzuwarten schien, was Geist noch mitzuteilen hatte, setzte er fort.

»Das war's dann mit meinen Wünschen. Mehr habe ich im Moment nicht. Wie du weißt, bin ich ein bescheidener Mann!«

Damit war das kurze Telefonat zu Ende.

Max war wieder weggeflogen. Anscheinend wollte er Geist nur wecken kommen, denn wenn er Lust auf einen Appetithappen gehabt hätte, wäre er zumindest am Fenster sitzen geblieben und hätte sich weiterhin entsprechend bemerkbar gemacht. Wenn Bräuner zum Frühstück mit Wurst und Käse vorbeikäme, dann könnte er ja auch Eier dazu kochen, und dann wäre auch für Max etwas Schmackhaftes dabei, womit sie ihn leicht zurücklocken könnten. Das musste er aber nicht unbedingt jetzt erledigen und konnte leicht auf später warten.

Geist machte sich auf den Weg ins Badezimmer und gönnte sich dort eine kurze aber sehr heiße Dusche. Das kalte Wasser, mit dem er sich zum Abschluss immer abspülte, erfrischte ihn augenblicklich und wusch sogleich den letzten Rest jener Müdigkeit hinweg, die hartnäckig in seinen Knochen steckte. Wenn Bräuner schon mit der fertigen Arbeit und vollem Engagement kam, konnte er die körperliche Trägheit, die auch seinen sonst wachen Geist anzustecken schien, nicht gebrauchen.

Als er schließlich das kochende Wasser über die Teeblätter goss, läutete auch schon die Klingel, und kurz darauf trat Bräuner ein, ohne an der Wohnungstür noch einmal anzuklopfen. Durch das Küchenfenster hindurch hatten sie sich ohnehin gesehen, und Bräuner hatte ihm mit einem kurzen Blick durch die Scheiben, die Papiertaschen in der Hand, zugewinkt. Bräuner legte seinen Mantel in der Garderobe ab und kam mit zwei größeren Päckchen unter den Armen in die Küche. Links hatte er die Sachen für das Frühstück, rechts eine Mappe untergeklemmt, die offensichtlich einen ansehnlichen Packen Papier enthielt.

»Wünsche nochmals einen guten Morgen. Haben dich deine wüsten Träume schon verlassen? Oder machst du dir etwa noch Gedanken darüber und willst gar nicht mehr nach Cosenza?« Bräuner setzte sich an den Tisch und schenkte sich Tee ein, während Geist noch damit beschäftigt war, die mitgebrachten Sachen auf Teller zu verteilen. Die Eier kochten bereits eine Zeit lang auf dem Herd, hüpfen dabei munter im wallenden Wasser und mussten demnächst fertig sein, denn die Eieruhr näherte sich mit ihrem gleichmäßigen Ticken gemächlich ihrem Ausgangspunkt. Dann aber, wenn alles vor-

bereitet wäre, könnte sich auch Geist gemütlich an den Tisch begeben und mit dem Frühstück beginnen.

»Bisher dachte ich«, Geist setzte zu einer Antwort an, merkte aber mitten im Satz, dass er das Geschehen am Herd nicht außer Acht lassen durfte. Die leise dahintickende Uhr meldete das Ablaufen der eingestellten Zeit. Geist nahm schnell die Eier aus dem Wasser und kühlte sie ein wenig mit einem kalten Strahl aus dem Wasserhahn ab. Die Herdplatte war bereits ausgeschaltet. Er konnte sich somit in aller Ruhe an den Tisch setzen und Bräuner gegenüber Platz nehmen. Die dabei entstehende Distanz würde reichen, um gemeinsam das Mitgebrachte durchzusehen.

»Also, eigentlich dachte ich immer, dass der ganze Coup allein deiner ist. Aber in der Zwischenzeit habe ich mich doch damit beschäftigt. Wenn auch nicht immer bewusst. Nachgedacht darüber habe ich ja nicht wirklich. Aber der Reiz an dem Ganzen überwiegt, und wenn wir uns nicht ganz dumm anstellen, dann sollte es auch nahezu unmöglich sein, uns als Täter zu enttarnen. Und das auch nur für den Fall, dass jemand beginnt, nach den Urhebern dieser üblen MACHENSCHAFT zu forschen. Aber in meinen Träumen war ich schon in Cosenza. Ich erinnere mich nicht, aber möglicherweise war ich im Traum schon so damit beschäftigt, ein zu den dortigen Gepflogenheiten passendes Titelblatt zu gestalten. Denn jetzt fällt mir ein, mitten im Erzählen, dass ich unbedingt deine Schreibmaschine mitnehmen muss. Beziehungsweise, die Schreibmaschine deines Vaters.«

Bräuner schien hungrig zu sein, denn während Geist an seinem Tee nur nippte und gleichzeitig erzählte, hatte er schon die zweite Wurstsemmel verspeist. Und die Teekanne hatte er mittlerweile fast allein geleert. Das Adrenalin, das Bräuners

Körper in den letzten Tagen aufgrund der vielen Aufregung ausgeschüttet hatte, schien noch immer zu wirken und seinen Hunger zu wecken. Geist war nicht müde, aber Bräuner offensichtlich ganz hellwach. Das machte im Augenblick einen riesigen Unterschied.

»Ja, die Schreibmaschine und ein wenig Papier wirst du wohl mitnehmen müssen. Andererseits könnten wir uns auch die eine oder andere Abschlussarbeit über diverse Umwege aus Cosenza zukommen lassen. Dann ließe sich alles schon im Vorfeld fertigstellen.«

»Nein, lass nur. Ich nehme die Maschine mit und schau mich dort ein wenig um. Um die Arbeit authentisch fertig zu stellen, muss ich mir wohl einige Arbeiten aus der Zeit ansehen und diverse Notizen handschriftlich anbringen, die bei der Bearbeitung in der Bibliothek üblicherweise hinzugefügt werden. Dazu sollte ich eigentlich genug Erfahrung haben, um dies zu bewältigen. Kein Problem, wie man heutzutage so sagt.«

Bräuner war noch immer mit seinem Frühstück so beschäftigt, dass er die Konversation im Moment ganz Geist überließ, welcher es aber trotzdem schaffte, sich seinen Anteil zu sichern und zu genießen.

»Die Zugpläne in den Süden haben sich offensichtlich in den letzten Jahren wenig verändert. Ich nehme den Zug nach Rom und bekomme dort fast stündlich einen Anschluss nach Cosenza. Kann sein, dass ich am Rückweg zwei oder drei Tage in Rom verbringe. Quasi zur Belohnung. Nebenbei bemerkt, habe ich seit langem wieder einmal eine Arbeit angenommen, auf die ich mich während der langen Zugfahrt gut vorbereiten kann.« Damit kehrte Geist mit seiner Aufmerksamkeit zum Frühstück zurück und wartete ab, ob Bräuner das Wort

ergreifen wollte. Und das tat er. Er leerte seine Teetasse mit drei großen Schlucken, spülte damit seinen Mund frei von zurückgebliebenen Krümeln, lehnte sich dann wie zu einer gymnastischen Übung weit zurück und streckte dabei seinen kleinen Bauchansatz ganz entspannt nach außen.

»Du bist ein ungemein fleißiger Mensch, Geist. Darüber würden dich sicher viele beneiden, wenn sie denn wüssten, welche Menge an Texten du schon verfasst hast und immer noch schreibst. Meine Kollegen am Institut können froh sein, wenn sie einen Artikel pro Jahr verfassen. Und dieser hat dann mit Sicherheit weniger als acht Seiten. Wenn man kein Naturwissenschaftler ist, sind acht Seiten nicht gerade viel. Denn im Wesentlichen ist das Ganze für die Kollegenschaft eine ausschließlich rhetorische Übung. Aber für die Evaluation reicht das offensichtlich. Rausgeschmissen wird letztlich ohnehin niemand. Oder nur jene, die man nicht leiden kann. Und das sind nicht selten die Fleißigen. Welch ein Kuriosum. Ein Institut mit lauter Mittelmäßigen funktioniert besser als eines, an dem auch einige wenige ganz Gute beschäftigt sind. Denn dann gibt es einfach niemanden, dem man vorwerfen könnte, er wäre nur deshalb so emsig, weil er sich auf die Kosten anderer profilieren möchte. Insofern passt unsere Kollegin Igelius ja eigentlich bestens zu uns.«

Bräuner hielt mitten im Gespräch unvermittelt inne und griff nach den mitgebrachten Unterlagen. Sorgfältig trennte er diese in zwei kleine Stapel und entnahm dem einen einige Blätter, die maschinenbeschrieben waren.

»Und damit sind wir auch schon beim Thema. Hier, schau dir doch kurz die Abschrift durch. Wie gesagt, ich habe sie in einem Stück durch getippt. Kann sein, dass das Eine

oder Andere noch nicht passt. Das kann ich dann noch nachliefern.«

Geist wollte seinen Freund an dieser Stelle nicht unterbrechen, dachte aber bei sich, wie maßlos untertrieben seine Aussagen wirkten, wenn man ihn auch nur ein bisschen kannte. Wenn Bräuner etwas vollbrachte, dann war das Ergebnis immer geradezu perfekt. Dann noch einen Fehler zu finden hieße, eine Stecknadel im Heuhaufen suchen zu müssen oder einen absoluten Zufallstreffer zu erzielen. In dieser Eigenschaft waren sich Bräuner und er eben sehr ähnlich. Das Lob für die in so kurzer Zeit erbrachte Leistung wollte Geist sich jedoch für einen späteren Zeitpunkt aufsparen. Daher ließ er Bräuner einfach weiter erzählen.

»Unter dem Stapel in der Mappe befindet sich im Übrigen eine Kopie ihrer Arbeit, die ich zur Vorlage verwendet hatte. Sicher musst du die beiden Texte noch einmal vergleichen. Das geht aber relativ schnell, denn umfangreich ist sie ja nicht wirklich.«

Gerade als Bräuner die Unterlagen auf die freie Tischfläche zwischen sich und Geist legte, klopfte es an einem der nördlichen Fenster. Beide blickten vom Tisch aus, durch die offenstehenden Türen völlig ungehindert, ins Wohnzimmer und sahen, dass Max am Fenster saß und ihre Aufmerksamkeit einforderte. Während Geist damit begann, die einzelnen Seiten durchzublättern und diese mit der Vorlage zu vergleichen, stand Bräuner auf und begrüßte Max. Der Vogel gab seinen kurzen aber sehr markanten Schrei von sich, den er tatsächlich nur in Begrüßungssituationen verwendete. Geist war schon oft aufgefallen, dass Max mitunter plötzlich im Sturzflug vom Himmel stach, wenn er gerade die Umgebung erkundete und jemanden erkannte, der auf Geists Hoftür zu-

ging. Nicht wenige seiner Besucher erschreckten sich dadurch, dass wie aus dem Nichts plötzlich ein großer Rabe auftauchte und sich auf die Mauer neben der Hoftür setzte, um dort seinen Begrüßungsschrei von sich zu geben. An diesem Laut erkannte Geist bei geöffneten Fenstern noch vor dem Klingeln, dass Besuch gekommen sein musste.

Bräuner und Max kannten sich jetzt schon seit vielen Jahren. Im Grunde genau so lange wie Geist hier wohnte. Vorher wussten die beiden nichts voneinander, waren einander nie über den Weg gelaufen und hatten sich bei keiner Gelegenheit gesehen. Schließlich war Bräuner nie bei Louise zu Besuch gewesen und kannte sie nur aus Geists vereinzelt Erzählungen.

Bräuner kehrte in die Küche zurück, nahm einen der beiden Frühstücksteller und zerteilte darauf das dritte Ei, das wohl für Max gedacht war. Geist hatte zwar diesbezüglich nichts erwähnt. Trotzdem war er sich sicher, dass es sich so verhalten musste. Max verfolgte die Prozedur vom Fensterbrett aus. Ganz selten machte er einen Sprung in die Wohnung oder wagte gar einen Spaziergang in den Räumen. Beides schien ihn nicht sonderlich zu reizen. Zu seinem eigenen Territorium im Haus gehörte nun mal das Fensterbrett und im Hof der Holzschuppen, in dem er sich im Winter manchmal einquartierte. Und das schien ihm zu reichen. Mit dem sorgfältig in gleichmäßige Spalten geschnittenen Ei am Teller kehrte Bräuner zurück und ließ Max damit allein am Fenster zurück. Max beachtete Bräuner nicht weiter sondern machte sich sogleich über das Ei her. Geschickt nahm er Spalte für Spalte mit dem Schnabel auf und schien diese, ohne sich viel um das Zerkleinern zu scheren, mit großem Appetit gierig zu verschlingen.

In der Zwischenzeit hatte Geist bereits einen großen Teil der Arbeit durchgesehen und erkannt, dass Bräuner, wie zu erwarten, alles buchstabengetreu abgetippt hatte, ohne dass ihm dabei selbst offensichtliche Fehler unterlaufen wären.

»Du hast ja tatsächlich alle Patzer, die Igelius widerfahren sind, getreu der Vorlage übernommen. Das war sicher nicht einfach. Den einen oder anderen Tippfehler hätte ich sicher übersehen und ungewollt richtig gestellt. Auch ihre Rechtsschreibschwächen blieben lückenlos erhalten. Gratuliere, die Abschrift sieht schon sehr gut aus.«

»Auch wenn ich im Italienischen nicht gerade perfekt bin, so habe ich mich an der einen oder anderen Stelle schon ein wenig über ihre mangelhaften Sprachkenntnisse gewundert. Nachdem ihr Begutachter Italiener war, hätte ihm dies eigentlich auffallen müssen. Aber gut. Irgendwie erinnert ihre Ausdrucksweise an einen leicht schlampig verwendeten süditalienischen Akzent. Dieser Umstand kann uns eigentlich nur entgegenkommen, wenn wir die Herkunft der Arbeit in Süditalien ansiedeln wollen. Vielleicht war die Kollegin Igelius ja tatsächlich einige Zeit im Süden. Vielleicht in Neapel oder noch südlicher?«

Bräuner schien mit den Umständen sehr zufrieden zu sein, die sich eigentlich rein zufällig aneinander reihten.

»Wir müssen uns dann noch einen Namen für den Autor oder der Autorin überlegen, dem oder der wir die Arbeit in Cosenza unterjubeln wollen. Am besten eignet sich wohl einer, der in der Region sehr häufig vorkommt. Sollte sich jemand tatsächlich auf die Suche nach dem fiktiven Autor machen, dann gestaltet sich in einem solchen Fall die Ermittlung entsprechend schwierig. Das wäre für uns wiederum günstig, denn so leicht soll unser Unterfangen ja nicht aufzudecken

sein. Und am besten legen wir zudem einen fingierten Lebenslauf bei, nach dessen Angaben die Person aufgrund ihres Alters heute bereits verstorben sein könnte.« Geist schien sich diesen Umstand bereits ein wenig durchdacht zu haben, und Bräuner war dies nur recht. Jemandem mussten sie schließlich die Arbeit unterjubeln, und nichts wäre prekärer, als dies mit den Daten einer noch lebenden Person zu machen, die zudem das Gegenteil bestätigen konnte. Zweifel an der konstruierten »Rechtmäßigkeit« sollten zumindest nicht in diesem Stadium aufkommen können.

»Ich hatte in den letzten Jahren hin und wieder Verbindung zu einer Patrizia Vittorini. Als ich sie zum ersten Mal kontaktieren musste, stellte sich heraus, dass sie ihre Daten unvollständig übermittelt hatte und über ihre Angaben nicht erreichbar war. Beim Recherchieren ihrer korrekten Anschrift zeigte sich, dass dies gar nicht so einfach war, und ich letztlich einige Vittorinis anschreiben musste, bis ich die richtige Patrizia ausfindig machen konnte. Wie wär's also, wenn wir diesen Namen wählten? Der scheint häufig vorzukommen und zudem unverfänglich zu sein.« Bräuner hatte sich damals selbst darum gekümmert, den Kontakt zu Frau Vittorini herzustellen und niemanden sonst damit beauftragt. Auch aus diesem Grund sollte die Namenswahl für ihr Vorhaben kein Risiko darstellen und völlig unbedenklich sein.

»Den Lebenslauf kann ich dann vor Ort selbst entwerfen und der Arbeit beigeben. Wenn ich ihn kurz halte und einiges Beliebigen untermische, verliert sich die Spur relativ rasch. Aber auch ein vorbereiteter Lebenslauf sollte passen, denn Lebensläufe unterscheiden sich zwischen hier und Italien nicht. Und zumal unsere Patrizia beim Verfassen der Abschlussarbeit bereits eine Seniorstudentin war, kann sie heute tatsäch-

lich als bereits verstorben gelten.« Geist dachte noch eine Minute darüber nach, ob er mit Bräuner noch etwas zu besprechen hätte und beschloss, dass für den Moment in Bezug auf ihr Komplott alles gesagt sei.

»Überlass mir die Arbeit doch noch zwei oder drei Tage. Dann kann ich zwischendurch darin blättern und nach Unstimmigkeiten Ausschau halten. Schließlich sollte die Abschrift nichts enthalten, was sie als solche enttarnen könnte. Ich gebe dir spätestens übermorgen Bescheid, wann ich nach Cosenza aufbreche. Ich muss mich noch um die Fahrkarte und das Hotel kümmern. Da ich unter der Woche und zudem allein reise, sollte es mit der Reservierung keine Probleme geben. Jedenfalls nicht laut Auskunft der Hotelvermittlung im Internet. Die Buchungslage scheint für das kommende Monat keine besonders auffällige zu sein. Es stehen wohl keine Kongresse und keine größeren kulturellen Veranstaltungen auf dem Programm, die Touristen anlocken.«

Damit legte Geist die Unterlagen zur Seite und stand gleichzeitig mit Bräuner vom Tisch auf. Bräuner sah sich um, ganz so, als hätte er etwas mitnehmen wollen und vergessen was es war. Letztlich war er mit einer nicht geringen Menge an Sachen, unter beide Arme geklemmt, gekommen, und mit leeren Händen verließ er nun das Haus. Sein Körper schien sich an diesen Umstand zu erinnern, und so vergewisserte sich Bräuner, dass er nichts von dem wieder mitnehmen musste, was er gebracht hatte.

»Die Schreibmaschine bringe ich Dir rechtzeitig vor deiner Abreise vorbei. Lass mich also wissen, wann du fährst.«

Mit einem Kopfnicken verabschiedete sich Bräuner und beschloss, zur Feier des Tages nicht ans Institut, dafür aber geradewegs wieder nach Hause zu gehen und in Ruhe den bis-

lang ungelesen gebliebenen Roman, den er vor über einem Monat aus seiner Buchhandlung geholt hatte, anzugehen. Dazu hatte er in den letzten Wochen einfach zu wenig Zeit gehabt, und jetzt schien diese mit einem Mal, gänzlich unverhofft, gekommen zu sein.

GEIST HATTE NUN endgültig das Reisefieber gepackt. Genau genommen war es umgekehrt, und das Reisefieber hatte Geist gepackt, fest in den Griff genommen und war fest entschlossen, ihn nicht mehr loszulassen. Er begann damit, Dinge zur Seite zu legen und zu stapeln, von denen er annahm, dass er sie unbedingt mitnehmen wollte, um die meisten davon anschließend wieder an ihren ursprünglichen Platz zu re-tournieren. Schließlich wollte er ja mit »kleinem Gepäck« reisen, und allein die Schreibmaschine würde dabei bereits einen Großteil des vorhandenen Platzes einnehmen.

Somit beschränkte er sich auf das unbedingt Notwendige. Häufig reiste Geist ausschließlich mit einem kleinen Rucksack, in dem sich im Wesentlichen stets nur seine persönlichen Sachen, seine Unterlagen, sofern welche notwendig waren, sowie seine Reisedokumente befanden. Wenn er am Zielbahnhof oder am Flughafen auf andere Reisende traf, die das gleiche Ziel und die gleiche Aufenthaltsdauer hatten, dann führte dies häufig zu großem Erstaunen. Alle anderen rollten ihre Hartschalenkoffer über Bahnsteige und durch Flughafengänge, hievten diese nebst kleineren und ganz kleinen Taschen in Verbindungsbusse. Er allerdings ging frei jedweder Last zwischen all den Reisenden einher und gestikulierte während der sich anbahnenden Gespräche völlig unbekümmert ein wenig

mit den Armen. Im Gegensatz zu den anderen hinderte ihn nichts daran.

Manchmal wurde er auf diesen Umstand angesprochen. Vor allem, wenn er allzu offensichtlich zutage trat. Dann wies er darauf hin, dass er sich alles, was er brauchte, auch vor Ort besorgen könne und dass er ohnehin gerade vor hatte, seine Garderobe entsprechend zu erweitern. Und das tat er dann auch.

So konnte er etwa genau jene Unterwäsche bestimmen, die er sich zuletzt in Göttingen gekauft hatte oder jene Pull-over, die er von der Reise zu einem Kongresstermin in Kopenhagen mitgebracht hatte.

Für einen Außenstehenden war dieser Umstand jedoch nicht zu erkennen, denn weder seine Unterwäsche noch seine Pullover trugen äußerliche Merkmale, die mit ihrer Herkunft in Verbindung zu bringen gewesen wären. Geist kaufte seit Jahren die gleichen oder im Stil sehr ähnliche Kleidungsstücke, und nicht wenige davon besaß er in mehrfachen Exemplaren, die er mitunter jedoch in völlig verschiedenen Ländern erworben hatte.

Auch das beige Poloshirt, das er gerade trug, nannte er in dreifacher Ausfertigung sein Eigen. Alle drei stammten, ohne es beabsichtigt zu haben, aus Berlin. Alle drei waren stets beim gleichen Herrenausstatter erworben worden, der wohl außer ihm keinem anderen ein solches in genau der Größe und Farbe verkauft hatte. Geist konnte sich noch gut an den Umstand erinnern, als er sich abends auf die Suche nach einem Textilgeschäft machte und durch Zufall in einer Nebenstraße zur Humboldt-Universität auf einen kleinen Laden stieß, der von zwei Damen geführt wurde, die im Aussehen und in ihrem Gehabe ältlich wirkten, obwohl sie noch relativ jung zu

sein schienen. Am Ladenschild stand »Herrenausstatter Walter«. Ein Herr Walter war jedoch nirgends zu erkennen, und obwohl das Geschäft eher klein als geräumig war, schienen die beiden Damen alles zu führen, was man als Mann eventuell besitzen sollte. Von Anzügen in unterschiedlichster Qualität, über Unterwäsche und Hemden bis hin zu Hüten und Regenschirmen war hier tatsächlich alles zu bekommen. Allein Schuhe fehlten.

Doch bei den Schuhen verhielt sich Geist völlig anders. Diese kaufte er stets zuhause. Wenngleich er acht oder neun Paar besaß, so stammten diese alle von nur zwei unterschiedlichen Modellen ab. Ein Modell war für den Winter und eines für den Sommer bestimmt. Die Unterschiede waren letztlich allein in der Farbe des Leders zu finden.

Er betrat den Laden des »Herrenausstatter Walter« beim ersten Mal knapp vor Sperrstunde und rechnete schon damit, von den beiden Damen, die gleichzeitig auf ihn zusteuerten, auf diesen Umstand hingewiesen und wieder aus dem Geschäft hinauskomplimentiert zu werden. Doch das Gegenteil war der Fall. Er wurde von beiden von Kopf bis Fuß gründlich begutachtet, ohne dass sie sich offensichtlich an seiner eher nachlässig getragenen Kleidung gestört hätten. Nachdem er vorgebracht hatte, dass er ein Poloshirt benötigte, griff die ältere von beiden gezielt in ein Regal, holte dort ein beiges, leicht sandfarbenes Shirt vom Stapel und meinte, dass das wohl seine Größe haben müsste. Nach einer kurzen Anprobe und angesichts der Tatsache, wie schnell und einfach er an das Gewünschte geraten war, kaufte er dieses und behielt es gleich an.

Der Umstand, dass eben der selbe Kongress wenige Monate später in Berlin eine Fortsetzung fand, führte dazu, dass

Geist den gleichen Laden wieder betrat und nach einigem Hin und Her beschloss, den Kauf zu wiederholen. Die beiden Damen bestärkten ihn in seiner Entscheidung wohl auch deshalb, da sie darin mit Sicherheit auch die Möglichkeit sahen, einen augenscheinlichen Ladenhüter an den richtigen Mann zu bringen. Das dritte und damit zugleich auch letzte Exemplar, das verfügbar war, entnahm Geist im Winter ebendort einer Wühlkiste, die auf dem Gehsteig platziert war. Der angeschriebene Preis hingegen war nur noch ein Bruchteil dessen, was er für die beiden anderen zu bezahlen gehabt hatte, und so freute er sich über diesen glücklichen Umstand. Ausgeblieben waren zu seiner großen Überraschung jedoch jene Gespräche, die er sich im Geiste ausgedacht hatte und sich vorzustellen versuchte, welche Reaktionen die beiden Damen zeigen würden, wenn er nun zum dritten Mal auftauchte und zum dritten Mal das gleiche Poloshirt gekauft haben würde.

Ein kleiner Wechsel beziehungsweise eine Erweiterung seiner Garderobe stand jetzt, kurz vor seiner Italienreise, ohnehin gerade wieder an. In weiterer Folge könnte er Altes und Abgetragenes durch Neues ersetzen, auch wenn ihm im Grunde schwerfiel, sich von lieb gewordenen Kleidungsstücken zu trennen. Sollte er mit dem Wenigen, das er in seinem Gepäck verstauen konnte, nicht auskommen, konnte er die notwendige Kleidung ja auch in Italien erstehen. Nebst einer kleinen Reisetasche, deren spezifische Machart sich in unterschiedlichsten Situationen als äußerst hilfreich erwiesen, und die er in dieser Situation wohl auch benötigte, um das neu Erworbene nach Hause transportieren zu können.

Als Ursache für das relativ hohe Gewicht erwiesen sich natürlich die fünf Bücher, die er für die Vorbereitung der kramerschen Arbeit mitzunehmen gedachte. Die Reiseschreib-

maschine, die Bräuner noch vorbeibringen wollte, würde sich ebenso deutlich im Gewicht niederschlagen. Beides würde er letztlich jedoch bequem in seinem Rucksack verstauen können, sodass sich sein gesamtes Gepäck aus eben diesem und einer kleinen Reisetasche zusammensetzen würde.

Das ausgiebige Frühstück mit Bräuner hatte lange angehalten, und Geist konnte so in Ruhe ein wenig in seinen Sachen kramen, ehe sich schließlich doch der Hunger meldete und er beschloss, eine Pause in den Vorbereitungen einzulegen und sich ein schnelles Essen zuzubereiten. Ohne viel Kochen zu müssen, fügte er die im Kühlschrank für solche Momente gelagerte, leicht pikante Tomaten-Chili-Soße mit gekochten Spaghetti zu einer einfachen Pasta zusammen und bereitete sich dazu einen Salat aus Tomaten und einer sehr kleinen Salatgurke. Zum Essen genoss er das letzte Glas aus der am Vortag geöffneten Rotweinflasche und dachte beim Verzehren des Ganzen, dass er damit Italien wieder einen Schritt näher gekommen sei.

Während dem Essen blätterte er die Lokalzeitung durch und entdeckte zu seiner Überraschung im Wirtschaftsteil ein kurzes Interview mit einem der Geschäftsführer aus dem kramerschen Unternehmen. In diesem Interview kündigte dieser an, das Werben um neue Gäste verstärkt auch in Übersee forcieren zu wollen. Dass mit Übersee hauptsächlich der Osten der Vereinigten Staaten gemeint war, ging aus dem Interview nicht hervor. Dies war aber anzunehmen, wenn man wusste, wohin und zu welchem Zweck Stefanie Kramer ihre Reise angetreten hatte. Bildlich stellte Geist sich vor, wie diese Touristen in Zukunft das Stadtbild prägen würden, wenn sie in großen Scharen durch die engen Gassen zögen und von einem Touristenführer auf dieses und jenes hingewiesen wür-

den, dessen Bedeutung sich einem Einheimischen nie völlig erschließen würde. Fremde kennen die eigene Umgebung immer besser als Ortsansässige. Diesen Umstand kannte er aus verschiedenen Situationen. An dem Ort, an dem man lebt, so dachte sich Geist, nimmt man seine Umgebung stets als gegeben und damit völlig normal wahr. Nur Fremde konnten darin etwas Außergewöhnliches oder gar Exotisches sehen.

Das Spülen des Geschirrs verschob er auf später. Eine Unmenge davon war aufgrund der Einfachheit des Gerichts, das sich Geist zubereitet hatte, ohnehin nicht entstanden. Gäste, denen er diese Unordnung nicht zumuten wollte, erwartete er keine. Somit konnte diese Arbeit ruhig warten. »Delo ni zajec«, die Arbeit ist kein Hase, pflegte in solchen Situationen die Babica aus der Nachbarschaft zu sagen. Sie meinte damit, dass sie auf einen ohnehin warten würde und daher durchaus auch später erledigt werden könne.

Eigentlich hätte er jetzt gerne ein wenig Musik gehört. Ihm war nach alten Aufnahmen jener berühmten Sänger, die es früher offensichtlich schafften, sowohl voll im Ton zu singen und dabei auch dann verständlich zu klingen, wenn man den Liedtext nicht ohnehin kannte. Bei den modernen Aufnahmen vermisste er diesen Umstand, und daher mied er auch die eine oder andere Wiedergabe, auch wenn diese gewiss in der Tonlage und Melodie perfekt gesungen war. Bei den Männergesangsstimmen waren davon, so meinte Geist, vor allem die Tenöre betroffen. Diese mögen wohl sehr gut singen können und in ihrem äußeren Erscheinungsbild attraktiv sein, trotzdem waren sie für Geist unverständlich, und so griff er gerne zu den klassischen Aufnahmen, die noch vor dem Zweiten Weltkrieg entstanden waren.

Doch dies war ihm im Moment leider nicht möglich. Oder nicht problemlos möglich. Vor einigen Tagen hatte leider seine in die Jahre gekommene Musikanlage in unregelmäßigen Abständen zu streiken begonnen. Und wenn sie sich doch dazu überreden ließ, Musik abzuspielen, dann zierten eine Reihe unvorhersehbarer Unterbrechungen die Wiedergabe. Diesen Zustand gedachte Geist, als er zum wiederholten Male auftrat, bald beheben zu wollen. Er hatte aber in der Zwischenzeit noch nichts unternommen und sich zu keiner Entscheidung durchringen können. Die dreißig Jahre alte Anlage durch eine neue zu ersetzen kam für ihn fürs Erste natürlich nicht in Frage. Er hatte sich aber auch noch nicht die Zeit genommen, das Gerät zur Reparatur zu tragen.

Aus diesem Umstand heraus erkannte er, dass er seiner Wohnung noch nie mit so viel Stille begegnet war, wie im Moment. Diese Stille war neu für ihn und durchaus nicht unangenehm. Zwar gehörte er nicht zu jenen Menschen, die ihren akustischen Hintergrund andauernd mit Musik oder anderen Geräuschen füllen, trotzdem hatte er relativ regelmäßige Hörgewohnheiten in Bezug auf das Radioprogramm. Einige Sendungen hatten feste Plätze in seinem Tagesablauf und gaben diesem damit eine fraglos sehr stabile Struktur. So freute er sich über den Umstand, wenn zur immer gleichen Zeit immer die gleichen Moderatoren zu ihm sprachen und ihm jene Musik vorspielten, die sie gemeinsam liebten. Überraschungen im Programm waren daher eher selten, aber wenn sie vorkamen, dann ging er diesen nach und erkundigte sich eingehend. So hatte er sich ganz nebenbei im Lauf der Jahre ein durchaus respektables musikalisches Wissen angeeignet, das ihm zunehmend mehr Freude bereitete.

Als noch Louise die Räumlichkeiten bewohnte, kannte Geist sie als einen Ort jener Musik, die für ihn etwas Besonderes darstellte. Zuhause wurde bloß jene gespielt, die im regionalen Radioprogramm ausgestrahlt wurde. Diese unterschied sich ganz deutlich von jener, die bei Louise aus dem Radio kam. Ihm war, als trete er in eine ganz andere Welt, wenn er die Schwelle zu ihrer Wohnung überschritt. Das große hölzerne Röhrengerät lieferte ein breites Spektrum an Tönen. Ganz anders als das Gerät zuhause, das die Musik eher flach und schrill wiedergab. Tiefe Töne wurden hier tatsächlich tief und hohe entsprechend hoch gespielt. Außerdem waren die Genres, das der überregionale Kultursender anbot, wesentlich breiter gefächert. Hier fand klassische Musik Platz neben Stücken aus dem Jazz und der Rockmusik. Gerne besuchte Geist Louise an Sonntagen in den Vormittagsstunden. Da wurde meist ein philharmonisches Konzert oder ein Klavierkonzert mit großer Orchesterbeteiligung übertragen. Geist erlebte dort das Gefühl, in Musik eintauchen zu können und dieser stundenlang zu lauschen, ohne den Drang zu verspüren, auch nur ein einziges Wort sprechen zu müssen. Diese Musik war raumgreifend und nicht dazu gemacht, als Geräuschkulisse einen allzu tristen Hintergrund zu beschallen.

Zum ersten Mal hörte er hier die Namen großer Komponisten und herausragender Musiker. Die Werke von Brahms, Bruckner und wohl auch ein wenig Wagner gehörten zu Louises liebstem Repertoire. Letztlich war sie jedoch auf jene Stücke angewiesen, die am Programm des Radiosenders standen. Schallplatten oder andere Tonträger hatte sie nie besessen. Wenn also ein runder Geburtstag eines Komponisten oder Musikers anstand, musste man sich darauf einstellen, von diesem deutlich mehr zu hören, als es sonst vielleicht üblich

war. Als Belohnung für das Durchhalten, die Werke eines bestimmten Musikers über einen längeren Zeitraum gespielt zu bekommen war, dass dann auch jene Stücke gehört werden konnten, die nicht so bekannt waren und deshalb auch seltener gesendet wurden.

Dieses Phänomen war Geist völlig neu. Die Musik seiner Eltern war sich zum Verwechseln ähnlich und kannte im Wesentlichen bloß drei voneinander unterscheidbare Stile, nämlich Walzer, Polka und Ländler. Innerhalb dieser Stile waren zudem die Melodien so angelegt, dass man spätestens nach dem zweiten Takt auch dann mitsingen konnte, wenn man das Stück vorher noch nie gehört hatte. Die Vorhersagbarkeit war abseits dieses Genres nicht selbstverständlich oder gar gewünscht und vermittelte damit ihren ganz spezifischen Reiz.

So verband er mit seiner Wohnung stets Musik und konnte sich diese bisher auch gar nicht anders vorstellen.

Die neue Stille war ihm im Moment jedoch gar nicht unangenehm. So beschloss er, diese weiter erkunden zu wollen und die Reparatur noch ein wenig aufzuschieben.

Gestärkt vom Essen und erholt durch die kurze Entspannung holte Geist seinen Computer in die Küche. Am Küchentisch war ausreichend Platz. Hier wollte er in Ruhe die Buchung seiner Fahrkarte und seines Hotelzimmers vornehmen. Dafür musste man sicher nicht das Haus verlassen und sich in die vermutlich lange Warteschlange am Fahrkartenschalter des Bahnhofs einreihen. Das Buchungsprogramm teilte ihm jedoch das Gegenteil mit. Für Buchungen, die sowohl das Hotel als auch die Zugfahrkarte inklusive einer Sitzreservierung betreffen, müsse er entweder telefonisch mit dem zentralen Reisebüro Kontakt aufnehmen oder seine Geschäfte im nächstgelegenen Reisebüro am Bahnhof erledigen.

Ein Fußmarsch dorthin würde ihm ohnehin gut tun, dachte sich Geist, packte die notwendigen Reisedokumente ein, machte sich auf den Weg und tröstete sich damit ein wenig über den notwendigen Aufwand hinweg.

WIE IMMER QUERTE ER die Stadt am Weg zum Bahnhof nicht über die unmittelbar kürzeste Distanz, sondern wählte jene Route, die ihn durch die Parkanlagen der Stadt leitete. Wenn man diese als Fußgänger geschickt miteinander verband und zudem so manchen Hausdurchgang kannte, der von der Öffentlichkeit benutzt werden durfte, konnte man dem Straßenverkehr ein wenig entkommen. Nahm man diesen Weg, war außerdem leicht zu erkennen, dass die miteinander verbundenen Orte einst Plätze waren, die offenkundig zueinander in einer Verbindung gestanden haben.

So verlief in der ersten Hälfte der Distanz ein Bach, der ehemals sowohl als Wehr- als auch als Mühlbach Verwendung fand und der einst einen natürlichen Weg durch die Stadt hergestellt hatte. Dessen Bachbett war jedoch seit Jahrzehnten durch ein festes Mauerwerk eingehaust, sodass er als ein Gewässer äußerlich nicht mehr zu erkennen war. Nur an vereinzelten Stellen ging da oder dort eine Lücke auf und man konnte durch ein Gitter das Rauschen des Wassers vernehmen, ohne jedoch, dass auf diesen Umstand irgendetwas Besonderes, für den Vorbeigehenden Sichtbares, hingewiesen hätte. Geist kannte jedoch die Stellen, an denen man einen Blick hinab in das vorbeifließende Wasser werfen konnte, kannte die Brunnen, die daraus gespeist und deshalb an ihrem Platz nicht will-

kürlich aufgestellt waren und kannte auch die wenigen Stellen, an denen diese engmaschigen Eisengitter angebracht waren, die schon so manchem zum Verhängnis wurden, wenn dazwischen Gerutschetes für immer verloren gegangen war.

Wenn er die Aufgabe hatte, Fremde durch die Stadt zu begleiten, wählte er stets jene Wege, die zumindest teilweise entlang dieser Strecke verliefen oder diese an einer der besagten Stellen kreuzten. Er wusste, dass er mit diesem gut verborgenen Umstand so manche nette Überraschung auslösen konnte und plante daher schon im Vorfeld, an welcher Stelle er welche Geschichte zum Besten geben würde. Sei es die Geschichte eines hier verlorenen und für den Besitzer sehr wertvollen Gegenstands, der nur durch einen glücklichen Zufall letztlich dann doch geborgen werden konnte oder die Erzählung über ein neugieriges Kind, das beim Spielen an einer dieser Stellen verunglückte und nie wieder gefunden wurde.

Dem Umstand, dass quer durch die modernen Parks der Stadt ein Bach verlief, der zwar nicht sichtbar, aber nichtsdestotrotz vorhanden war, ist schließlich auch zu verdanken, dass dort neben einem relativ dichten Baumbestand auch im Hochsommer stets ein üppiges Grün vorzufinden war. Da das Bachbett selbst nicht weiter abgedichtet und die Bebauung nicht nah genug an den Bach herangeführt wurde, konnte das Grundwasser in diesem Bereich einen deutlich höheren Pegel erreichen als im übrigen umliegenden Gebiet. Alte Platanen und einige wenige Ulmen, die das große Ulmensterben von 1920 überlebt hatten, säumten die Wege und spendeten angenehm kühlen Schatten. Ihre Größe und die Dichtheit ihres Blattbewuchses ließen die Feuchtigkeit, die aus den Wiesen aufstieg, nicht sofort entweichen. Somit konnte man hier auch während der heißen Sommermonate so manchen ge-

mütlichen Nachmittag in angenehmer Kühle verbringen. Die sonst nur von Familien frequentierten Parks wurden jedoch überwiegend von jenen Leuten bevölkert, die ihre überhitzten Neubauwohnungen verließen und sich zu einem gemütlichen Picknick ins nahe Grün begaben. Auch Geist mischte sich an solchen Tagen unter die dort Verweilenden und genoss die Lebendigkeit, die sich spontan einstellte und die sonst eher im Verborgenen blieb.

Heute allerdings war von dieser Lebendigkeit wenig zu sehen, denn beim Durchqueren der Parks sah er nur vereinzelt Väter oder Mütter mit ihren Kleinkindern spielen. Weder Jugendliche noch Studenten, die ihre Decken sonst gern in den Wiesen ausbreiteten, konnte er ausmachen. Allein der markante Schatten der Bäume, in dem sich sogar einzelne Blätter abzeichneten, warf ein bewegtes Bild in die kleinräumige Landschaft der frisch gemähten Grünflächen.

Auf einem der einst in leuchtendem Weiß gekiesten Wege, die heute mehrheitlich eine leicht bräunliche, sandig bis steinige Oberfläche aufwiesen, begegnete Geist einem älteren Herrn auf seinem Fahrrad, der gemütlich aber sichtlich zielstrebig die Parkanlage querte. Am Gepäckträger hatte dieser einen Drahtkorb befestigt, dessen Aussehen darauf schließen ließ, dass er dort schon sehr lange angebracht war. Der Korb beinhaltete stets ein paar Zeitungen und manchmal ein paar lose Blätter, die durch den Fahrtwind darin herumtanzen. Zuoberst lag ein mittelgroßer Flussstein, der das Herausfallen des Inhalts verhinderte. Das Fahrrad war ein Damenmodell, dessen Farbe darauf hindeutete, dass es einst dunkelblau gewesen sein konnte. Auch wenn das äußere Erscheinungsbild nicht mit dem zeitgemäß zu erwartenden übereinstimmte, dachte Geist, so war das Fahrrad doch stets in tadellosem

Zustand. Es machte zwar einen alten und einigermaßen verwitterten Eindruck, schien aber immer gut in Schuss zu sein. Schließlich kannte er sowohl das Gefährt als auch seinen Lenker schon seit Jahrzehnten und bei beiden waren kaum Veränderungen wahrzunehmen. Das Fahrrad mochte wohl schon neuer einen etwas altmodischen Eindruck erweckt haben und dieser Umstand schien auch auf seinen Lenker zuzutreffen.

Auch wenn Geist nie den vollständigen Namen dieses stadtbekanntes Mannes erfahren hatte, so wusste er doch aus den Erzählungen anderer ein wenig über ihn Bescheid. So wusste er etwa, dass dieser üblicherweise den ganzen Vormittag damit zubrachte, die einzelnen Kirchen mit seinem Fahrrad abzufahren. Katholische, altkatholische und evangelische genauso wie jene der zahlreichen Freikirchen. War er schließlich bei einer angekommen, betrat er das Innere und hielt ein kurzes Gebet, um anschließend, sofern vorhanden, den jeweiligen Weihwasserspender aufzusuchen und sich mit ein paar Tropfen daraus zu bekreuzigen. Zu allerletzt warf er einen umsichtigen und genauen Blick durch das Kirchenschiff bevor er schließlich das Gebäude wieder verließ, auf sein Fahrrad stieg und zur nächsten Station seiner Reise, nämlich dem nächsten Gotteshaus, quer durch die Stadt aufbrach. Anzunehmen ist, dass er stets die gleiche Route wählte und daher jeden Wochentag zur gleichen Zeit in etwa am gleichen Ort anzutreffen war. Aus diesem Grund konnte Geist getrost annehmen, dass er in diesem Moment zu einem seiner weiteren Ziele aufgebrochen war. Es war bereits spät am Nachmittag. Im Vorbeifahren nickten sich die beiden unmerklich zu.

Wenn man von diesem Mann sprach, so nannte man ihn den »Herrn Ulrich«. Ob er tatsächlich so hieß oder nur so genannt wurde, wusste Geist nicht. Es spielte aber auch weiter

keine Rolle. Die Figur des Herrn Ulrich war eine durchaus bekannte und sie wurde in der Vergangenheit schon mehrfach in diversen Geschichten verwendet, die mit dem Stadtleben zusammenhingen. Seien es tatsächliche oder gut erfundene Geschichten. Der »Stadtanzeiger« berichtete jedenfalls schon mehrfach und umfassend von gut organisierten Diebesbanden, die in räuberischer Absicht durch die Kirchen zogen und die unkluger Weise nicht mit seinen wachsamen Augen und seinem klaren Verstand gerechnet hatten und so direkt in die Fänge der Polizei gerieten. Im Anzeiger wurde oberhalb des Berichts ein sichtlich zufriedener »Herr Ulrich« gezeigt. Auf dem Foto stand er vor der Klosterkirche der Franziskaner Mönche, hielt sein Fahrrad mit dem Sattel an seine Hüfte gelehnt und zeigte mit ernstem Blick zu jenem Nebeneingang, von dem findige Diebe mehrere massive und damit durchaus sehr wertvolle und in der Wiederbeschaffung teure Messingknöpfe abmontieren wollten. Herr Ulrich hatte wohl, darauf wurde im Bericht extra hingewiesen, seine tägliche Route ein wenig abgeändert, um jene Männer besser beobachten zu können, die ihm auf einer ihrer Erkundungstouren aufgefallen waren. Von ihm, mit seiner einfachen grauen Baumwollhose, die gerade ein wenig zu weit oberhalb seiner Sandalen endete, seinem hellblauen, übertrieben genau gebügelten Hemd und seiner langen Perlenhalskette, die er stets außen trug und an der ein großes Holzkreuz befestigt war, nahmen die Diebe keine Notiz. Dieser Umstand wurde ihnen jedoch zum Verhängnis. Als diese damit begonnen hatten, einen Messingknopf nach dem anderen mit einem großen Maulschlüssel, wie er auch von Installateuren verwendet wird, zu lockern, um sie anschließend rasch abmontieren und einsammeln zu können, war längst die Pfarrei verständigt. Da das nächste Wachzim-

mer der Polizei nur einen Katzensprung entfernt und die zuständigen Beamten dort gerade anwesend waren, konnte die Bande schließlich rascher festgenommen werden, als diese mit dem zeitraubenden Abmontieren vorankam.

Neben den miteinander verbundenen Parks gab es durch die Stadt eine zweite markante Verbindungslinie. Diese ergab sich für einen Fußgänger am Weg zum Bahnhof zwischen den einzelnen Parks und den verkehrsberuhigten Plätzen. Sie war jene, die entlang der ehemaligen Stadtmauer verlief. Die Stadtmauer selbst war allerdings in diesem Bereich gar nicht mehr erahnbar oder gar sichtbar, da sämtliche Reste in den vergangenen Jahrhunderten schrittweise entfernt worden waren. Allein in den Gemäuern und Fundamenten der umliegenden Häuser ließen sich Reste vermuten. So verhielt es sich ja auch im Fall von Geists Haus, das allerdings am anderen Ende der Stadt angesiedelt war.

Äußerlich deutete in diesem Bereich nichts mehr auf jene mittelalterliche Siedlung hin, die um 1150 unserer Zeitrechnung hier entstanden war. Die einst engen Gassen waren breiteren Straßen und Wegen gewichen und die verwinkelte Anordnung der Häuser war durch eine geometrisch regelmäßige Struktur der Anlagen ersetzt worden. Hier waren eindeutig Planer am Werk, die das Aussehen und Funktionieren der Stadt durch strenge Vorgaben an die neuen Bauherren völlig neu gestalten wollten. Die nach dem Abriss der Stadtmauer und dem Zuschütten des Wehrgrabens neu erbauten und in diesem Stadtteil angelegten Häuser waren sich im Grundriss alle sehr ähnlich und glichen sich in ihrem Aussehen. Als Vierkanthöfe angelegt zeigten sie nach außen eine klassisch gestaltete Fassade, nach innen waren sie mit teils geschlossenen, teils offenen Arkadenhöfen ausgestattet. Die Innenhöfe wa-

ren allesamt begehbar und manche von ihnen durch die Pflasterung auch befahrbar angelegt. Vieles an dieser Gestaltung zeigt die Hand von Bauherren, die sich von der Bauweise der italienische Renaissance beeinflussen ließen oder die gar selbst zu dieser Zeit aus dem Italienischen zugereist und hier tätig waren.

In den letzten Jahrzehnten wurden diese Höfe mit der Unterstützung des öffentlichen Bauamtes schrittweise restauriert und der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht. Die Stadtverwaltung siedelte mittlerweile Kaffeehäuser und kleine Bars in den Untergeschossen an, die den Flanierenden einladende Plätze zum Verweilen anbieten sollten. So kam mitten im Getriebe des innerstädtischen Verkehrs zumindest während der Sommermonate ein wenig Urlaubsstimmung auf. Kleinere Geschäfte konnten sich in diesem Ambiente ansiedeln und über die Jahre an diesen Plätzen auch halten. Schließlich stellten sie keine Konkurrenz zu den großen Kaufhäusern der Stadt dar und zogen ihre Vorteile aus dem Umstand, dass sie die Versorgung der immer älter werdenden Bevölkerung in unmittelbarer Nähe sicherstellen konnten.

Schon die Entfernung von Arnold Geists Zuhause bis zum Bahnhof ließ erahnen, wie groß die mittelalterliche Stadt einst gewesen war. Die moderne Stadt, so wie sie sich heute zeigt, war im Verhältnis dazu relativ klein. Ein Grund dafür war, dass die Verkehrs- und Handelswege damals alle mitten durch das Zentrum geführt wurden und die Stadt somit einen wichtigen Knotenpunkt im Verkehrsgeschehen bildete. Zudem war sie in der Vergangenheit ein zentraler Umschlagplatz für vielerlei Handelswaren, an dem sich Kaufleute mit ihren großen Kontoren und Warenlagern ansiedelten. Diese Funktion ging jedoch im Zuge der Neustrukturierung der

Verkehrswege verloren und mit dem Ausbau der Eisenbahn gegen Ende des 19. Jahrhunderts musste sogar eine umständliche Verkehrsschleife geplant werden, damit der Ort einen direkten Anschluss an das moderne Wegenetz erhielt. Heute war davon allerdings nur noch die Trasse dieses ehemaligen Schienenwegs vorhanden, die aus denkmalpflegerischen Gründen erhalten werden musste. Schließlich bestand sie in großen Teilen aus mit Ziegeln händisch gemauerten Bogenbrücken, die in der Ausführung einmalig für die Region waren. Um sie sinnvoll nutzen zu können, wurde diese in der vergangenen Jahren zu einem Radweg umfunktioniert, über den man rasch in das nahe Umfeld gelangen konnte. Die Eisenbahn wurde in der Zwischenzeit durch den Bau zweier Tunnels unterirdisch über den Flughafen geführt und so besser mit dem internationalen Verkehrsnetz verbunden.

Geist traf zur spätnachmittäglichen Stoßzeit am Bahnhof ein. Dass er mitten ins Verkehrschaos geraten würde, hatte er bereits befürchtet. Trotzdem wollte er nicht abwarten, bis sich dieses wieder gelegt hätte. Eine oder eineinhalb Stunden später lägen der Bahnhof und seine Umgebung wieder gemächlich und ruhig in ihrer dicht bebauten Umgebung. Im Moment jedoch strömten Menschenmassen aus allen Richtungen herbei, quetschten sich aus den im Minutentakt ankommenden Bussen und drängten dicht an dicht in die Unterführungen, die zu den einzelnen Bahnsteigen führten.

Geduldig passte er jenen Moment ab, an dem sich der letzte der eben angekommenen Busse geleert hatte. Augenblicklich, wenn auch nur für einen kurzen Moment, riss der Strom der ins Bahnhofsgebäude Eilenden ab. Diese Zeitspanne nutzte Geist, um die Straße zu queren und über den Vorplatz den Haupteingang zu erreichen. Das Reisebüro befand sich im

Erdgeschoss der Eingangshalle. Eine lange Schlange wartender Menschen versperrte jedoch die Sicht darauf und er überlegte bei diesem Anblick, ob er nicht doch später wiederkommen sollte. Als er sich schließlich durch die Wartenden freundlich aber bestimmt hindurchgeschlängelt hatte, sah er zu seiner großen Überraschung einen einsam wirkenden Mitarbeiter des Reisebüros auf seinem etwas abseits liegenden Arbeitsplatz sitzen und lustlos in Ferienprospekten blättern. Er hatte sich also ob des großen Andrangs geirrt. Zwar waren viele Reisende aber anscheinend darunter kaum solche anwesend, die eine Reise buchen wollten und dazu genau dieses Büro aufsuchten.

Als Geist auf den Angestellten im Reisebüro zuging, stand dieser rasch und sichtlich erfreut auf. Mit Arnold Geist kam ein wenig von jener Abwechslung auf ihn zu, die er im Moment dringend zu brauchen schien. Er streckte ihm über seinen Tisch hinweg die Hand so weit entgegen, dass er sich von der Hüfte aufwärts mit dem gesamten Oberkörper über den Schreibtisch zu beugen hatte. Kaum dass die beiden Platz genommen hatten wurde Geist unerwartet geschäftig und mit durchaus leicht übertrieben wirkender Höflichkeit gefragt, womit ihm denn geholfen werden könnte. Geist hatte nicht immer nur gute Erfahrungen mit den Angestellten des Reisebüros am Bahnhof gemacht. Dies war auch mit ein Grund dafür, warum ihm eine Buchung über das Internet, die er selbst vornehmen konnte, häufig lieber war als zu diesem Zweck eigens diese Geschäftsstelle aufzusuchen. Viele der hier Angestellten erinnerten ihn in der Vergangenheit an jenen brumigen und stets schlecht gelaunten Beamtentypus, bei dem man unweigerlich den Eindruck haben musste, dass er sich bei seiner Arbeit durch unvermittelt auftretende Kundschaft

einigermaßen gestört fühlte. Aber diesem Typus schien der nette Herr im Reisebüro nun gar nicht zu entsprechen. Nachdem Geist es sich in seinem Sitzplatz gemütlich gemacht hatte, widmete sich sein freundliches, aber namenlos gebliebenes Gegenüber auch gleich der Suche nach einem passenden Angebot.

Für Italien, so stellte sich heraus, konnte Geist aus einer Fülle an solchen Angeboten wählen, die alle die Zugfahrt, die Platzreservierung als auch die Hotelbuchung beinhalteten. So wählte er eine Variante, bei der auf der Rückfahrt eine Unterbrechung der Reise für zwei Tage möglich war und beschloss, in Rom anzuhalten und dort eine Nacht zu verbringen. Schon früh am Morgen sollte er, von Cosenza kommend, in Rom sein, würde im Hotel sein Gepäck unterstellen und nach einem langen Tag in Rom dort auch übernachten. Auch den zweiten Tag würde er fast zur Gänze in Rom verbringen können, denn er wählte für die Rückreise den Nachtzug, der erst gegen 22 Uhr den Bahnhof Termini verlassen sollte. Zwei Tage lang in Rom sein zu können, schien ihm äußerst verlockend zu sein. Ob seiner spontanen Idee freute er sich augenblicklich auf das Kommende und sah diese kurze, aber, wie ihm schien, durchaus geschickt gewählte Reiseunterbrechung auch als eine gerechte Belohnung für jene Aufregung an, die er in den Tagen in Cosenza haben würde.

Ein paar Minuten später konnte er bereits alle notwendigen Tickets in Empfang nehmen. Geist bezahlte die Reise mittels Bargeld. Normalerweise würde er dafür seine Kreditkarte verwenden, denn Bargeld hatte er zwar immer ein wenig zuhause, doch so gut wie nie in seiner Brieftasche. Er wollte in diesem Augenblick lieber keine unnötigen elektronischen Spuren hinterlassen, über die später leicht nachvollzo-

gen werden konnte, dass er eine Reise nach Cosenza bezahlt hatte. Vielleicht war die Vorsicht, die Reise nicht mit Plastikgeld zu bezahlen, völlig unbegründet. Aber sicher war eben sicher. Und die Umstände passten. Er hatte ausreichend Geld eingesteckt.

Ingeheim kam sich Geist bereits ein wenig wie eine Figur vor, die in einem Thriller oder Kriminalroman verankert war. Die Täterfigur, die er darin verkörperte, setzte natürlich in all ihrem Tun Handlungen, die darauf abzielten, ihre Makenchaften zu verschleiern oder besser noch, so im Geheimen zu agieren, dass sie für alle unsichtbar blieben. Er genoss diese Gedanken, denn sie machten ihren Plan ein wenig spannend. Eigentlich noch spannender und zugleich aufregender als sie ohnehin schon waren. Bei all der Anspannung fiel ihm jedoch erst jetzt auf, dass er ohnehin nie und niemals seine Buchungen über das Internet hätte durchführen dürfen, wenn er von Anfang an darauf bedacht gewesen wäre, möglichst wenige Spuren zu hinterlassen, die leicht verfolgbar wären. Darüber hatte er mit Bräuner nie gesprochen. Aber im Grunde gingen wohl beide intuitiv davon aus, dass es soweit nie kommen würde und auch niemand gezielt nach einem Zusammenhang mit ihm suchen würde. Das Hotel, in dem er sein Zimmer gebucht hatte, lag in unmittelbarer Umgebung zum Campus. Es war einem aufmerksamen Ermittler somit rein theoretisch wohl möglich, hier einen Zusammenhang herzustellen. Praktisch gingen Bräuner und er aber nicht von einem Eklat aus, der zu so weitreichenden Recherchen führen würde.

Nachdem er die Buchung mit seiner Bezahlung dingfest gemacht hatte stand fest, dass er zwei Tage Zeit hatte, die Arbeit von Professorin Igelius der Universitätsbibliothek von Cosenza als eine von Patrizia Vittorini, einer Seniorstud-

tin aus den frühen 1980er-Jahren, unterzujubeln. Einen einfach gehaltenen Lebenslauf Vittorinis wollte Bräuner ja noch nachliefern. Die darin enthaltenen Daten konnten so allgemein formuliert sein, dass sie auf alle möglichen Seniorstudentinnen zutreffen und somit keinen weiteren Anhaltspunkt für erfolgreiche Nachforschungen abgeben konnten. Zwar hatte er sich schon einen Plan zurecht gelegt, wie er es anstellen könnte, die Arbeit dort zu platzieren, doch wollte er die letztliche Entscheidung erst vor Ort treffen. Erst nachdem er die augenblicklichen Verhältnisse in der Bibliothek von Cosenza ausreichend geklärt hatte, wollte er über seine Vorgehensweise entscheiden.

Auf das Restgeld hatte Geist ein wenig warten müssen. Anscheinend war die Bargeldkassa im Reisebüro nicht immer ausreichend gefüllt. Und dies war wohl überwiegend dem Umstand geschuldet, dass die wenigsten Kunden ihre Buchungen noch bar beglichen, sondern lieber spontan eine ihrer zahlreichen, bunt gehaltenen Karten zückten und damit ihrer Bank mitteilten, dass sie sich augenblicklich mit großer Freude etwas leisteten, wovon die Bank erst Tage oder Wochen später erführe. Schließlich erschien der Angestellte jedoch mit dem exakten Betrag in einem Kuvert und zahlte ihm das Restgeld aus. Geist nahm noch die Quittung entgegen, die der Drucker jetzt ausspuckte, kontrollierte kurz das dort Vermerkte und schob diese in die farbig bedruckte Mappe aus stabilem Karton, die er mit seinen Unterlagen erhalten hatte. Dann machte er einem älteren Herrn Platz, der bereits hinter ihm gewartet hatte.

Nachdem das Wetter immer noch sehr schön war, kaum eine Wolke den Himmel bedeckte und so die Sonne immer noch unverhüllt die aufkommenden Abendstunden wärmte,

beschloss Geist, den gleichen Weg auf dem er gekommen war in umgekehrter Richtung nach Hause zu nehmen und sein Abendessen in einem der vielen netten kleinen Bistros zu genießen, die in den Innenhöfen der Altstadt angesiedelt waren.

Vom Bahnhofplatz kommend, konnte er nach Norden direkt in einen, der durch ein dichtes Fußwege miteinander verbundenen, Parks gelangen. Geist wählte eine kleine Abkürzung, um im Schatten großer, alter Rotbuchen über ein kurzes Rasenstück zurück auf gerade jenen Kiesweg zu gelangen, den er auch auf dem Hinweg benutzt hatte. Ein kleines Stück führte der breit angelegte Hauptweg direkt entlang des eingehausten Wehrbaches und zweigte dann nach Nordosten in Richtung der ehemaligen Stadtmauer ab. Ein kleinerer und weniger benutzter Weg folgte dem Bach weiter nach Norden. Aus dieser Richtung war er gekommen. Um zu einem der Innenhofrestaurants zu gelangen, musste er hier abzweigen. Der Verkehr war bei der Planung des Wegenetzes von diesem Bereich ferngehalten worden. Nur vereinzelt wurden Straßen in Unterführungen unterhalb der Parkanlagen geführt.

Viele der zumeist auch für die Öffentlichkeit zugänglichen Innenhöfe waren durch große Bogentore miteinander verbunden. Nur kleinere Gassen, die bei ihrer Errichtung noch als Straßen benutzt werden konnten, unterbrachen die Vierkantstruktur der hier errichteten Häuser. Um nun in einen dieser Höfe zu gelangen wurden nachträglich schmale Durchgänge errichtet, die direkt von den dahinterliegenden Parks Eingang gewährten. Dadurch wurde ihre Erreichbarkeit deutlich vereinfacht und die vor allem im Sommer dort vorbeiziehenden Touristenkarawanen mussten nicht lange umherirren, um den richtigen Eingang zu den sehenswerten Arkadengängen der Renaissancebauten ausfindig zu machen.

Gleich im zweiten Hof, den Geist querte, fand er Platz in einem französischen Bistro, dessen Koch als Abendessen sein »Menu Surprise« stilecht an einer der aufgestellten Kreidetafeln empfahl. Er kannte das Restaurant zwar, hatte hier bislang jedoch erst einmal zu Abend gegessen und konnte sich an das Essen nicht mehr, oder besser gesagt nur noch sehr vage, erinnern. Er war damals mit einem ausländischen Kollegen zum gemeinsamen Abendessen verabredet gewesen und irgendetwas ging im Gespräch zwischen den beiden schief. Was passiert war, hatte er aus seinem Gedächtnis längst gestrichen aber er glaubte sich zu erinnern, dass er mit einer scheinbar belanglosen Bemerkung jene unvermittelt auftretende Aggression ausgelöst hatte, zu der nur sehr ausgeprägte Choleriker fähig sind. Ob er nach den wüsten Beschimpfungen, denen er unvermittelt ausgesetzt war, das bestellte Essen noch zu Ende gegessen hatte oder er dieses letztlich stehen ließ, wusste er nicht mehr. Sein Kollege jedenfalls hatte den Tisch und das Lokal grußlos und ohne zu zahlen verlassen.

Nicht die Verlockungen des angepriesenen »Menu Surprise« ließen ihn schließlich die Entscheidung fällen, hier Platz zu nehmen, sondern die Anwesenheit einer Kollegin, die er flüchtig von seinem Arbeitsplatz kannte. Diese saß am entferntesten Tisch und Geist hatte sie erst wahrgenommen, als er sich bereits nach einem gemütlichen Platz umsah, an dem er sich niederlassen konnte. Die Sonne stand schon tief und er entschloss sich, ebenfalls einen jener, vom Restaurant eher entfernt gelegenen, Tische zu wählen, die gerade noch im direkten Licht standen, über die in der kommenden viertel Stunde jedoch die Schatten der Giebeldächer wandern würden.

Geist erinnerte sich daran, dass er vor einigen Jahren mit dieser Kollegin zufällig in seiner Vormittagspause am Kaffeeautomaten zusammengetroffen war. Dort holte er sich, als Nicht-Kaffeetrinker, von Zeit zu Zeit einen großen Becher heißer Trinkschokolade. Diese schmeckte zwar nur leidlich gut, sie kam aber vor allem brühheiß aus dem Gerät und konnte einen im Winter gut wärmen. Sie hielt ihren Kaffee bereits in Händen und wartete, wie sich im kurzen Gespräch zeigte, auf ihre Kollegin, mit der sie das Büro teilte. Ihre herzliche und offene Art, die sie vor ihm nicht verbarg, führte letztlich dazu, dass Geist sie kurzerhand ansprach und ein wenig mit ihr plauderte. Viel erfuhr er in den wenigen Sätzen, die sie miteinander wechselten, nicht. Geist versprach jedoch, sie bei Gelegenheit in ihrem weit abgelegenen Büro besuchen zu kommen. Dann könnte er ja einen Kaffee mitbringen und, hatte er hinzugefügt, bei ihr mit seiner Trinkschokolade anstoßen. Dazu war es jedoch nie gekommen. Er sah sie letztlich bloß selten auf den Gängen der Zentralgebäude und erfuhr erst viel später, dass sie am romanistischen Institut beschäftigt war und sich mit französischen Opern beschäftigte.

Was er jedoch auch erfuhr war, dass sie in der relativ nahen Vergangenheit in die Klauen eines böartigen Institutsvorstandes geraten war, der sie willkürlich zu seinem Opfer auserkoren hatte und der dies allein des Umstandes wegen betrieb, um seine Macht als ein ihr Vorgesetzter demonstrieren zu können. Diese Tatsache war auch für ihre Kollegen, die direkt mit ihr zusammenarbeiteten, überraschend und ohne große Vorankündigung aufgetreten. Wie sich in weiterer Folge zeigte, wollte ihr in aller Konsequenz niemand zur Seite stehen. Obwohl ein Großteil der erfolgreichen Publikationen des Instituts auf ihre Leistungen zurückging, und sie sowohl

bei den Studierenden als auch bei den Mitarbeitern am Institut als eine liebenswerte Person galt, musste sie den Kampf gegen die Angriffe, auf die sie nicht vorbereitet war, allein durchstehen. Viel wurde über das Geschehen getuschelt und gesprochen, hilfreiche Taten setzen wollte jedoch niemand. Nach drei Jahren wechselte der Institutsvorstand an eine andere Universität und der Konflikt war somit beendet. Allein die sichtbaren Spuren, die diese Zeit bei jener Kollegin jedoch hinterließen, waren nicht mehr einfach wegzuwischen.

Geist erinnerte dieser Umstand augenblicklich an Bräuners Vorhaben, zu dem er ja auch seinen gar nicht geringen Anteil beizusteuern gedachte und sah sich damit einmal mehr in ihrem Vorhaben gestärkt. Die Tatsache, dass man seinen Vorgesetzten und Kollegen nach deren Lust und Laune völlig ausgesetzt sein sollte, wollte er nicht gelten lassen. Zwar waren beide, sowohl er als auch Bräuner, im Grunde am Konflikt Unbeteiligte. Dem Tun und Lassen von Frau Igelius musste jedoch dringend etwas entgegengesetzt werden. Er fand, die besondere Arglist, die sie dabei an den Tag legten, sei zwar eine einfache aber zugleich auch eine durchaus kunstvolle. Von einem ähnlichen Fall wie dem ihren hatte er noch nicht gehört. Somit stünden, so mutmaßte er weiter, die Chancen, mit ihrem Unterfangen durchzukommen, im Grunde wohl gar nicht so schlecht.

An den genauen Vornamen dieser Kollegin konnte er sich mit Sicherheit nicht mehr erinnern, so sehr er auch darüber nachdachte und versuchte, über spontane Assoziationen wenigstens im Ansatz weiterzukommen. Als sie sich ihm bei ihrem Kennenlernen am Kaffeeautomat vorgestellt hatte, konnte er ihren Namen zudem akustisch nicht deutlich genug verstehen, denn gerade als sie ihn aussprach, begann das Gerät

frische Bohnen zu mahlen. Ihm war aber, als hätte sie Irmgard oder Ingrid gesagt. Auch wenn er sich im Klaren war, dass sie möglicherweise einen ganz anderen Namen genannt und er diesen bloß nicht verstanden und in der Zwischenzeit einfach vergessen hatte.

Nachdem er sie also nicht gut genug kannte, wollte er nicht auf sich aufmerksam machen oder gar fragen, ob er an ihrem Tisch Platz nehmen dürfe.

Er legte seine Unterlagen vor sich ab und rückte seinen Stuhl ein wenig in ihre Richtung. So konnte er zwischen- durch ein wenig in der Abendzeitung blättern, die gerade aus- getragen wurde und von Zeit zu Zeit einen Blick hinüber zu ihrem Platz werfen.

Außer einem Glas Rotwein hatte sie nichts vor sich stehen. Entweder plante sie, kein Abendessen einzunehmen oder sie wartete damit noch zu. Das Bistro hatte nach einer längeren Pause am Nachmittag gerade erst seine Küche für die Abend- gäste wieder in Betrieb genommen. Möglicherweise musste deshalb auch Geist auf sein Essen etwas länger als üblich war- ten, denn es dauerte üblicherweise in jeder Küche seine Zeit bis schließlich der richtige Schwung in das Kochgetriebe ge- kommen war.

Ein Zeitungsausträger betrat die Terrasse, machte am hal- ben Weg jedoch halt, als ihm durch Zuwinken vermittelt wur- de, dass sie, seine Kollegin ohne Namen, an keiner Zeitung interessiert sei. Geist hingegen musste wesentlich deutlicher auf sich aufmerksam machen, um im Gegenteil ein Exem- plar erwerben zu können. Eine junge, attraktive Frau wird wohl auch von einem Zeitungsausträger eher als eine poten- tielle und zumindest verlockende Kundin angesehen, als ein unscheinbar wirkender und langsam älter werdender Mann.

Aber Geist hatte Glück. Noch bevor sich der Verkäufer vom Lokal abwandte geriet er in dessen Blickfeld und sein Lächeln verriet, dass er sogleich auf Arnold Geist zusteuern würde.

Durch sein weit ausholendes Winken hatte er jedoch nicht nur den Zeitungsausträger auf sich aufmerksam gemacht. Auch seine Kollegin blickte jetzt zu ihm hin und lächelte ihm freundlich zu. Geist erwiderte dieses und wiederholte sein Winken nun in ihre Richtung. Die Wiederholungsgeste schien ihr zu gefallen. Sie lachte herzlich.

Während er in der Zeitung blätterte, die noch den frischen Geruch der Druckerpresse verströmte, und er den Teil mit den lokalen Nachrichten suchte, kam die Bedienung und nahm seine Bestellung auf. Das Glas Rotwein am Tisch gegenüber sandte eine schöne, gleichmäßig reflektierende, dunkle Farbe aus, die ihn im Abendlicht an edle Rubine denken ließ. Ein Glas solchen Weins wollte er auch haben. Die Kellnerin nannte ihm den Namen des Weins, den er in der Geschwindigkeit, mit der sie ihn aufsagte, jedoch nicht zur Gänze behielt. Die Stichwörter, die er aus dem Eiltempo aufschnappen konnte, reichten ihm jedoch, um dem zuzustimmen. Es schien ein Rotwein aus dem Burgund zu sein. Vielmehr als »Château« und »Antoine de Ville« war akustisch nicht zu ihm durchgedrungen. Allein dem Preis nach zu urteilen, sollte er ihm im Grunde ohnehin in jedem Fall munden. Dazu bestellte er, ohne viel nachzufragen, das auf der Tafel angepriesene »Menu Surprise« und freute sich auf die Überraschungen, die das Essen für ihn parat haben würde.

Gerade der Lokalteil schien in der Zeitung zu fehlen. Dass das Exemplar für eine Abendausgabe zu dünn sein musste, war ihm bereits aufgefallen, als er dieses beim Kauf entgegengenommen hatte. Er hatte aber nicht weiter darüber nachge-

dacht. Beim Durchsehen stellte er fest, dass auch andere Teile zu fehlen schienen. Und was von der Zeitung schließlich übrig war, interessierte ihn im Augenblick nicht sehr. Das Wetter würde weiterhin schön bleiben, wurde auf der Titelseite an sehr prominenter Stelle angekündigt. Auch die kommende Woche sollte sich dies aufgrund der stabilen Großwetterlage voraussichtlich fortsetzen. Das zuständige Hoch hieß Yasmin, was ihn wunderte. Ein befreundeter Meteorologe hatte ihm einmal erzählt, dass die meisten Schlechtwetter- und die wenigsten Schönwetterfronten weibliche Vornamen bekamen. Dieser Umstand war ihm schon mehrfach aufgefallen. Womit dies aber zu tun haben mochte, konnte ihm auch jener nicht eindeutig erklären. Yasmin war jetzt schon ziemlich lange anwesend. Und schien es vorläufig auch zu bleiben. Zum Rätselraten hatte er im Moment keine Lust und das Fernsehprogramm war ohnehin nicht für ihn bestimmt. Schließlich hatte er noch nie ein Fernsehgerät besessen.

Dennoch legte er die Zeitung wieder aufgeschlagen vor sich hin. Wenigstens im Teil mit den in der Ausgabe verbliebenen internationalen Nachrichten könnte er später noch blättern und diesen auf Neuigkeiten hin durchsehen, wenn ihm nach Ablenkung zumute wäre. Im Moment aber beobachtete er lieber das gerade einsetzende, abendliche Treiben um sich herum sowie die augenblicklich in kleinen Gruppen Vorbeischlendernden, die überwiegend aus restlos ermattet wirkenden Touristen bestanden. Gehüllt in leichte Sommerbekleidung und durchwegs mit luftigen Sandalen beschuht waren diese zweifellos den ganzen Tag auf der Suche nach den Annehmlichkeiten und Sehenswürdigkeiten der Stadt gewesen und nun müde von den Eindrücken und den vielen Kilometern, die sie zurückgelegt hatten. Die hektisch Vorbeie-

lenden hingegen waren zweifellos Einheimische, die am Weg von der Arbeit kommend noch Einkäufe zu erledigen, ihre Kinder von den Betreuungsstätten abzuholen hatten oder einfach schnell nach Hause wollten.

Am Tisch gegenüber wurde ein Salat serviert. Seine Kollegin hatte also bereits deutlich vor ihm bestellt und wartete nicht, wie er zuvor annahm, auf ihre Begleitung. Vielleicht, so dachte er, beginnt das Überraschungs Menü ja mit einem Salat. Der würde ihm auch schmecken und zu seiner Überraschung stellte in diesem Augenblick die Kellnerin das Gleiche vor ihn auf den Tisch. Als diese ihm den Salat servierte, bemerkte sie zugleich, dass Geist seinen Wein noch nicht bekommen hatte und entschuldigte sich für ihr Versehen, das er als ein solches noch gar nicht wahrgenommen hatte. Sie verschwand daraufhin kurz und brachte den von ihm gewählten Rotwein nebst einem ungewöhnlich großen, reichlich gefüllten Korb mit frischem, geschnittenen und offensichtlich selbstgebackenem Baguette. Das geschliffene Glas glänzte im Licht der Umgebung, indem es vom Rand ausgehend letztlich ein deutlich dunkleres Farbenspiel in seinen bauchigen Konturen wiedergab. Die tiefer stehende Sonne zeichnete darin kontrastreiche Spiegelbilder, die kurz seine Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Nicht nur Geist, auch seine Kollegin war vom Umstand offenbar überrascht, dass er im Gegensatz zu ihr seine Bestellung so rasch an den Tisch bekam. Sie hob ein wenig die Augenbrauen und griff so vorsichtig nach ihrem Weinglas, als würde sie damit eine nachfolgende Handlung ankündigen wollen. Geist wurde aufmerksam, erkannte schließlich die Geste und tat es ihr gleich. Mit einem Lächeln prosteten sie sich ein wenig zurückhaltend über die Tische hinweg zu. Anschließend genoss jeder für sich den ersten, kräftigen Schluck.

Geist musste beim genauen Hinsehen einmal mehr feststellen, dass sie ganz offensichtlich zu jenen Frauen gehörte, die auf den ersten Blick eigentlich völlig unscheinbar, auf den zweiten hingegen sehr attraktiv wirkten. Ihr im Grunde immer noch jugendliches Aussehen gestattete ihr gleichzeitig wie eine 35- als auch wie eine 45-Jährige zu wirken, wobei ihr beides, wie er fand, nicht zum Nachteil stand. Ihre lächelnde und durchaus einnehmende Art konnte auf Männer sicher ungemein anziehend wirken, dachte er. Zumindest erkannte er bei sich selbst diese Wirkung. Warum indes gerade eine Frau, die eine solch positive Ausstrahlung hatte, in die Fänge eines böartigen Vorgesetzten geraten musste, blieb ihm einmal mehr völlig unklar.

Obendrein, so dachte er sich, müssten manche Menschen wohl einfach geschützt werden, wenn sie die Zeichen solcher Bösigkeit nicht oder viel zu spät erkannten. Ein anderer Kollege an der Universität hatte einen solchen Beschützer. Das wusste Geist. Nämlich einen eigenen Betreuer, der ihm aufgrund seiner autistischen Erkrankung an seinem Arbeitsplatz zustand. Dieser regelte für ihn stets alle Belange, die ihn selbst vielleicht maßlos überfordert hätten, hielt Unheil von ihm fern und sicherte so den Umstand, dass sich jener ganz auf seine Arbeit und ausschließlich auf jene Beziehungen konzentrieren konnte, die er selbst zu bewältigen in der Lage war. Solch ein Betreuer, dachte Geist, sollte eigentlich jedem zustehen. Dann wären wohl mit ziemlicher Sicherheit die ganzen, bestens gepflegten Hässlichkeiten und Feindschaften am Arbeitsplatz halb so wirkungsvoll.

Dass Menschen in solchen Situationen, wenn diese über zu wenig Halt im Leben verfügen, völlig aus dem Arbeitsleben fallen und dorthin auch nur noch sehr schwer und äu-

ßerst aufwendig zurückgebracht werden können, war Geist vollauf bewusst. Bislang war in seinem engen Bekanntenkreis niemand davon betroffen. Er wusste jedoch aus Erzählungen nur zu gut, wie rasch einerseits so mancher in schwere Depressionen absteigen konnte und wie mühsam, wenn nicht gar unmöglich, ein rückstandsloses Entkommen daraus möglich war.

Der Umgang mit Krankheit war in unserer Gesellschaft schon immer ein äußerst schwieriger, denn Krankheit wird, wie man vielleicht naiv annehmen könnte, nicht nur den Kranken selbst zu einem Problem. Vielmehr sind auf Dauer alle Beteiligten nicht nur Angehörige sondern letztlich selbst Betroffene. Das wusste Geist nur zu gut. Betroffen sein führt dazu, dass die einen mit den nach außen sichtbaren Symptomen gänzlich überfordert sind und die Überforderung bei diesen zu einer ohnmächtigen Hilflosigkeit führt. Auch wenn von ihnen erwartet wird, dass sie jene sind, die dem Kranken eigentlich helfen. Andere wiederum gleiten dem Kranken gegenüber ab in tiefe Ignoranz. Das Unsichtbare, aber deutlich Spürbare von psychischen Erkrankungen, ruft zudem bei vielen Betroffenen eine sie letztlich selbst bedrohende Angst hervor, die bis zur Negation und Ablehnung der Krankheit führt. Besser, so dachte sich Geist, man bricht sich ein Bein anstatt in Niedergeschlagenheit zu verfallen. Die gern gesehene Verharmlosung kann nur allzu leicht dazu beitragen, dass Niedergeschlagenheit lebensbedrohend sein kann, während auch ein komplizierter Beinbruch im Grunde meist gut geheilt wird. Was bleibt ist der ernst zunehmende Umstand, dass mit psychischen Krankheiten letztlich doch niemand richtig umgehen kann, der nicht speziell geschult oder ausgebildet ist.

So war er ganz in seine Gedanken versunken und wusste im Moment den Salat gar nicht zu genießen, der in der Zwischenzeit schließlich doch schon eine Weile vor ihm stand. Und trotzdem war der Salatteller auf einmal leer. Er konnte sich zwar noch daran erinnern, dass er Tomaten, einige knackige grüne Blätter, wohl auch Rucola und ein wenig Thunfisch verzehrt hatte. Den Geschmack im Detail hatte er jedoch bereits vergessen. Am Gaumen blieb nur der intensive und lang anhaltende Eindruck von reifem Parmesan und einem süßlichen Balsamico hängen. Der Rotwein hatte sich indes wie von allein harmonisch mit diesem Geschmacksgefüge verknüpft.

Als er bereits am Heimweg war, fand er schade, dass es ihm den ganzen Abend über nicht mehr gelungen war, das Essen wirklich zu genießen. Er hatte sich in seinen Gedanken restlos verfangen und schien diesen auch jetzt nicht wieder entkommen zu können.

Seine Kollegin hatte bald nachdem ihr der zweite Gang ihres Menüs serviert worden war einen Anruf entgegengenommen und daraufhin lange telefoniert. Anschließend war sie rasch aufgestanden und hatte mit ernstem Blick grußlos und ohne sich weiter umzusehen das Restaurant verlassen. Er konnte sich somit nicht einmal von ihr verabschieden.

Erst ein Radfahrer, der den Weg durch den Park mit seinem Fahrrad zügig querte, riss ihn aus seinem Grübeln. Im gleißenden Mondlicht, das stellenweise das dichte Geäst der Bäume durchdrang, erkannte er Herrn Ulrich. Geist wunderte sich, warum dieser gerade um diese Uhrzeit noch unterwegs war. Vielleicht hatte er ja seine Route ob des sommerlichen Wetters geändert oder weitere Touren aufgenommen, die Geist bisher verborgen geblieben waren. Letztlich, so entschied Geist, musste er sich aber auch nicht über alles und je-

des seinen Kopf zerbrechen und konnte die Dinge einfach so lassen wie sie waren. Damit gab er sich zufrieden und bemerkte, dass er plötzlich wieder einen klaren Kopf hatte und damit doch den Heimweg in der frischen Luft der lauen Nacht wieder genießen konnte.

ZU HAUSE ANGELANGT, fand Geist im Postkasten einen zerknüllten Zettel vor. Aufmerksam wurde er auf diesen, weil ein dickes Werbeprospekt in den Kasten gesteckt war, das oben aus dem Briefschlitz herausragte. Dies war ein ihm gut bekanntes Zeichen, an dem er erkannte, dass Bräuner hier gewesen sein musste und ihm im Holzschuppen etwas hinterlegt hatte.

Seit vielen Jahren besaß Felix Bräuner einen metallenen Ring, an den alle Zweitschlüssel montiert waren. Jedoch benutzte er diese so gut wie nie, um ihm Sachen direkt in der Wohnung zu hinterlegen. Das wollte er ganz offensichtlich nicht, denn die Zweitschlüssel waren eine Kopie sämtlicher, die Geist besaß und erlaubten Bräuner ungehinderten Zugang zu allen Räumlichkeiten des Hauses. Aus diesem Grund hatten sich die beiden bereits vor Jahren darauf verständigt, dass Bräuner die Hoftür aufsperrte, ihm im Schuppen das Betreffende hinterlegte, dort den immer gleichen Papierball und das Prospekt nahm, die Hoftür wieder verschloss und das vereinbarte Zeichen im Briefkasten anbrachte. Damit wusste Geist von sich aus, dass im Schuppen etwas für ihn hinterlegt war und die beiden mussten sich über diesen Umstand nicht weiter verständigen.

Geist entfernte das Papier, öffnete die Hoftür und legte beide Teile im Schuppen zurück an ihren vorgesehenen Platz.

Bräuner hatte dort eine kleine Reisetasche abgestellt, die er später öffnen wollte. Beim Hochheben erkannte Geist am Gewicht jedoch sofort, dass darin zumindest die Schreibmaschine verpackt war, die er mit auf seine Reise nehmen musste.

Die Fahrt nach Cosenza war in zwei Tagen, das Wesentliche gepackt oder zumindest so zusammengestellt, dass es schnell eingeräumt werden konnte, die Fahrkarten, die Buchungsbestätigungen und die weiteren Dokumente hatte er in der Innentasche seines Mantels verstaut. Die Bücher für die Arbeit von Fräulein Kramer lagen bereit. Was konnte er in der verbleibenden Zeit also noch angehen, ohne dass dies seine bereits fertigen Pläne wesentlich durchkreuzen würde?

Er öffnete Bräuners Reisetasche und sah, was er bereits vermutet hatte. Bräuner hatte an alles gedacht. Die Schreibmaschine stand ordentlich von ihrem Deckel geschützt am Boden der Tasche. Daneben befand sich ein Etui mit einem neuen Farbband sowie mit einigen jener kleinen, mit weißer Farbe beschichteten Kartonstreifen, die zum Ausbessern von kleineren Tippfehlern geeignet waren. Bräuner hatte zudem ausreichend leere Blätter von genau jenem Papier beigelegt, auf dem er das Abschreiben erledigt hatte. Zuoberst lag in einer Folie der vorbereitete Lebenslauf, den Geist eventuell der Arbeit beigegeben musste. Außerdem fand er ein längliches, weißes Kuvert beigelegt, dessen Inhalt von außen nicht erkennbar war. Beim Öffnen registrierte er jedoch sofort den ihm durchaus bekannten Schriftzug, den die bedruckte Kartonkarte prominent platziert auf ihrer Vorderseite aufwies. Eine

kleine, von Bräuner mit der Hand geschriebene Grußkarte, war dem Ganzen beigelegt.

»Lieber Geist, ich danke Dir für Deine wie immer großartige Hilfe und wünsche Dir eine gute Reise!«, stand darauf zu lesen.

Mit seiner sauber ausgeführten und zugleich gut leserlichen Handschrift erinnerten ihn Bräuners Zeilen an jene, die von einem ältlichen aber stilsicheren Kalligrafen stammen könnten. Bräuners Handschrift war immer sehr ordentlich und glich auch ein wenig jener von Geist. Dessen Handschrift verlor in den letzten Jahren jedoch einiges von jener Regelmäßigkeit, die sie einst besaß und befand sich zudem in einem Durchgangsstadium, das vermuten ließ, dass sie auf Dauer zunehmend unkenntlicher würde. Wenngleich er fand, dass er immer noch über eine verhältnismäßig schöne und gleichmäßige Handschrift verfügte, so war ihm auch selbst aufgefallen, dass diese in den letzten Jahren zunehmend verschliff und insgesamt weniger gut lesbar geworden war. Er fand, dass dieser Umstand darauf zurückzuführen sein konnte, dass er nur noch sehr wenig mit der Hand schreiben musste und das Schreiben im Wesentlichen geübt werden musste. Bräuner schien sich die einzelnen, ebenmäßig wirkenden Ausprägungen seiner Handschrift auch ohne Übung, die wohl auch ihm zunehmend fehlen musste, gut erhalten zu haben. Oder es blieb anzunehmen, dass er zu jenen gehörte, die noch einiges und dies regelmäßig mit der Hand schrieben.

Die vorgedruckte Karte, die oben ein wenig aus dem Kuvert lugte, war eine Eintrittskarte für das *Teatro dell'Opera di Roma*. Das berühmte Opernhaus in Rom, dem Geist erst einmal einen Besuch abgestattet hatte. Dessen Schriftzug war ihm gut in Erinnerung geblieben, sodass er die Karte auf den

ersten Blick identifizieren konnte. Bei einer seiner früheren Reisen nach Rom nahm er an einer halbtägigen Führung durch die Räumlichkeiten teil und war erstaunt, wie komprimiert und verwinkelt die Gegebenheiten im Inneren im Vergleich zur klaren Gestaltung der Außenansicht waren. Ausgestellt war die Karte für den Abend seines Aufenthalts in Rom.

Angekündigt wurde Giuseppe Verdis »Otello«. In der Hauptrolle sollte niemand geringerer als Plácido Domingo auftreten, der mit dem Otello gewiss einmal mehr eine seiner glanzvollsten Paraderollen zeigen würde. Und das in einem so wichtigen Haus der Italienischen Oper, das, ganz im Schatten der großen Mailänder Scala stehend, stets über ein sehr engagiertes Programm verfügte. Zahlreiche Uraufführungen fanden hier am Ende des neunzehnten und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts statt, von denen Geist allerdings nur Pietro Mascagnis »Cavalleria rusticana« und Giacomo Puccinis »Tosca« kannte. Seine Freude, die ihm diese Überraschung bescherte, war übergroß.

»Nur Bräuner war zu solch treffsicheren Geschenken fähig«, dachte Geist bei sich, während er die Tasche wieder sorgfältig einräumte, um die wohlfeil arrangierte Ordnung, die darin herrschte, nicht zu zerstören. Die Eintrittskarte aber steckte er zu den restlichen Reisedokumenten, die er bereits zusammengetragen und am Küchentisch abgelegt hatte. Bräuner hatte sich also erkundigt, was in der römischen Oper aufgeführt werden sollte und hatte ihm eine Karte dafür besorgt. Daran hatte er selbst gar nicht gedacht, obwohl er sich über eine solche Karte im Nachhinein gefreut und das Versäumen dieser Vorstellung sehr bedauert hätte.

Die spontane Freude über das Geschenk ließ ihn nicht lange nachdenken und so suchte er nach jener Aufnahme, die er von »Otello« zuhause hatte. Mit der Einspielung des Wiener Staatsopernchors und den Wiener Philharmonikern unter Herbert von Karajan, in den Titelrollen Renata Tebaldi, Mario del Monaco und Aldo Protti aus dem Jahr 1960 würde er den verbleibenden Abend noch ausgiebig genießen können. Anschließend, so dachte er, würde er auch die restliche Nacht entspannt schlafen, auch wenn der Abend insgesamt nicht so verlaufen war, wie er ihn sich gewünscht hatte.

Nachdem er sich etliche Stellen aus den Gesängen von Otello, Desdemona, Jago und Cassio mehrfach angehört hatte, wurde aus dem ursprünglichen spontanen Reinhören in die Oper letztlich die halbe Nacht zu einem Vergnügen mit den herrlichen Stimmen, die aus den Lautsprechern kamen und seine Wohnung bis in den letzten Winkel durchfluteten.

Als er am späten Morgen erwachte, schmerzten ihn die Glieder und er musste sich schließlich vom Sofa drehen, um seine provisorische Bettstatt verlassen zu können. An ein normales Aufstehen war in seiner gekrümmten Liegeposition, die er als junger Mann so sehr geliebt hatte und jetzt, als nicht mehr so junger, eigentlich besser meiden sollte, nicht zu denken. Schlafen sollte er besser im Bett. Daran wurde er augenblicklich erinnert. Für eine beliebige Schlafposition war er einfach schon zu alt, dachte Geist, während er unter der Dusche das Wasser aufdrehte und die Ankunft des heißen Wassers abwartete.

Noch ein wenig steif im Rücken beschloss er, den Tag gemütlich zu verbringen und diesen ein wenig mit den anstehenden Vorbereitungsarbeiten für die Arbeit von Frau Kramer zu nutzen. Er hatte sich ja bereits in einem ersten Schritt kun-

dig gemacht und konnte damit die weitere Recherche schon besser eingrenzen. Die Stichwortliste, die er sich beim ersten Mal zurecht gelegt hatte, fand er bei den vorbereiteten Reiseunterlagen. Diese nahm er mit in die Küche, stellte sein Notebook auf den Küchentisch und bereitete sich ein einfaches Frühstück zu.

Während Geist darauf wartete, dass sein Tee kühl genug war, um ihn auch wirklich genießen zu können und er dabei mit vollem Genuss gierig ein Schinkenbrot verschlang, bemerkte er, dass sein Appetit sich zu regen begann und aus dem kleinen Frühstück wohl ein viel umfangreicheres werden könnte. Nebenbei setzte er anhand der Liste an jener Stelle die vielleicht etwas mühsame aber systematisch letztlich einfach zu bewältigende Arbeit fort, die notierten Stichwörter zuerst einzeln und anschließend miteinander kombiniert abzufragen und dabei schon genauer zu überprüfen, zu welchen Ergebnissen diese führten. Er wollte vorerst keine facheinschlägig relevanten Quellen bemühen, sondern bloß weiter in den allgemein zugänglichen Suchmaschinen stöbern. Daher fand er die eine oder andere kleinere Arbeit zu dem Thema, aber auch einige wenige Manuskripte zu wissenschaftlichen Artikeln und eine Vielzahl an Präsentationsfolien, die offensichtlich von Studierenden stammten, die ein Referat zu dem Thema halten mussten oder ein solches bereits gehalten haben. Im Grunde war alles für sein Fortkommen brauchbar, denn anhand der Fülle an Materialien konnte er gut entscheiden, welche betriebswirtschaftlichen Ansätze überall vorkamen und damit wohl im Moment zu den gängigen zu zählen waren. Auch wenn er diese im Detail nicht kannte und in verlässlichen Nachschlagewerken zur Sicherheit noch nachlesen

musste, so wurden viele davon für ein erstes Verständnis ausreichend beschrieben.

Selten musste er bei dieser Arbeit vom Tisch aufstehen und entgegen seinem Vorhaben doch das eine oder andere Nachschlagewerk holen, um dort an den passenden Stellen nachzulesen oder genannte Definitionen im Detail zu überprüfen. Öfter jedoch musste er aufstehen, um sich ein weiteres Frühstücksei oder etwas anderes Schmackhaftes zu holen, von dem er im Vorfeld nicht ahnte, dass er alsbald gerade darauf Appetit entwickelte. Kaum hatte er das eine zubereitet, musste er erkennen, dass er dazu gerne noch vom alten Käse kosten wollte, den er letztens am Markt erworben hatte, und musste sich erneut erheben, da er sich zu diesem Zeitpunkt bereits schon wieder gesetzt hatte. So stand er schließlich zwischendurch gar nicht so selten auf, setzte sich nicht weniger oft wieder nieder und machte sich mit seinen Unterlagen und den einfach zubereiteten Speisen weiterhin ein sehr ausführliches und durchaus gemütliches Frühstück, von dem er sich nicht so schnell trennen wollte.

Irgendwann allerdings, es musste schon am späten Nachmittag gewesen sein, schlief sein Interesse an der Beschäftigung mit der Arbeit für Frau Kramer ein. Dafür begann sich sein Bewegungsdrang zu regen und meldete an, dass nach der durchaus ermüdenden Recherche ein Fußmarsch an der frischen Luft angebracht wäre. Er packte die vor ihm übersichtlich ausgebreiteten Unterlagen zusammen und legte sie wieder zurück zu seinen Reiseutensilien. Diese hatte er in der Zwischenzeit schon mehrfach ein- und später wieder ausgepackt. Wahrscheinlich hätte er mit dem Packen doch noch zuwarten oder einfach alles in seinem vorbereiteten Zustand schlicht belassen sollen. Er hatte das Gefühl, mit dieser Ar-

beit ohnehin rasch vorankommen zu können und somit gab es kaum Gründe, warum er sich damit über die Maßen beschäftigen sollte. Er versuchte zwar stets bei all seinen Aufträgen die vereinbarten Termine einzuhalten, und von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen war ihm dies in der Vergangenheit auch geglückt, er hielt sich jedoch umgekehrt auch an die Regel, Aufträge nie vorzeitig abzuliefern.

Geist war unentschlossen, wohin ihn die in ihm aufkommende Unruhe führen sollte. Einerseits wollte er kurz zu jenem offenen Feld spazieren, an dem er tagsüber häufig Max antraf, andererseits war ihm in den letzten Tagen in den Sinn gekommen, die von Bräuner abgetippten Seiten möglichst bald zu einem Buchblock zusammenleimen zu lassen. Das würde die weitere Handhabung wesentlich erleichtern. Zudem wäre damit auch ein Teil jener Arbeit erledigt, die notwendig sein würde, um letztlich die erstellte Kopie in der süditalienischen Bibliothek unerkant einschleusen zu können.

Nachdem er sich nicht entscheiden konnte, wohin der Weg ihn führen sollte, beschloss er, gleichzeitig beides zu unternehmen. Die Zeit würde reichen, sowohl über das offene Feld am anderen Flussufer zu spazieren und dabei kurz nach Max Ausschau zu halten als auch in der Innenstadt einem ihm bekannten Buchbinder einen Besuch abzustatten, der die Arbeit, die losen Seiten zusammenzufügen, sicher nebenbei erledigen könnte, ohne dadurch andere anstehende Aufträge hintanstellen zu müssen.

Das Wetter war nicht kalt, wenngleich sich der Himmel sehr trüb gab. Somit war das Ankleiden schnell erledigt und mit seiner umgehängten Tasche, in der er die Unterlagen verstaute, verließ er das Haus und wählte den Weg entlang der äu-

ßeren Hausmauer zu jener Straße, die am südlichen Flussufer entlang führte und die schließlich wenige hundert Meter später eine Brücke bot, über die er auf die andere, die nördliche Seite des Flusses gelangen konnte. Er hatte zudem ein wenig Käse eingesteckt, um Max im Fall, dass er diesem begegnen würde, damit eine Freude bereiten zu können.

Die Brücke über den Fluss bestand aus einer Eisenkonstruktion, mit der kunstvoll ein mächtiger und sehr markanter Bogen über die gesamte Länge gespannt wurde, der weit über das Fahrbahnniveau hinausragte. Bedingt durch seine Höhe konnte man diesen schon von weitem erkennen. Große, roh beschlagene Nietenschienen das statische Wunderwerk zusammenzuhalten. An den beiden Brückenden befanden sich kunstvoll behauene Granitblöcke, die hoch aufragten und die in sich die gesamte Spannung des unmittelbar anschließenden Bogens trugen.

Diese Brücke ersetzte einst jene alte Holzbrücke, an die er sich noch aus seiner Kindheit erinnern konnte. Für ihn und für viele seiner Bekannten gleichen Alters und vor allem für jene, die wesentlich älter waren als er, war sie, obwohl sie nun schon seit Jahrzehnten dort stand, immer noch die »neue Brücke«. Er wusste noch genau, wie er mit staunenden Augen zum ersten Mal einem so riesigen Autokran mit hydraulischem Ausleger zusehen durfte, wie dieser die eisernen Pfosten, Stützen und Träger millimetergenau an jene Stellen gehoben hatte, an denen sie schließlich von Monteuren befestigt wurden, die darauf in abenteuerlicher Weise herumkletterten wie Zimmerleute in einem Dachstuhl dies bei ihrer Arbeit tun. Unter all den Arbeiten, die ruhig und konzentriert vonstatten zu gehen schienen, zog der Fluss dahin und wengleich er mit seiner ungestümen Art, die er im Frühling

an den Tag legte, wenn in den Bergen die Schneeschmelze voll einsetzte, manches Mal den Arbeitern recht nahe zu kommen schien, wurde nichts und niemand je nass oder kam in den Fluten gar zu Schaden.

An das Abtragen der alten Brücke konnte er sich jedoch nicht mehr erinnern.

Die endgültige Freigabe der neuen Brücke für den Verkehr wurde mit einem feierlichen Akt begonnen, an dem sowohl der Dekan der katholischen Kirche als auch die politischen Vertreter des Landes allesamt teilgenommen hatten. In der Lokalpresse war von den hohen Herren jedoch letztlich nichts zu sehen gewesen. Dafür wurde das Bauwerk als ein Meisterwerk der modernen Brückenkonstruktion und der damit realisierten Statik bewundert. In die neuere Geschichte der Stadt ging dieses Ereignis schließlich durch die für jene Zeit ungewöhnlich großen Fotos und Abbildungen ein, die damals wohl die Mächtigkeit des Bauwerks unterstreichen sollten. Eine Gedenktafel, die in der Mitte der Brücke angebracht war, erinnerte an dieses Ereignis.

Ersetzt wurde die alte Holzbrücke weiland aus dem Umstand, dass diese für den aufkommenden Verkehr der späteren Nachkriegszeit einfach zu schmal wurde. Fuhrwerke waren nur noch wenige in Betrieb, die sie ersetzenden Lastkraftwagen dagegen immer öfter auf den Straßen unterwegs und wenn diese im Vergleich zu den gegenwärtigen, modernen Wagen wie Spielzeuge wirken mochten, nahmen sie letztlich doch mehr Platz ein, als dort vorhanden war. Die Möglichkeit, die heutzutage vielleicht gewählt wird, nämlich dieses Problem durch eine einfache Einbahnregelung aus dem Weg zu schaffen, war in der damaligen Zeit, die von einer Aufbruchstimmung und der damit verbundenen Bewegung,

unmodern Gewordenes vorrangig durch Neues zu ersetzen, nicht in Betracht gezogen worden. Und vor allem, wenn es um alte Bauwerke ging, musste die Politik schnell handeln. Sonst wurden in der Stadt möglicherweise, wie schon so oft, die Denkmalschützer und die Geschichtsinteressierten, die stets Kritischen und all jene hellen Geister, die in der Zukunft nicht nur das Bessere und in der Vergangenheit nicht nur das Schlechtere sahen, auf den Plan gerufen und führten eine lästige Verzögerung oder gar eine üble Verhinderung des Vorhabens herbei. Geist wusste nur allzu gut über solche Vorgänge Bescheid, wengleich ihm diese in der nahen Vorzeit, nämlich sein Haus betreffend, im Grunde ja zugute gekommen waren.

Geist blieb in der Mitte der Brücke kurz bei der Gedenktafel stehen und versicherte sich des dort angeführten Datums der Inschrift, dass er alt genug gewesen sein musste, um sich tatsächlich an das Ereignis erinnern zu können und nicht jene Erinnerungen wiedergab, die er von anderen als Kind möglicherweise erzählt bekommen hatte. Diesbezüglich konnte einem das Gedächtnis ja einen ziemlichen Streich spielen und einen einst Gehörtes für selbst Erlebtes empfinden zu lassen.

Der Weg am anderen Ufer war in jenen Zeiten als Promenade angelegt worden, als sich die Stadt am nördlichen Flussufer noch nicht so weitläufig ausdehnte. Die später dahinter errichteten, herrschaftlichen Villen der wohlhabenden Bürgerschaft der Stadt verhinderten auf Dauer, dass diese Promenade mit der Zeit auch vom motorisierten Verkehr genutzt wurde. Schon einzelne Radfahrer, die diesen Weg entlang des Flusses als Abkürzung in die Innenstadt nutzten, wurden von den Anrainern häufig wüst beschimpft und das eigentlich verbotene, aber ansonsten zumeist geduldete, Radfahren mitunter auch zur Anzeige gebracht. Die wohlhabende Bürger-

schaft wollte schließlich in ihren Gärten sitzend nicht von irgendwelchen radfahrenden Flegeln gestört werden, wenn man allein schon das schnöde Fußvolk ertragen musste, das mit seinem wiederkehrenden Auftauchen die sonst so ruhige Geräuschkulisse des gleichmäßig dahinströmenden Flusses störte.

Zwischen den prächtigen Villenbauten, die allesamt hinter allerlei Gebüsch gut versteckt und von außen nur schwer einsehbar waren, lag ein übriggebliebenes, freies Feld. Dieses wurde lange vom nahe gelegenen Bauernhof als Futterwiese genutzt. Als am Bauernhof, der nunmehr mitten in der Stadt lag, keiner mehr die Wirtschaft weiter betreiben wollte, blieb die Wiese brachliegend und völlig ungenutzt als solche bestehen. Die Stadt hatte irgendwann beschlossen, der rasch einsetzenden Verwaltung entgegenzutreten und für diesen Fleck die Pflege zu übernehmen und hatte sich dafür das Recht ausbedungen, dass sie von Spaziergängern öffentlich genutzt werden durfte. Der Unrat, den jene dort hinterließen, wenngleich dieser auch nicht in großen Mengen dort aufzufinden war, lockte aber weniger die Kinder und schon gar nicht deren Eltern an, sondern überwiegend jene neugierigen Tiere der näheren Umgebung, für die eine leere Dose einen Schatz und eine unliebsam gewordene und achtlos weggeworfene Tragetasche ein willkommenes Spielzeug darstellten. Darunter waren vor allem Vögel anzutreffen wie die Elstern, die Krähen und allerlei andere Rabenvögel. Auch Max verbrachte hier regelmäßig seine Nachmittage und brachte so manchen kostbaren Fund von hier mit nach Hause, den ihm Geist letztlich mit einiger List wieder abspenstig machen musste, wollte er verhindern, dass sich sein Innenhof auf Dauer in ein Museum für willkürlich Weggeworfenes verwandelte.

Als Geist die Wiese querte und dabei ständig in allen Richtungen nach oben blickte, waren am Himmel zwar einige Vögel zu erkennen, von Max war jedoch nicht die geringste Spur auszumachen. Geist begann langsam und gemächlich, die am Boden anwesenden Vögel mit dem Käse anzulocken, den er gut verpackt in seiner Tasche verwahrt hatte. Oft saß Max ein wenig im Abseits, für Geist und die anderen Vögel nicht sichtbar und beobachtete das Geschehen. Hätte er gesehen, dass Geist einem fremden Vogel Futter zuwarf, wäre er sofort herbei geeilt und hätte allein mit seinem übergroßen Schatten, den sein majestätischer Körper schon aus einiger Höhe zu Boden warf, sämtliche Konkurrenten in Angst ob des nahenden Raubtiers versetzt und wohl auch verjagt.

Diesmal blieb ein solcher Vorfall jedoch aus. Max ließ sich nicht blicken. Nichts geschah weiter, als dass sich die Elstern um den Käse zankten, den ihnen Geist zuwarf. Sie schienen sich dabei nicht einig zu sein, ob die bessere Strategie wäre, mit einem aufgefundenen Stück wegzufiegen und dieses in Ruhe im Abseits zu verspeisen oder lieber nichts versäumen zu wollen und dafür um jedes Käsestück raufen zu müssen.

Geist verließ daraufhin die Wiese und nahm den Weg entlang der Promenade flussabwärts in Richtung Osten. Über den Fußgängersteg wechselte er schließlich wieder die Uferseite und klopfte an die schwere Eichentür im nahen Stadtturm, hinter der der Buchbinder seine Werkstatt hatte.

Wenn man von Geists Wohnzimmer aus dem Fluss entlang in Richtung Osten blickte, konnte man den letzten in der Stadt verbliebenen, mittelalterlichen Turm ausmachen. Er war zwar nicht sehr hoch aufragend. Mit seinen zwei Stockwerken, dem ziemlich niederen Holzschindeldach und seinem relativ großen Durchmesser nahm er jedoch einen ziem-

lich großen Platz ein und zählte damit auch zu den markanteren Gebäuden der nahen Umgebung. Das Mauerwerk war rund angelegt und außen mit rohen, flachen Steinen ausgefertigt. Nur die Fensterlaibungen und die Türumrandungen waren verputzt. Ansonsten gab das Mauerwerk sein Material, den grauen Kalkmörtel und die schwarzgrünen, leicht geschieferten Steine preis. In regelmäßigen Abständen konnte man auch von außen jene Balkenenden erkennen, die innen die Decken trugen.

Hier war die mittelalterliche Stadtmauer verlaufen, in einer Linie parallel zum Fluss. Sie hatte dereinst viele, direkt an der Mauer liegende Häuser miteinander zu einem starken und vor allem wirkungsvollen Schutzwall verbunden, der gegen jene räuberischen Banden und potentiell stets vorhandene Gegner errichtet wurde, die ihre Meinungsverschiedenheiten vorwiegend auf der Basis kriegerischer Handlungen zum Ausdruck brachten.

Eine moderne, elektrische Klingel oder eine traditionelle Türglocke, wie man sie an einem Ort wie diesem vermuten könnte, war beim Eingang in die dahinter liegenden Räumlichkeiten nicht angebracht. Die Tür ließ sich bei kaltem, feuchten Wetter auch nur schwer mit einem Ruck öffnen. Das wusste er aus der Erfahrung vergangener Besuche. Aus diesem Grund achtete Geist darauf, mit der Schulter im richtigen Augenblick einiges an Gewicht gegen die Tür zu stemmen, als er diese mit Nachdruck zu öffnen versuchte.

An der Tür war mittig und in Augenhöhe ein gerahmtes Emailschild angebracht, auf dem in schlanken Buchstaben gehalten, zweizeilig angedruckt, kurz und knapp die folgenden Sätze zu lesen waren: »Bin Montag bis Freitag meistens da. Aber nicht immer.«

Die Anwesenheit des Buchbinders, der nun seit einigen Jahren sein Geschäft ohne einem Gehilfen bewerkstelligte, war alles andere als selbstverständlich. Als jener seinen fünfzigsten Geburtstag feierte, verkündete er nämlich, ab nun keine Geschäftszeiten mehr auszuhängen, sondern seine Arbeit dann erledigen zu wollen, wenn dies für ihn passend schien. Auch meinte er, dass er damit keine Kunden verlieren würde, auch wenn ein Buchbinder nach dem anderen in der Stadt mangels lukrativer Aufträge zusperren musste. Zum großen Erstaunen aller sollte er Recht behalten. In der Zwischenzeit war der Buchbindemeister bereits deutlich über sechzig Jahre alt, wollte aber seinen Beruf weiterhin regelmäßig ausüben und da die Ertragslage im Übrigen stimmte, sah er auch keinen Grund, bei der Pensionsversicherung vorstellig zu werden, die ihn mit ihren automatisch ausgeworfenen Schreiben regelmäßig dazu aufforderte.

Geist hatte Glück. Die Tür ließ sich zu seinem Erstaunen leicht öffnen und zwei große, neugierige Augen sahen ihn durch verstaubte Brillengläser hindurch erwartungsvoll an. Das freundliche Lächeln im Gesicht des Buchbinders war dessen ständiger Begleiter. Auch wenn man ihn zufällig an irgendwelchen Plätzen der Stadt, mitten unter anderen Leuten, antraf, so konnte man ihn schon von weitem allein an diesem erkennen, denn sein Lächeln leuchtete in seiner Umgebung wie ein Strahlen.

An den überwiegend roh verputzten und nur an einigen wenigen Stellen weiß gekalkten Außenwänden, die die verschiedenen Arbeitsbereiche der Werkstatt mit einem großzügigen Kreis umfassten, standen durchgehend hölzerne Regale, die bis knapp unter die Decke reichten. Hin und wieder durchbrach das eine oder andere, eher kleingehaltene Möbel-

stück die bündig aneinander gereihten Regalflächen. Was diese Regale so besonders machte, war die Bogenform ihrer Fachböden, die exakt in die Krümmung der Außenmauer eingepasst waren. Heutzutage wäre die Herstellung solcher Regale als Einzelstückanfertigung wohl nur schwer durchsetzbar. Doch als im Turm noch eine der städtischen Bibliotheken untergebracht war, sah man darin die einzige Möglichkeit, den Raum günstig zu nutzen und man scheute offensichtlich den Aufwand auch nicht, diese letztlich herstellen zu lassen.

So verfügte der Buchbinder über drei Ebenen schöner Holzregale, die, um die Räumlichkeiten aufzuhellen, aus ebenmäßig gewachsenem Ahornholz gefertigt waren. Das Holz dafür, dachte sich Geist bei ihrem Anblick, konnte sogar aus der Region stammen, denn im nahen Umfeld der Stadt war der Ahorn ein sehr verbreiteter Baum. Zudem war eines der bekannten Naturdenkmäler der Umgebung ein am Fluss stromabwärts gelegener, sich weit nach Osten ausbreitender Ahornwald, in dem der eine oder andere Baum die letzten zweihundert Jahre sicherlich unbeschadet überstanden hatte und so jener forstwirtschaftlichen Nutzungsmethode entkommen konnte, die gerade en vogue war. Dieses stattliche Alter erreichten Ahornbäume in diesem Landstrich selten, vor allem wenn sie im nahen Stadtgebiet und nicht in einer der eher unberührten Berglandschaften der Umgebung angesiedelt waren.

Auf dieser Ebene waren nur wenige Regalflächen vollgestellt. In den meisten bewahrte der Buchbinder die für seine Arbeiten nötigen Werkzeuge und Utensilien auf, die er griffbereit in oben offenen Holzkisten lagerte. So lagen dort Rollen von Leinen- und Baumwollfäden und Zwirne in den unterschiedlichsten Qualitäten sowie gleich mehrere offene

Schachteln voll spezieller Messer und Scheren, die, abgesehen von den deutlich sichtbaren Gebrauchsspuren, eher an Operationswerkzeuge denn an Werkstattzubehör erinnerten. Daneben waren schwere und doch präzise gefertigte Eisenlineale, Bezugsmaterialien aus Stoff, schwere Prägestempel zum Verzieren der Einbände, viele Dosen unterschiedlicher Pulver zum Anrühren von Leimen und Farben und ordentlich beschriftete Schachteln mit verschiedenen Pinseln eingereiht. Farbtafeln und einzelne Bögen von Papier und Karton waren hochkant aufgestellt eingeordnet, Bohrer und eine Reihe an handlichen Stanz- und Prägemaschinen, die ob ihrer kleinen Ausführung in den Regalen untergebracht werden konnten, waren im unteren Bereich der Regale zur Aufbewahrung angesiedelt. Die Anzahl der hier, wie in einer breiten Geschäftsauslage, vorgeführten Dinge, ohne die ein tüchtiger Buchbinder nicht auskäme, war für einen Besucher der Werkstatt schier unüberblickbar. Die ordentliche Aufbewahrung, die mehr einer Zurschaustellung gleichkam, vermittelte jedoch den Eindruck, dass hier ein Meister am Werk war, der sehr genau über seine Bestände Bescheid wusste und diese aufgrund der hergestellten Ordnung auch sofort griffbereit hatte.

Da Geist schon im Vorfeld seines Besuches geahnt hatte, dass er diese Werkstatt nicht so schnell verlassen würde, wie er sie betreten hat, nahm er noch bevor er zur Begrüßung übergang, das abzuleimende Papier aus seiner Tasche und legte dies vor den Buchbinder, der hinter seinem mächtigen Arbeitstisch stand und ihn beobachtete. Die gesamte Arbeitsfläche, die sich einem hier bot und die von allen Seiten aus zugänglich war, nahm gut und gern zehn Quadratmeter ein und war vollgestellt mit fertigen Werken, die zur Abholung bereitla-

gen. Geist erkannte, dass sich darunter nicht nur Neubindungen befanden, sondern hier sicher auch die eine oder andere Restaurationsarbeit zu finden war. Diese Werkstatt war weit über die Grenzen der Stadt dafür bekannt, dass man sich hier auch um jene Bindungen kümmerte und diese wieder fachmännisch instand zu setzen in der Lage war, die andere aufgrund des Aufwands lieber einfach zuleimten als sie mit vielen kleinen, sorgfältig ausgeführten Arbeitsschritten zu reparieren. Auch Geist wusste in diesem Zusammenhang, dass eine kurzerhand günstig erscheinende Klebung dauerhaft nie als eine lohnenswerte anzusehen war. Dies zeigte allein der Umstand, dass damit die Rückkehr zu einer haltbaren Fadenbindung auf immer so gut wie ausgeschlossen war und auch die einmal angebrachte Klebebindung nur solange wiederholbar war, bis diese schließlich den Schriftblock zu verdecken begann. Mit einer Klebung versetzte man der verbliebenen Bindung also zugleich den eigentlichen und unumkehrbaren Todesstoß. Der aufgetragene Leim ging unwiederbringlich eine feste Verbindung mit dem Papier und den Bindefäden ein, die als solche nicht mehr umkehrbar war. Bücher, deren Klebebindung sich löste, mussten auf der Rückseite des Buchblocks beschnitten und damit ihrer Bogenstruktur beraubt werden und jeder Schnitt sorgte dafür, dass letztlich vom eigentlichen Buch immer weniger vorhanden war.

Meister Müller aber, dessen Name einen anderen Beruf vermuten ließ, erkannte oft genug, dass sich ein Reparieren durchaus lohnen würde und zerlegte daraufhin das betroffene Werk in seine Einzelteile, um an die Bindung heranzukommen. Mit Nadel und Faden wurde die Bindung, und wenn es sein musste auch Teile der Heftung, ergänzt oder ersetzt und schließlich das Werk wieder kunstvoll zusammengesetzt.

Er fand, das sei keine Hexerei und brachte jene Kunden aus der Umgebung zu ihm, die genau ein solches Handwerk zu schätzen wussten.

Buchbinder Müller warf einen kurzen Blick auf den vor ihm liegenden Stapel und schien sich zu überlegen, welche Arbeit hier wohl auf ihn zukäme. Er rieb sich mit gleichmäßig gespitzten Lippen die Nasenwurzel, sodass sich dabei die Brille hob und senkte und durch die Reflexionen des durch die Fenster gleißenden Sonnenlichts der Eindruck entstand, sie würde blinkende Lichtsignale aussenden. Als Geist erkannte, dass es sich bei diesem Blick um eine Frage handelte, bat er ihn, das Papier linksseitig abzuleimen, damit er ihn in weiterer Folge selbst in einen vorhandenen Einband einfügen konnte, bei dem die stabilen Vorsatzblätter zum Ankleben des Buchblocks noch erhalten wären. Der Buchbinder hob den Stapel mit beiden Händen hoch, ließ diesen wie einen sich öffnenden Fächer geschickt durch seine Finger gleiten, wohl um zu sehen, ob sich nicht etwas zwischen den Seiten fand, das die gewünschte Klebebindung stören würde. Dies schien nicht der Fall und der Buchbinder mit dem Ergebnis zufrieden zu sein, denn anschließend rüttelte er den Block auf einem schief liegenden Brett kurz durch und spannte ihn daraufhin in eine kleine Presse, in der er schließlich mit einem sauberen Borstenpinsel linksseitig kalten Weißleim auf die durch die vorhergehenden Arbeitsschritte plan gewordene Schnittfläche auftrug.

Wohl um den ständig gleichen Fragen im Vorfeld zu begegnen, hatte der Buchbinder auf der Vorderseite der Presse ein originell gestaltetes Täfelchen angebracht, auf dem zu lesen stand, dass das Trocknen des Weißleims in der Regel zwei Stunden dauere. Nachdem Geist erkannte, dass sich dieser kei-

ner weiteren Arbeit zuwenden würde, ließ er sich wie schon öfter auf ein nettes Gespräch mit dem Buchbinder ein, das meistens davon getragen war, welche Schätze gerade durch die Hände des Meisters gegangen waren. Diesmal jedoch kam ihm Geist zuvor und erzählte von seiner bevorstehenden Reise nach Rom.

Müller hatte nach seiner Lehrzeit einige Jahre in Rom verbracht und wusste daher immer wieder von den unglaublichen Schätzen zu erzählen, die diese Stadt in sich barg. Dass er dort bei einem Buchbinder gearbeitet hatte, der ausschließlich Restaurierungen für die *Biblioteca Apostolica Vaticana*, die Bibliothek im Vatikan, durchführte, vermittelte ihm zudem einen ganz besonderen Blick auf diese Schätze. Noch heute erinnerte sich der Buchbinder in seinen stets dramatisch inszenierten Erzählungen daran, wie er einst jene historischen Buchbindungen löste und anschließend wieder instand setzte, die noch von Fäden getragen waren, die aus der Zeit der ganz frühen Handschriften stammten und die in keinem Fall durch neue, moderne Fäden ersetzt werden durften. Denn diese hätten das beschriebene Pergament in den darauf folgenden Jahrzehnten durch das Gewicht des Buchblocks mit Sicherheit von der Mitte ausgehend aufgeschlitzt. Wenn der Buchbinder zu einer ebensolchen Erzählung ansetzte, flammte zugleich das strahlende Leuchten in seinen Augen auf und ein alle sofort einnehmendes Lächeln huschte über sein Gesicht, bei dem sich die Augen zu Schlitzeln verengten und die Wangen sich deutlich im Rhythmus seiner Erzählungen hoben.

Diesmal jedoch bekam Geist keine der Episoden aus jener Zeit vorgetragen, sondern unterhielt sich mit ihm fast ausschließlich darüber, in welcher Unterkunft man von den Hor-

den an Touristen noch einigermaßen geschützt wäre und sich nicht mit schlurfenden und schmatzenden Japanern das in Süditalien ohnehin sehr karge Frühstück teilen musste.

Das Schrillen der mechanischen Eieruhr verkündete, dass der Leim, der am Papier aufgetragen worden war, in der Zwischenzeit fest genug sein musste, um vorsichtig nach Hause gebracht werden zu können. Somit musste Geist auch nicht weiter zuwarten und konnte aus der Werkstatt früher aufbrechen als er zunächst angenommen hatte. Über Nacht konnte der Leim ja auch in Geists Wohnung ordentlich durchhärten und die dabei notwendige Festigkeit erreichen.

Deshalb packte Geist den Buchblock zusätzlich in jene stabile Faltmappe, die ihm der Buchbinder zur Vorsicht mitgegeben hatte und machte sich damit zügig auf den Heimweg.

Einen Gutteil des darauf folgenden Tages, an dem er seine Abreise antreten sollte, verbrachte er mit einem langen, ausgiebigen Spaziergang. Nachdem er sich zeitig am Vormittag eine kleine Gemüse-Quiche zubereitet hatte, blieb nach dem frühen Mittagessen noch ausreichend Zeit dafür. Der Weg führte ihn diesmal am gegenüberliegenden Flussufer nach Westen. Dort begann im Anschluss an die Promenade, die von der »neuen Brücke« aus in Richtung Osten führte, ein überwiegend mit hohen Fichten dicht bewaldeter Park, an dessen Hinterseite jener Bergrücken anstieg, auf dem die Pfarrkirche, die zugleich dem Stadtheiligen geweiht war, über der Stadt thronte und mit ihren mächtigen Mauern den Besuchern schon von weitem Ehrfurcht gebietend entgegenblickte. Wählte man an dieser Stelle jedoch jenen Weg, der dem Fluss weiter stromaufwärts folgte, so führte dieser alsbald aus der Stadt hinaus und im Nu fand man sich in der ländlichen Umgebung wieder, die sich hier unmittelbar an jene angren-

zend, noch gehalten hatte. Diesem Weg konnte man als Fußgänger weit abseits des lärmenden Verkehrs stundenlang folgen. Er führte mal direkt neben, dann wieder völlig abseits kleinerer Straßen stets in Richtung Westen, bis er, einem sich dort auftuendem Tal folgend, seine Richtung änderte und nach Norden auswich.

Das Packen hatte er schon vormittags erledigt, während das Essen im Rohr langsam fertig garte. Weitere Tätigkeiten, die er sich für diesen Tag vorgenommen hatte, wollte er später im Zug erledigen. Dort hätte er auf der langen Fahrt ohnehin ausreichend Zeit für so manches. Und wirklich Wichtiges stand an diesem Tag im Grunde nicht mehr an.

Nachdem er Max tagsüber nicht mehr ausfindig machen konnte, um sich gebühlich von ihm zu verabschieden, hinterlegte er vorsorglich auf einer der äußeren Fensterbänke des Wohnzimmers ein paar Leckereien. Diese würden ihm einerseits sicherlich behagen und ihn andererseits zumindest für den Augenblick wohl auch ein wenig sanftmütig stimmen. Schließlich war Geist fortgefahren, ohne Abschied zu nehmen. Einen solchen Umstand konnte der Rabe einem durchaus verübeln und sich entsprechend trotzig und spätestens dann sogar ziemlich zornig zeigen, wenn er erkannt hatte, dass Geist wieder zuhause war.

GEIST ERREICHTE den Bahnsteig seines Zuges frühzeitig, trotz der Umstände, die er sich letztlich noch machte. Eigentlich wollte er sich ein Taxi nehmen, um sich mit dem Gepäck nicht weiter plagen zu müssen. Bereits als er am Weg zum nahen Taxistand war, fiel ihm auf, dass sein Gepäck deutlich leichter war, als er zuvor angenommen hatte und er somit im Grunde keine großen Gewichte mit sich schleppte, sodass er den Bahnhof auch zu Fuß noch pünktlich erreichen konnte. Da er nicht zu jenen zählte, die erst im allerletzten Augenblick aufbrachen, hatte er zudem noch ausreichend Zeit für einen Fußmarsch. Und sollte sich herausstellen, dass ihm die Zeit doch zu knapp oder das Gepäck zu schwer sein würde, könnte er unterwegs immer noch in eine der Buslinien steigen, die zum Hauptbahnhof führen und deren Routen von seinem Weg nicht weit ab lagen.

Der Fußmarsch zum Bahnhof gestaltete sich völlig unproblematisch. Geist freute sich sogar, so kurz vor dem Einsteigen noch einmal Bewegung in frischer Luft genießen zu können. Die Fahrt nach Rom sollte ja bis in den frühen Morgen und die anschließende Weiterfahrt nach Cosenza abermalig fast sechs ermüdende Stunden dauern.

Beim Einstieg fand er den Schlafwagen noch ziemlich leer vor. Nur vereinzelt konnte er Mitreisende ausmachen, die

in ihren Abteilen bereits damit beschäftigt waren, sich für die kommenden Stunden gemütlich einzurichten. Der an der Waggontür wartende Schaffner nahm seine Fahrkarte entgegen, kontrollierte das Reiseziel sowie die angegebene Wagennummer und führte ihn daraufhin in sein Abteil. Dieses sollte er die ganze Fahrt über mit niemandem teilen müssen. Als er die Buchung vorgenommen hatte, konnte er sich noch für ein Einzelabteil entscheiden und fand die Wahl eines solchen für diese Reise als passend. So musste er nicht auf die Schlaf- oder Liegegewohnheiten anderer Rücksicht nehmen, konnte das Abteil selbständig versperren und beim Verlassen seine Wertsachen und Unterlagen praktischer Weise einfach zurücklassen.

Der Höhepunkt einer Eisenbahnreise auf dem Weg in den Süden war für ihn immer die Durchquerung der Alpen. Er liebte die Fahrt, die sich manchmal recht kurvenreich zeigte und sich vor allem dann eng an die zum Greifen nahen Bergrücken schmiegte, wenn das jeweilige Tal nur Platz für einen Fluss, vielleicht eine kleine Landstraße und eben die Schienenanlagen für den Zug bot. Wenn der Platz auch dafür nicht reichte oder im Winter Lawinen die Gleise zu verschütten drohten, wurde der Zug durch umfangreiche Galerien geführt, deren offene Seite bei schönem Wetter immer ein sehr kontrastreiches Bild von der Landschaft zeichnete, das vom Dunkel des Halbtunnels und vom gleißenden Licht, das die Sonne in das Gebirge warf, getragen war.

Zugfahren war für Geist stets wie ein großartiges Kinoerlebnis, dessen Bilder äußerst präsent in den Kinosaal eindringen und im gelungenen Fall seine Zuseher in die wiedergegebenen Geschichten aufnehmen und damit quasi hineinsaugen konnten. Autofahren hingegen blieb für ihn weit hinter

diesem Erlebnis zurück und wirkte für ihn, im medialen Vergleich, eher wie Fernsehen mit einem altmodischen Röhrengerät, dessen Bilder nur undeutlich und ihrer räumlichen Tiefe beraubt wiedergegeben wurden.

An diesem Tag konnte er sich jedoch weder von der Alpenquerung noch vom anschließenden plötzlichen Eintauchen in die weiten Ebenen des oberen Italien besondere Eindrücke verhoffen, denn wenn er die Fahrt diesmal genießen könnte, würde es zum Eintritt dieser Ereignisse dunkle Nacht sein und er im besten Fall schon einige Zeit lang tief und fest schlafen. Das kurvig nach beiden Seiten Schwingende und leicht Rüttelnde der Fahrt im Eisenbahnwaggon sollte ihn diesmal somit vielmehr sanft einlullen als aufmerksam die zügig heran nahenden Gegenden betrachten lassen.

Im Hintergrund konnte er ein Gewirr von Geräuschen vernehmen, die die dünnen Trennwände der Abteile wie ein Leichtes durchdrangen und die aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem nebenliegenden Abteil kamen. Diese deuteten darauf hin, dass sich dort ein Mann und eine Frau, deren Stimm-lagen ein ähnliches Alter erahnen ließen, vielleicht also ein älteres Ehepaar waren, gerade für die Fahrt einzurichten begannen. Sie diskutierten dabei lautstark darüber, wohin die Reiseutensilien denn am besten gestellt beziehungsweise an welchem Platz diese denn am besten untergebracht wurden.

Ein ganz spezifisches Geräusch jedoch, das alle weiteren deutlich übertönte, kam aus seinem Bauch, dessen Knurren ihn eindeutig und ohne den geringsten Zweifel darauf aufmerksam machte, dass er nach Nahrung verlangte. Die viele Bewegung, die Geist im Laufe des Tages genossen hatte, hatte ihn zunehmend hungrig werden lassen, wenngleich dieser aufkommende Hunger sich bislang nicht deutlich zeigte. Da-

zu kam noch der Umstand, dass Geist das Reisen immer mit Essen verband und es ihn deshalb auch nicht wundern durfte, wenn sich plötzlich sein Hunger meldete. Sei es im Flugzeug oder im Zug. Kaum, dass für ihn eine Reise losgegangen war, musste er etwas essen. Wenn die Reise länger dauern sollte, konnte er zumeist auch viel Zeit mit essen verbringen und dieses in vollen Zügen genießen. Wenn es um das Essen auf Reisen ging, dachte er immer ganz unweigerlich an jenen unvergesslichen Flug nach Detroit, bei dem er aus Platzgründen nicht zurückbleiben und den nächsten Flug abzuwarten hatte, sondern glücklicherweise in die erste Klasse umgebucht wurde, ohne einen Aufpreis zahlen zu müssen und damit in den Genuss der luxuriösen Bewirtung der Fluggäste kam, die dafür zu zahlen bereit waren. Als er, im Flugzeug angekommen, von der Stewardess die Speisekarte gereicht bekam, dachte er daran, sich etwas vom Feineren auszuwählen. Doch als der erste Gang serviert wurde, teilte ihm die äußerst freundliche Dame mit, dass er sich nichts aussuchen musste, denn die in der Karte vermerkten Speisen stellten ein Menü dar, dessen Speisefolge er zwar beeinflussen konnte, sich aber nicht einschränken musste. So genoss er den achtstündigen Flug mit einem Menü aus neun Gängen und wählte zu jedem den passenden Wein. Sei es ein schwerer Rotwein zum würzigen Steak oder ein leichterer Weißer zum gekonnt angerichteten Sushi, ein klassischer französischer oder ein moderner aus dem *Napa Valley*. Schließlich war ihm auf der Reise über den Atlantik genug Zeit geblieben, um sich nach dem Essen im bequemen Schlafessel mit einem ausgiebigen Nickerchen, waagrecht liegend und wie von Geisterhand fürsorglich zugedeckt, ordentlich auszuruhen.

Diesmal würde die gebotene Kulinarik auf der Zugfahrt in den Süden wohl nicht soweit reichen. Der elektronischen Anzeige folgend, fand er im nächsten Waggon auch gleich den Speisewagen. Kaum hatte er an einem der vielen noch leerstehenden Tische Platz genommen, setzte sich der Zug mit einem leichten Ruck auch schon in Bewegung. Wann und mit welcher Intensität sich ein Speisewagen im Lauf seiner Fahrt füllte und wieder leerte war, im Gegensatz zu einem Restaurant, das fest auf der Erde stand und sich nicht ständig fortbewegte, von anderen Gesetzmäßigkeiten abhängig. Diese waren zwar durchaus von der Uhrzeit bestimmt, im Wesentlichen waren sie jedoch an den Rhythmus der Reisenden und natürlich an den Fahrplan gekoppelt, der bestimmte, wann wer wo aus- beziehungsweise einstieg. So war es letztlich auch der Fahrplan, der vorsah, dass der Zug in circa zwei Stunden in einer der größeren Städte, die am Weg lagen, halten sollte und es sich ergeben könnte, dass sich ab diesem Zeitpunkt der Zug und damit auch der Speisewagen restlos füllen würde. Da er offensichtlich zu den wenigen gehörte, die den Speisewagen noch vor dem Abfahren des Zuges betreten hatten, konnte sich das Geschehen einige Augenblicke später, wenn sich alle Reisenden auf ihren Plätzen schließlich eingerichtet hatten, durchaus noch sichtbar verändern.

Den Schlafwagenschaffner, zu dessen Aufgaben vor allem die Betreuung der Reisenden gehörte, hatte er vor dem Verlassen seines Abteils gebeten, in der Zeit seiner Abwesenheit das Bett im oberen Bereich zu richten. So konnte er das unten stehende weiterhin als großzügige Ablagefläche und Sitzgelegenheit verwenden und hätte dort seine Liegestatt für den Fall bereitet, dass er diese spontan als eine solche nutzen wollte.

Im Lauf des Abends füllte sich der Wagen tatsächlich noch mit vielen Restaurantbesuchern. Damit ergab sich ein lebendigeres Bild als die Stille vermuten ließ, die dort im Moment noch herrschte.

Als er an einem der vorderen Tische Platz genommen hatte, tat er es den anderen Gästen gleich, nahm die Speisekarte zur Hand, die in einem auffallend großen Format gedruckt war, schlug diese mit der ersten Seite auf und vertiefte sich darin. Gleichzeitig blickte er von Zeit zu Zeit nach draußen und genoss die Landschaft, die mehr und mehr in das aufkommende Abendlicht getaucht wurde. Das Zentrum der Stadt hatten sie schon lange verlassen, die umliegenden Gemeinden längst durchquert. Der Zug brauste bereits über die der Stadt im Süden vorgelagerten Ebenen hinweg, als sich in der Ferne dunkel die ersten Bergrücken abzuzeichnen begannen und er ein wenig später die dahinterliegenden Gipfel der Alpenkette majestätisch aufragen sah, die in Urzeiten, vom französischen Zentralmassiv ausgehend, in parallelen Strängen entstanden waren. Ihre mitunter bizarren Formen erhielten sie gerade an den Ausläufern, als diese zuerst aus geologisch wesentlich tieferen Schichten aufgeworfen und später, im Stadium ihres Erkaltens, in Schichten zusammengeschoben wurden. Dieses Gebirge stellte sich dem Zug in den Weg und musste von ihm überwunden werden, zumal an diesem markanten Übergang, der die eine großflächige Ebene von einer weiteren trennte, bislang kein Tunnel unter den Felsen hindurch gegraben worden war, was anderenorts unter ähnlichen Bedingungen längst geschehen war. Hätte ein solcher bestanden, würde die Reise in diesem Abschnitt mehr der eintönigen Fahrt einer Untergrundbahn entsprochen haben, als einem wenngleich mühsamen so doch auch sehr lohnenden

und wahrhaftig abenteuerlichen Fortkommen inmitten eines sich ständig verändernden Panoramas.

Als der Kellner an seinen Tisch trat, um seine Bestellung aufzunehmen, wählte Geist einen gemischten Italienischen Vorspeisenteller, den er immer dann bestellte, wenn er selbst unentschlossen war oder das Angebot nicht seinen augenblicklichen Wünschen entsprach. Eine kleine Pasta würde dann den Gaumen auf Weiteres vorbereiten und da auf der Karte vermerkt war, dass diese auch als Zwischenmahlzeit angeboten wurde und in ihrem Umfang entsprechend verhalten ausgeführt war, entschied er sich für eine solche ohne lang darüber nachdenken zu müssen. Daran wollte er, in Vorfreude auf den auf der Rückreise geplanten Besuch von Rom, also passend zum Ort, ein *Saltimbocca alla romana* anschließen. Die Wahl des Desserts oder die Entscheidung über weitere Gänge, die nachfolgend noch möglich waren, sollte zu diesem Zeitpunkt allerdings offen bleiben. Die Karte verzeichnete dazu ohnehin eine reichliche Auswahl. Die Weinwahl überließ er diesmal dem Kellner, der schon beim Aufnehmen der Bestellung den einen oder anderen Vorschlag andeutete. Als Geist ihn bat, die Entscheidung selbst zu treffen, hob er kurz die Augenbrauen, was Geist als Zustimmung interpretierte, und freute sich sichtlich über das ihm entgegengebrachte Vertrauen. Rot und italienisch sollte der Wein sein. Mehr Vorgaben wollte Geist ihm nicht unterbreiten und die Entscheidung, die Bestellung auf diesem Weg zu erledigen, sollte sich als ein wahrer Glücksgriff herausstellen. Der Kellner zauberte aus einem ihm nicht einsichtigen Bereich des Zugrestaurants eine Flasche Barolo hervor, die definitiv nicht Teil der offiziellen Speisekarte war. Das Etikett wirkte bereits ein wenig abgegriffen, der für den Wein typische Schriftzug war

jedoch neben den Angaben zu seiner Herkunft eindeutig zu erkennen. Und wie sich nach dem Öffnen zeigte, entsprach der Geschmack dem zu erwartenden, wenn dieser ab dem Alter von acht Jahren langsam begann, seine vielfältigen Geschmacksnoten zu entwickeln und die vordergründige Wahrnehmung der intensiven Tannine abzumildern. Ein jüngerer Jahrgang konnte diesbezüglich niemals mithalten. Mit dieser Menüzusammenstellung, dachte er bei sich, lässt sich eine so weite Reise in den Süden leicht in ein letztlich sehr angenehmes Unterfangen verwandeln. Gegenteilige Befürchtungen musste er sich zumindest diesbezüglich keine machen.

Spätestens nach dem dritten Gang, ein jeder hatte sich als ein gelungener dargestellt, hätte Geist eine zweite Flasche von ebendiesem Barolo gut gebrauchen können. Da jedoch eine gleiche nicht mehr vorhanden war und die sich bietenden Alternativen auch nicht wirklich passten, beschloss er, das Abendessen mit einer einfachen Süßspeise zu beenden und zu Bett zu gehen. Sein Vorhaben, sich noch ein wenig mit der Arbeit für Frau Kramer zu beschäftigen, verschob er lieber auf ein andermal.

Nach einer kurzen aber sehr erfrischenden Dusche im engen Bad des Schlafwagenabteils und seiner üblichen Abendtoilette verfiel er augenblicklich in tiefen Schlaf, aus dem er erst durch die Weckrufe des Schaffners gerissen wurde, der ihm die Ankunft in Rom in einer Stunde verkündete. Es war also noch Zeit für ein Frühstück, das ihm in das Abteil serviert wurde. Ganz gegen seine Gewohnheiten wählte er zum üblichen »Kontinentalfrühstück«, das aus frischen Semmeln, Wurst, Käse, Butter und Marmelade bestand, einen schwarzen Kaffee. Der alles durchdringende Kaffeeduft hatte ihn dazu verleitet, auf seinen üblichen Schwarztee zu verzichten und

dafür lieber einen Kaffee zu wählen, der sich schließlich als ein passabler doppelter Espresso herausstellte, der in einem einfachen Pappbecher mit Henkel serviert wurde.

Zehn Minuten bevor der Zug in Rom einfuhr, hatte Geist bereits seine Sachen fertig gepackt und war bereit zum Aussteigen.

Das anschließende Umsteigen am Bahnhof in Rom gestaltete sich einfacher, als dies der Fahrplan angekündigt hatte. Aus Gründen, die wohl über die Lautsprecher im Zug durchgegeben wurden, die er jedoch ob der schlechten Qualität der Tonanlage akustisch nicht verstanden hatte, fuhr der Zug nach Cosenza genau am gegenüberliegenden Gleis des selben Bahnsteiges ein. So wechselte er, kaum dass er seinen Waggon verlassen hatte, vergnügt mit seinem Gepäck von einem Zug in den anderen und fand alsbald den für ihn reservierten Sitzplatz im vorderen Zugteil.

Dass der Zug, mit dem er gerade ankam, voll besetzt war, fiel ihm erst jetzt beim Verlassen auf. Am kurzen Weg, auf dem er den Bahnsteig querte, musste er sich zu seiner Überraschung durch die plötzlich aufkommende Menschenmenge, die mit ihm im Zug gewesen war, förmlich drängeln. In den letzten Haltestellen waren wohl viele Fahrgäste zugestiegen, die sich am morgendlichen Weg zur Arbeit befanden. Der Bereich mit den Schlafwagen musste von den vielen Zustiegenden abgetrennt gewesen sein, sodass er deren Geräusche und den Lärm, der durch das Einsteigen und Aufsuchen eines freien Sitzplatzes unweigerlich entsteht, nicht wahrnehmen konnte.

Der bereits wartende Zug nach Cosenza war im Gegensatz dazu nicht voll besetzt. In der Früh fuhren eben mehr Menschen in die Großstadt hinein als aus ihr hinaus. Am Abend

wäre es dann gerade umgekehrt. Der Zeitrhythmus, in dem sich seine Reise befand, war in dieser Hinsicht somit durchaus ein günstiger, der ihn von den üblicherweise übervollen Zügen verschonte, die er von seinen Reisen nach Italien eigentlich gewohnt war.

In seinem Abteil befanden sich sechs Sitze. Lieber hätte er in einem Großraumwaggon Platz genommen, doch stand bei der Reservierung keiner zur Auswahl. Die beiden gegenüberliegenden Plätze an der Fensterseite des Abteils waren bereits von Männern besetzt, die in eine lebhafte Diskussion verwickelt schienen, in der sie sich offensichtlich über ihre jeweiligen familiären Umstände austauschten, die sich zu ähneln schienen. Zumindest konnte Geist dies der Zustimmung entnehmen, der sich die beiden Gesprächspartner ständig versicherten und dabei lebhaft nickten. Ihr Gepäck hatten sie bereits ordentlich verstaut und die Größe ihrer Koffer ließ erahnen, dass sie sich wohl auf einer Reise zu einem weiter entfernten Ziel befanden als auf einer Dienstreise, die auch mit kleinem Gepäck zu bewältigen wäre. Geist öffnete die gläserne Abteiltür, durch die hindurch er das bisherige Geschehen beobachtet und auch mitangehört hatte, grüßte freundlich und schenkte seinen Mitreisenden ein breites Lächeln, mit dem er schließlich auf den einen Sitzplatz an der Tür zeigte und so auch ohne Worte zu verstehen gab, dass die dort vermerkte Platzreservierung ihm galt. Die beiden Männer verstummten kurz in ihrem Gespräch, grüßten ebenso freundlich zurück und setzten anschließend ihre Diskussion, die mehr einem Schlagabtausch mit offenem Ende zu gleichen schien, eifrig fort.

Geist war es augenblicklich ein wenig unbehaglich, sich das Abteil mit den beiden einerseits zwar sehr freundlichen

aber andererseits doch auch sehr lauten Mitreisenden über die gesamte Fahrtdauer hinweg teilen zu müssen. Aufgrund offenkundig mangelnder Erfahrung in den Themen, die von den beiden besprochen wurden, konnte er sich zudem kaum vorstellen, sich am Gespräch der beiden in irgendeiner Form beteiligen zu können. Er hatte weder Schwiegereltern, die sich in die Erziehung der Kinder einzumischen versuchten, noch hatte er einen Großonkel oder eine andere Person in seiner Familie, die immer schon wusste, dass er bereits als Kind zu einem Versager gestempelt war und deshalb sein Leben lang stigmatisiert von einem Therapeuten zum nächsten wechseln musste, um seinen Alltag zumindest ein wenig ertragen zu können. Alles deutete schließlich darauf hin, dass er sich besser nach einer anderen Sitzgelegenheit umsehen sollte, wenn sich die Fahrt für ihn als eine halbwegs entspannende darstellen sollte.

Daher erhob er sich, blickte die Männer kurz an, um für einen Moment ihre Aufmerksamkeit zu erhalten und bat sie schließlich, sein Gepäck im Auge zu behalten. Nach dem Verlassen des Abteil entschloss er sich, im Zug weiter nach vorne zu gehen, um vielleicht einen etwas ruhigeren Platz zu finden, der sich zudem in sicherer Distanz zur geladen knisternden Spannung der beiden Mitreisenden befand. Zu seiner Überraschung war schon der übernächste Waggon kein Abteilwagen sondern einer, der mit halboffenen Sitzgelegenheiten ausgestattet war. Zudem befanden sich hier nur wenige Reisende. Die meisten von ihnen lasen eine Tageszeitung oder ein Buch oder genossen friedlich ein spätes Frühstück, dass selbst mitgebracht zu sein schien. Er fand rasch einen passenden Platz, an dem er sogar einen kleinen Klapp Tisch zur Verfügung hatte,

und so beschloss er ohne lang zu überlegen, seinen Sitzplatz hierher zu verlegen.

Die beiden Männer im Abteil, das er bei seinem Platzwechsel zurückgelassen hatte, sahen nur kurz von ihrem Gespräch auf und verabschiedeten sich höflich. Vielleicht waren sie in ihr Gespräch so vertieft, dass sie annahmen, er wäre bereits an seinem Ziel angekommen und wollte den Zug verlassen. Schließlich nahm er sämtliches Gepäck aus dem Abteil mit und hängte sich seine Jacke so um, als würde er aufbrechen, sodass man dies annehmen hätte können.

Als er die Abteiltür hinter sich schloss, war er froh, damit auch einen auf ihn sehr unbehaglich wirkenden Abschnitt seiner Reise abgeschlossen zu haben, indem er der plötzlich emotional so hoch geladenen und damit sehr unangenehmen Situation gerade noch einmal entkommen war. Aber vielleicht täuschte er sich, in dem er allein das oft herbeizitierte, unterschiedlich ausgeprägte Temperament der Südtaliener falsch interpretierte.

Die angenehm ruhige und entspannte Situation an seinem neuen Platz ließ ihn wieder ein wenig neugierig auf die mitgebrachte Literatur werden, die er für die kramersche Arbeit verwenden wollte. Er holte die vier Bände, die neben der Reisebeschreibmaschine das Hauptgewicht seines Gepäcks ausmachten, aus seinem Rucksack hervor und stapelte sie am Sitzplatz neben sich auf. So rasch würde sich der Zug kaum füllen, dachte er. Also war auch nicht zu erwarten, dass er diese bald wieder in seine Taschen zurückräumen musste, um neu zugestiegenen Fahrgästen den sich bietenden Sitzplatz nicht zu verstellen.

Die vorbeiziehende Landschaft war in trübes und sehr unklares Licht gezeichnet. Die Wolkendecke, die ein Durchkom-

men der Sonne unmöglich zu machen schien, führte zu einem Stimmungseindruck, der alles in ein eigentümliches Zwielflicht tauchte. Solch eine Wirkung kannte Geist ansonsten nur von der Morgen- und der Abenddämmerung oder von den wenigen Stunden bevor im Winter der Himmel seine Schleusen öffnete und dichten Schnee zur Erde schickte. So war es letztlich wenig reizvoll, die vorbeiziehenden Gegenden zu betrachten und voller Neugier auf das zu warten, was die Fahrt einem zu bieten hatte. Lieber nutzte er daher die Zeit, um jenes Arbeitspensum nachzuholen, das er am Vorabend ob des aufgiebigen Abendmahls verschoben hatte.

Bei der Durchsicht der Unterlagen zeigte sich ihm bereits ein deutliches Bild, welche Ansätze er weiter verfolgen und welche er wohl besser bleiben lassen sollte. Seine bisherigen Recherchen sowie jene erste Auswertung, die er zwischenzeitlich angestellt hatte, zeigten ein ganz ähnliches Bild. Eine deutliche Grenze in all dem vorhandenen Material, das er zusammengetragen hatte, zeichnete sich schon allein durch den Umstand ab, dass manche Ansätze klar und verständlich ausformuliert, andere hingegen sehr vage und im Grunde auch nicht durchgehend plausibel definiert und beschrieben waren. Erstere kämen für ihn vor allem auch dann in Frage, wenn sich diese in den Handbüchern, die er gewählt hatte, an prominenter Stelle wiederfänden. Mit diesen Themen wären sowohl er als auch Fräulein Kramer gut gegen jedwede Kritik abgesichert.

So kam er rasch zu einer in sich stimmigen Reduktion an Aspekten, mit denen er sich im Weiteren zu beschäftigen hatte. Auch hatte er den Eindruck, in der kramerschen Angelegenheit schon ein gutes Stück Arbeit hinter sich zu haben. Geists Erfahrung war, dass die größte Hürde zumeist dar-

in lag zu erkennen, welche Fragestellung man konkret verfolgen wollte und wie man diese beantworten konnte. Am Finden der Antworten sollte es bei dieser Arbeit nicht scheitern. Schließlich konnte er auf das Zahlenmaterial zurückgreifen, das ihm zur Verfügung stand. Zahlen waren immer die perfekte Antwort auf Fragen, auch auf solche ganz unterschiedlichster Natur. Schließlich bedeuteten Zahlen per se nichts. Sie erhielten ihre Bedeutung immer erst durch die jeweilige Interpretation. Am weiteren Ausformulieren würde er wohl auch nicht scheitern, denn die Diktion, mit der wirtschaftswissenschaftliche Arbeiten gerne verfasst waren, gehörte nun wirklich nicht zu jenen, die sprachliche Meisterleistungen verlangten. Die Terminologie zeichnete sich durch wenige Fachbegriffe aus, die es jedoch tunlichst zu verwenden galt, um den Eindruck eines verständigen Schreibers zu vermitteln. Eine solide Rechtschreibung würde nebst der sparsamen aber sicheren Verwendung weniger stilistischer Eigenheiten reichen, um in der Regel von durchschnittlichen Begutachtern angenommen zu werden.

Mit dem Gefühl deutlicher Zufriedenheit packte er die Unterlagen wieder ordentlich zusammengestellt in seinen Rucksack und lauschte den Geräuschen, ob diesen nicht das Nahen dessen zu entnehmen war, was heutzutage als ein »mobiles Bordservice« bezeichnet wurde. Weniger die Wahrnehmung seiner Ohren als vielmehr das eben aufkommende Grummeln in seinem Magen ließen ihn aufmerksam werden.

Und tatsächlich. Nach gar nicht allzu langer Zeit des Wartens kam ein älterer Herr die Gänge entlang, der eine rollenden Minibar vor sich herschob und den Reisenden kleine Speisen und Getränke servierte. Geist wählte für sich aus dem nicht mehr allzu üppigen Angebot ein immerhin sehr reich-

lich belegtes Baguette und einen schwarzen Tee, ohne Milch und ohne Zucker, wie er vorsichtshalber hinzufügte. Dessen Wärme begann sich sogleich in seinem Körper auszubreiten und hielt seine Lebensgeister auf der weiteren Fahrt munter.

DER ZUG FUHR IN DEN frühen Nachmittagsstunden im Bahnhof von Cosenza ein. Im Kreisverkehr vor dem Bahnhof warteten zwei Busse unterschiedlicher Linien in ihren Haltestellen, von denen Geist wusste, dass er beide wählen konnte, um zu seinem Hotel zu gelangen. Noch zuhause hatte er sich in den Fahrplänen, die öffentlich zugänglich waren, kundig gemacht, wie er am besten die Distanz zwischen dem Bahnhof und dem Hotel bewältigen sollte. Für einen Fußweg stellte die Strecke durchaus eine Herausforderung dar. Einerseits musste er damit rechnen, dass er zu Fuß im besten Fall eineinhalb Stunden unterwegs war, andererseits musste er dabei in Kauf nehmen, dass er häufig Routen entlang stark befahrener Straßen einzuschlagen hatte. Die Stadt war wohl nicht für den Fußgängerverkehr gebaut und zusammenhängende verkehrsberuhigte Zonen, in denen sich auch der nichtmotorisierte Verkehr flüssig fortbewegen konnte, wohl nicht nachträglich geplant worden. Die Wahl der für ihn günstigen Buslinien war zudem keine einfache. An welchen Haltestellen er schließlich die Linien zu wechseln hatte, ergab sich ihm auch nicht auf den zweiten Blick, da es keinen zentralen Umsteigeplatz gab und die Linien dicht miteinander verwoben schienen. Daher hatte er bereits zuhause den Entschluss gefasst, in eines der verfügbaren Taxis am Bahnhofsvorplatz

zu steigen und sich bequem ins Hotel chauffieren zu lassen. Mit dem Taxi sollte sich die Strecke in etwas mehr als zehn Minuten bewältigen lassen. Soviel verriet ihm die öffentlich zugänglichen Routenplaner, die sich in dieser Hinsicht einig waren und auf die in der Zwischenzeit längst Verlass war.

Cosenza empfing ihn wie eine der vielen modernen italienischen Städte, deren Charakter hauptsächlich vom wenig ansprechenden Charme der Nachkriegszeit geprägt war und der sich ihm im Wesentlichen vom motorisierten Individualverkehr und von der umliegenden Industrie geprägt zeigte. Der Ort selbst war, bedingt durch seine geografische Lage, entlang einer gedachten Nord-Süd-Achse in die Länge gezogen und in der Breite eher wenig ausgebildet. Sämtliche Verkehrsadern durchschnitten die Stadt vom Norden nach Süden in regelmäßig anmutenden, engen Abständen, das auf den Straßenkarten ein ganz eigentümliches Bild zeichnete. Allein das eher klein gebliebene Zentrum im Innersten, das in den letzten Jahrzehnten scheinbar mit den umliegenden Bezirken der Stadt nicht mitgewachsen war, blieb von den Autobahnen und Schnellstraßen verschont, wenngleich so manche einfache Hauptstraße, über die das Taxi seine Fahrt in Richtung Norden aufnahm, einer Schnellstraße nicht unähnlich war und der Verkehr mit seinem Schmutz und Lärm alles bis in die hintersten Poren zu verstopfen und bei ungünstiger Wetterlage mit einer dicken Staubschicht zuzudecken schien.

Der Taxifahrer wechselte auf seinem Weg rasch vom Südosten in den Nordwesten der Stadt. Geist hatte sich noch zuhause eine Übersichtskarte von Cosenza ausgedruckt, auf der die wichtigsten Verkehrswege sowie die Position des Bahnhofs, der Universität, des Ortszentrums und einiger anderer

Standorte eingezeichnet waren, die für ihn von Interesse sein konnten, wenn er sich selbständig durch die Stadt bewegen und dabei die Orientierung nicht gänzlich verlieren wollte. Auf dieser Karte verfolgte er während der Fahrt die Route, die das Auto am Weg zum Hotel nahm. Der Fahrer kreuzte gerade die Autobahn A3, die von Neapel nach Reggio di Calabria führte, als Geist auf der linken Seite den beginnenden Grüngürtel der umliegenden Ortschaften wahrnahm. Leicht unterhalb der hier sanft ansteigenden Hügel, jedoch in unmittelbarer Nähe der Autobahn führte die Straße schließlich auf eine kleine Erhebung. Auf diesem schütter bewaldeten Hügel im Norden der Stadt war der Campus der Universität angelegt. Sein Hotel befand sich diesem direkt gegenüber.

Der Fahrer ließ ihn vor dem Hotel aussteigen und half ihm mit dem Reisegepäck. Dieses hatte er erst gar nicht im Kofferraum verstaut, sondern am freien Platz in der hinteren Sitzreihe des Taxis abgelegt. Schließlich reiste Geist ja mit kleinem Gepäck. Beim Anfahren im Taxi war ihm aufgefallen, dass der Fahrer die hinteren Türen mittels eines nachträglich am Armaturenbrett angebrachten Schalters elektrisch verriegelte. Damit wollte er wohl verhindern, dass die von außen sichtbaren Taschen beim Anhalten eine allzu leichte Verführung für potentielle Diebe darstellten. Anders konnte sich Geist das Absperren der Fahrgasttüren im Heck des Wagens nicht erklären. Während der Fahrt hatte der Taxilenker zwar das eine oder andere Mal einen verstohlenen Blick auf die Übersichtskarte geworfen, die Geist in Händen hielt. Darauf angesprochen hatte er ihn aber nicht. Der Fahrer zeigte sich, entgegen seiner Vermutung, nicht besonders gesprächig und lenkte dafür ruhig und besonnen und trotzdem zügig den Wagen durch den dichten Verkehr. Dies war ihm im Grunde ohne-

hin recht, denn nur allzu oft hatte er schon Taxifahrern erzählen müssen, woher er kam und warum er denn seine Reise gerade hierher angetreten hätte. Zudem bekam er dann oft die eine oder andere Episode oder gar umfassende Familiengeschichte erzählt, die mit seinem Heimatland in Verbindung zu bringen waren und gerade an diesen Nebensächlichkeiten hatte er nach der langen Zugfahrt im Moment eigentlich wenig Interesse.

Sein Hotel glich dem Aussehen der meisten Häuser der Umgebung. Die Ähnlichkeit ging so weit, dass Geist das Gebäude als eines des Campus gehalten hätte, wären nicht die unmissverständlichen Aufschriften deutlich zu sehen gewesen, die typischerweise an Hotels angebracht sind und die das Gegenteil behaupteten. Gegenüber der Straße waren die ersten Gebäude am äußeren Campus der Universität zu sehen, die im Stil der 1970er-Jahre schlicht gehalten waren und in der Zwischenzeit ein wenig heruntergekommen wirkten. Die Fassaden zeigten keine strukturgebenden oder gar schmückende Elemente. Die Farben der Außenwände, der Fenster und Türen wirkten vielmehr grau in grau. Die flachen Dächer waren mit grauem Blech eingedeckt. Nur einige wenige Neubauten, die man von dieser Straßenseite ausmachen konnte, blitzten weiß durch die buschigen Sträucher, die in den Grünanlagen an manchen Stellen eher schütter, an anderen jedoch wieder dicht eingepflanzt waren.

Die Sonne durchbrach die dicke Wolkendecke und zauberte augenblicklich ein kontrastreiches Licht in die Landschaft. Geist bemerkte erst jetzt, dass er schon die ganze Fahrt über unter dem trüben Eindruck eines restlos dunstverhangenen Himmels gelitten hatte, mit dem er spätestens eine Zugstunde südlich von Rom empfangen wurde. Seine eher trübe Stim-

mung verfiel und er dachte mit Spannung daran, was ihn in den kommenden Stunden erwarten würde. Schließlich musste er die Zeit auch nützen und möglichst bald die Umstände auskundschaften, die ihn in der hiesigen Bibliothek erwarteten.

Er betrat das Hotel nachdem er seine Taxirechnung beglichen und sich vom Fahrer verabschiedet hatte. Dieser ließ ihm Zeit und drängte ihn in keiner Weise. Er hatte wohl bemerkt, dass Geist beim Aussteigen inne hielt und die neue Umgebung ausgiebig betrachtete.

An der Rezeption konnte die dort diensthabende Dame seine Reservierung erst finden, als er seine Bestätigung vorlegte. Diese war wohl irrtümlich in die Ablage zu den Reservierungen gerutscht, die für die Teilnehmer an einem gerade stattfindenden Kongress angelegt worden war. Und da Geist, wie offensichtlich viele Teilnehmer an diesem Kongress, aus einem deutschsprachigen Land kam, wurde er fälschlicherweise dieser Veranstaltung zugeordnet. Am Weg zu seinem Zimmer fand er diesen Umstand augenblicklich bestätigt. In den langen Korridoren des Hotels begegnete er gleich mehreren Frauen und Männern, die sich eindringlich in ihrer Muttersprache zu unterhalten schienen. Das Deutsche klang für ihn im Ausland immer ganz anders, als er es von zuhause im Ohr hatte. Das durchaus Bestimmte und Laute, mit dem viele anders Sprechende, denen er im Lauf der Zeit begegnet war, diese Sprache und vor allem ihre Sprecher charakterisierten, war für ihn hier einmal mehr unverkennbar.

Er steuerte geradewegs auf sein Zimmer zu, legte dort am Bett seine Sachen ab und beschloss, sich mit einem ausgiebigen Duschbad zu erfrischen. Eine Stunde später, die Sonne stand in der Zwischenzeit fast ungetrübt und noch immer

hoch am Horizont, verließ er das Hotel, um die Bibliothek aufzusuchen. Außer jener legeren Umhängetasche, in der er neben einigen Unterlagen das mitgebrachte Buchbindewerkzeug transportierte, nahm er nichts mit.

Das Bibliotheksgebäude der *Biblioteca Ezio Tarantelli*, in dem die relevanten Bestände der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften untergebracht waren, lag im Zentrum des in die Länge gezogenen Campusgeländes und war über einen Fußweg leicht zu erreichen. Das große Gebäude, das neben anderen Einrichtungen auch die Bibliothek beherbergte, war eines der neueren am Campus. Offene Glasflächen und tragende Betonpfeiler bestimmten im Wesentlichen sein Aussehen. Der Eingang war von weitem gut erkennbar, da er sich in einem leuchtend rot angestrichenen Kubus befand, der leicht vorstehend zwei ähnlich hohe Gebäudeflügel miteinander verband.

»Hier hatte wohl ausschließlich der Architekt beim Bau das Sagen gehabt«, dachte sich Geist.

Die großen, lichtdurchfluteten Räume, die im architektonischen Konzept durchaus ihre Geltung fanden, wurden mit nachträglichen und teilweise notdürftig angebrachten Behelfen, Jalousien und Ähnlichem vor der Sonne geschützt. Das direkte Sonnenlicht ließ speziell die Bücher in den Regalen, die direkt hinter den Fenstern angebracht waren, allzu schnell altern und war somit zu meiden. Den Eindruck, den die angebrachten Notbehelfe auch aus der Ferne vermittelten, war ein sehr eigenartiger. Die Räume wirkten so, als wären einst die Bauarbeiten einen Tag vor der Fertigstellung beendet worden und die weniger handwerklich begabten Bibliothekarinnen und Bibliothekare wären damit beauftragt worden, diese zu Ende zu bringen.

Geist wunderte sich, dass er völlig allein auf den Eingang des Gebäudes zusteuerte und ihm auch sonst niemand entgegen kam. Diese Verwunderung hatte jedoch ein Ende als er den an der Glastür angebrachten Hinweis las, aus dem hervorging, dass die Bestände für die kommenden Wochen aufgrund von Arbeiten in der Bibliothek ausgelagert worden waren und an anderen Plätzen, allerdings verstreut über den Campus, zugänglich wären. Eine umfangreiche Liste wies jene Orte aus, an denen die einzelnen Bestände zugänglich gehalten wurden. Ein Lageplan zeigte die jeweiligen Orte zudem grafisch am Campusgelände an. Er notierte sich einige der infrage kommenden Angaben und marschierte zum nächstgelegenen der ausgewiesenen Standorte.

Als er das am Lageplan markierte Gebäude betrat, musste er unweigerlich an die Erzählung Bräuners denken, wenn dieser ihm vom Unglück des unbemerkten Wasserrohrbruchs erzählte, der sowohl Bestände als auch einige Kataloge der Bibliothek in wenigen Tagen vernichtete. Auch hier wiesen ihn die Wegweiser in die Kellerräumlichkeiten, die einem, über schmal gehaltene Oberlichten, einen ausschnittsweisen Blick aus der Unterwelt ins Tageslicht erlaubten. Schwere, selbstschließende Eisentüren trennten die einzelnen Gänge in regelmäßige Abschnitte. Am Ende des Ganges fand er eine Bürotür vor, die als einzige keinerlei Aufschrift trug und deshalb, so vermutete Geist, wohl die einzig richtige sein müsste, um zum passenden Bestand zu gelangen.

Er klopfte an die schwere Tür, öffnete diese und sah niemanden im Raum. Dieser war zu seiner Überraschung ziemlich groß, ganz so, als wollte er der drückenden Enge des Kellers trotzen, und zugleich dicht mit übermannshohen Regalen vollgestellt. Die Buchrücken, die ihm beim Eintre-

ten direkt gegenüber standen, verhiessen ihm jedoch, dass er richtig sein musste. Neben solchen, die wahllos aneinander gereiht zu sein schienen, standen Meter über Meter völlig gleich ausgestaltete. Alle waren in etwa gleich hoch, ungefähr gleich dick und zeigten den gleichen Buchrücken. So sahen Abschlussarbeiten aus. Das war für Geist unverkennbar und er wusste somit, dass er am richtigen Ort gelandet war.

Um festzustellen, ob noch jemand im Raum wäre, durchschritt er eilig die einzelnen Regale, erkannte aber, dass außer ihm wohl niemand anwesend war. Erst als er ganz am Ende des Raums angekommen war, sah er eine junge Frau an einem dort aufgestellten Tisch sitzen, die ihn erwartungsvoll aber freundlich entgegen blickte.

Geist erkundigte sich bei ihr danach, ob sie denn wisse, wer hier für die Bestände zuständig sei und erfuhr von ihr, dass für die kommenden Wochen ausschließlich studentische Hilfskräfte anwesend seien, er jedoch willkommen sei, sich umzusehen und Werke, die er auszuleihen wünsche, einfach zu ihr bringen solle. Er bedankte sich für die Auskunft und machte sich sogleich auf die Suche nach einer geeigneten Möglichkeit, wo er in den kommenden Stunden ungestört in den infrage kommenden Werken stöbern könnte. Eine solche fand er unmittelbar neben dem Eingang, über den er den Raum vom Gang her betreten hatte und erkannte zugleich den angenehmen Umstand, dass dieser Platz von dort zwar nicht direkt einsehbar war, er umgekehrt jedoch von dort aus das Geschehen beim Eingang durch die Regalflächen hindurch gut beobachten konnte. Hier sollte er eigentlich ungestört sein Vorhaben durchführen können und kehrte mit diesem Entschluss zum Eingangsbereich zurück.

Dort hatte er ja beim Betreten des Raums bereits die Aufstellung der Abschlussarbeiten wahrgenommen. Ordentlich sortiert standen alle in Reih und Glied und, wie sich zeigte, sortiert nach ihrem Eingang. Das hieß zugleich auch, dass die Werke in der Regel nach ihrem ungefähren Entstehungsdatum eingereiht sein mussten. Im Groben war dies leicht zu überprüfen und Geist stellte zufrieden fest, dass es so nicht allzu schwierig sein dürfte, eine passende Arbeit auszusuchen. Die Universität wurde Anfang der 1970er-Jahre gegründet und er musste, so gab es Bräuners Plan vor, eine Abschlussarbeit auswählen, die in den ersten Jahren der 1980er-Jahre eingereicht wurde. Geist arbeitete sich von links oben beginnend schrittweise in den Regalen nach rechts unten durch und hatte bald im Blick, wie viele solcher Arbeiten pro Jahr in etwa hinzugekommen sein müssten. Zwar wurde der Umfang mit den Jahren entsprechend größer, nach einer halben Stunde konnte er jedoch bereits den Zeitraum zwischen 1980 und 1984 eingrenzen und markierte diesen Bereich, indem er zwei Stück jenes roten, mit vielerlei Streifen bedruckten Kartons zwischen die betreffenden Buchrücken schob, die er zuhauf auf den Tischen liegen sah und deren Bedeutung sich ihm fürs Erste nicht erschloss.

Ihm schien, dass sein Magen auf dieser Reise in jeder Situation die verlässlichste Uhr war. Als dieser erst leicht zu grummeln und später dann lauter zu rumoren begann, beschloss er, die Bibliothek zu verlassen, sich ein Restaurant in der Nähe zu suchen und später wiederzukommen. Die Schließzeit war beim Eingang mit 20:30 Uhr angegeben. Bis dahin konnte er noch einiges erledigen.

Er verließ die Kellerräumlichkeiten und wunderte sich beim Verlassen des Gebäudes, dass er wie bei seinem Kom-

men nur sehr wenigen Menschen begegnete. Weder besonders viele Angestellte noch Studierende bewegten sich auf den Gängen oder waren auf den übrigen Verkehrswegen des Campus auszumachen. Damit hatte Geist nicht gerechnet. Auch den Ankündigungen, denen er beim Durchschreiten des Campus begegnet war, konnte er nichts entnehmen, das diesen Umstand näher zu erklären schien. Aber letztlich war ihm dies recht. So konnte er ungestörter vorgehen und musste nicht aus einer wesentlich sorgfältiger zu planenden Deckung heraus agieren.

AUF DEM SELBEN WEG ZURÜCK, den er zuvor vom Hotel kommend eingeschlagen hatte, konnte er, ein wenig abseits liegend, eine Gaststätte ausmachen, die geöffnet zu sein schien. Beim Näherkommen erkannte Geist an der schmucklos angebrachten Aufschrift, die über dem Eingang angebracht war, dass es sich um eine der Kantinen der Universität handeln musste. Die Terrasse, die vor dem Gebäude auf einer kreisrunden Plattform angelegt war und in Richtung Süden zeigte, war mit einer Unzahl an Tischen und Stühlen vollgestellt, deren Anordnung kunterbunt durcheinander gewürfelt zu sein schien. An manchen Tischen waren sehr viele, an anderen wiederum gar keine Stühle beigestellt. Die darauf abgestellten Tablettts waren jedoch ein sicherer Hinweis darauf, dass hier vor gar nicht allzu langer Zeit noch ein buntes Treiben geherrscht haben musste. Die hinterlassenen Speisereste sowie die teils umgestürzten leeren Gläser und Flaschen wirkten wie eilig Zurückgelassenes. Ein dunkelhäutiger junger Mann arbeitete sich mit seinem Servierwagen durch die verstellten Gänge, indem er zuallererst die Tische in mühevoller Kleinarbeit aus ihrem Belagerungszustand befreite, dann diese säuberte, und anschließend die Stühle gleichmäßig auf die Tische verteilte und so versuchte, alles wieder in seine

vorgesehene Ordnung zu bringen, die sich im vorhandenen Durcheinander nur langsam wieder abzuzeichnen begann.

Auch wenn an diesem Platz die Umstände darauf hindeuteten, dass hier durch das notwendig gewordene Aufräumen noch einige Zeit lang ziemliche Unruhe herrschen sollte, beschloss Geist, sich hier niederzulassen. Er wählte einen jener Tische, die sich im Bereich des Eingangs befanden und die bereits gereinigt und wieder ordentlich aufgestellt worden waren. Mit dem Rücken zur Gaststätte und dem Gesicht zur Sonne ließ er sich in den breiten Lehnstuhl sinken, der ihm im Augenblick des Niedersetzens angenehm warm erschien und der zudem rasch dazu beitrug, dass die ungemütliche Kälte der Kellerräume, in denen er sich eben noch aufgehalten hatte, unverzüglich aus seinen Gliedern verflog. Das Licht der späten Nachmittagssonne warf bereits lange Schatten über den Campus. Die Sicht auf jenen Punkt, an dem die Sonne im Westen untergehen würde, war ein wenig, jene in Richtung Süden völlig durch die umliegenden Hügel verstellt. Nur der Blick ins Tal zeigte das Unansehliche, das ihn schon am Weg vom Bahnhof zum Hotel aufgefallen war, nämlich der auf einen Besucher wie ihn wenig attraktiv wirkende Anblick der Stadt. Diesen aber konnte er ohnehin leicht ausblenden, indem er sich mehr auf die Landschaft des nahen Umfeldes und in erster Linie auf das Angebot der Speisekarte konzentrierte.

Wie nicht anders zu erwarten, wurde diese Kantine, so wie viele andere Betriebskantinen auch, in Selbstbedienung geführt. Geist wusste zwar den Umstand stets sehr zu schätzen, wenn er freundlich bedient wurde und gemütlich an einem Platz verweilen konnte, während andere sich darum kümmerten, dass er rechtzeitig bewirtet wurde. Trotzdem hatte er nichts gegen die Vorgehensweise, sich selbst um die Verkös-

tigung zu sorgen und dabei zugleich einen tiefen und bisweilen vielsagenden Blick hinter die Kulissen der Gasthausküche werfen zu können.

Die angebotenen Speisen waren entsprechend der Gegend und den hier typischerweise anzutreffenden Gästen zusammengestellt. Die Speisekarte war wie üblich in verschiedene Abschnitte unterteilt. Jener, in dem die Hauptspeisen aufgezählt waren, war sehr kurz gehalten. Da er in Italien schon über einen längeren Zeitraum keine Pizza mehr bestellt hatte, beschloss er kurzerhand und auch der Einfachheit halber, im Restaurant eine solche auszuwählen.

Er stand auf und machte sich auf die Suche nach jenem Ort im Lokal, an dem er das Besteck wählen und anschließend seine Bestellung aufgeben konnte. An der Theke wurde er von einer der Köchinnen aufgefordert, gleich zu bezahlen und mit dem Getränk, das er dazu gewählt hatte, wieder Platz zu nehmen. In zehn Minuten, so die Köchin, würde ihm dann seine Pizza dorthin serviert werden. Was letztlich auch prompt geschah und so rasch vonstatten ging. Er schien im Moment der einzige Gast und seine Bestellung obendrein die einzige zu sein, die nach dem Pizzaofen verlangte.

Dabei achtete er gar nicht weiter darauf, was alles vor ihm abgestellt wurde, denn der runde, zumeist pikant belegte und flach ausgerollte Germkuchen, der aus Italien kommend Pizza genannt wurde, war ihm durchaus bekannt und selten zu einer besonderen Überraschung gut. Hier jedoch wurde nicht ein einzelner Teller abgestellt. Es waren derer drei und das war überraschend. In seiner sitzenden Position hätte er aus der Entfernung auch gar nicht erkennen können, was in diesem Augenblick von der Köchin selbst gebracht wurde. Neben der Pizza, wie üblich auf einem großen runden Teller serviert, be-

kam er einen weiteren kleinen mit grünem Salat sowie einen, und das doch zu seiner großen Überraschung, der eine Mischung aus gebratenen Kartoffelspalten und Pommes frites enthielt, die wie üblich in der Länge der Kartoffeln kantig geschnitten waren.

Als Geist sich vor vielen Jahren in Rom zu einem Kurzurlaub befand und direkt hinter der Mauer zum Vatikan in einem Restaurant das angebotene Abendmenü bestellt hatte, bekam er exakt das gleiche serviert. Pizza mit Salat und gebratenen Kartoffeln. Geist nahm damals in einer ersten Reaktion auf seine Überraschung an, er wäre unbeabsichtigter Weise in ein typisches Touristenlokal geraten, in dem solch eher seltene Kombinationen von Speisen angeboten wurden, um einerseits eine günstige Küche anpreisen zu können und andererseits die in Scharen erwarteten Gäste auch leicht satt zu bekommen. Die meisten Rombesucher legten am Tag ja durchaus einige Kilometer Wegstrecke zurück und waren am Abend damit sicher hungrig genug, um auch reichhaltige Portionen mit einigem Appetit verschlingen zu können. Als er sich damals in der Gaststätte genauer umgesehen hatte, musste er jedoch feststellen, dass er im Grunde unter lauter Römern saß, die hier ihre Abendmahlzeiten einnahmen, bevor sie nach Hause kehrten. Touristen konnte er hier keine ausmachen. Die meisten der anwesenden Gäste machten zudem den Eindruck, dass sie direkt hinter den Mauern im Vatikan beschäftigt waren, denn gar nicht wenige unter ihnen trugen die übliche Dienstkleidung der priesterlichen Mitarbeiter des Vatikans, die von dunklen Hosen, dazupassenden Schuhen und weißen Hemden mit Stehkragen geprägt waren. Schließlich wurde im Vatikan Wert darauf gelegt, dass die dort angestellten Priester in der Öffentlichkeit als solche erkennbar

sein sollten. An den umliegenden Tischen wurde fast überall dieses Menü serviert und keiner schien sich daran zu stoßen oder darüber überrascht zu sein, seine Pizza mit Bratkartoffeln und Salat angeboten zu bekommen. Diese Kombination, fand Geist nach kurzer Zeit des sich Eingewöhnens, war durchaus schmackhaft, wenngleich für ihn auch ein wenig ungewöhnlich.

In gleicher Weise verhielt es sich nun mit dem Menü der Kantine in Cosenza, und er konnte die schmackhaften Bratkartoffeln zur knusprigen und pikant belegten Pizza durchaus genießen. An mitgebrachtem Hunger mangelte es ihm, wie einem müde gelaufenen Pilger in Rom, zudem nicht.

Ganz in sein Essen vertieft bemerkte Geist nicht, dass eine ältere Dame an seinen Tisch getreten war und ihn eindringlich, zugleich aber auch sehr freundlich, anlächelte. Als er unvermittelt aufsaß und dabei vom Gegenlicht der schon etwas tief stehenden Sonne geblendet wurde, konnte er ihrem Ausdruck nicht entnehmen, ob sie bloß die eigenartige Zusammenstellung seines späten Mittagessens studieren oder ihn ansprechen wollte. Zu seiner Überraschung, denn er hatte nicht damit gerechnet, hier von jemandem in ein Gespräch verwickelt zu werden, setzte sie vorsichtig zu weiterem an. Sie hatte wohl rechtzeitig bemerkt, dass er ihr Kommen erst sehr spät wahrgenommen hatte und blieb, um ihn letztlich nicht unnötig zu erschrecken, einen Schritt weiter als üblich von seinem Tisch entfernt stehen.

»Guten Tag! Würde es sie stören, wenn ich mich zu ihnen an den Tisch setze? Der Platz hier ist so schön. Immer, wenn ich in Cosenza bin, komme ich hierher und genieße bei schönem Wetter die Aussicht. Ich esse nicht gern allein. Viel lieber

in Gesellschaft. Und da sie im Moment der einzige Gast hier sind ... «

Geist nahm ihre vornehme Erscheinung, ihr ein wenig inszeniert wirkendes Äußeres wahr und freute sich spontan über den völlig unerwarteten Ausblick auf nette Gesellschaft, der sich in diesem Moment ergab.

Sie, die hier so unvermittelt und dabei aber äußerst zielstrebig auftrat, war zierlich gebaut und so gekleidet, wie es in seiner Bekanntschaft nur ältliche Damen tun, die sich eigens dafür kleiden, um auf Reisen zu gehen. Sie hatte ihn auf Deutsch angesprochen und wie sich herausstellte, war auch sie der Meinung, er würde zu jenem Kongress gehören, der zur Zeit am Campus abgehalten wurde. Die Verwechslung, oder besser gesagt, die Wiederholung des Irrtums, dem bereits das Hotelpersonal erlegen war, war ihm im Grunde nicht unrecht. Zwar hatte er sich eine Antwort für den Fall zurecht gelegt, dass er nach dem Grund gefragt wurde, warum er denn ausgerechnet nach Cosenza gereist war. Er wollte diese falsche Auskunft, er würde hier einen Kollegen besuchen, aber nur anbringen, wenn dies auch tatsächlich und unbedingt notwendig wäre. Und bisher war er in eine solche Situation noch nicht gekommen. Es war ihm zutiefst unrecht, dass er sich im schlechtesten Fall einiger konstruierter Notlügen bedienen würde müssen. Die Wahrheit konnte er dann aber doch nicht preisgeben.

Sie wählte einen der freien Stühle, um sich ihm gegenüber niederzulassen, als im Hintergrund gerade eine Gruppe jener Kongressbesucher über den Campus zog, die allein aufgrund ihres Verhaltens unverkennbar zusammengehörten. Geist nahm die Gruppe, von denen er einzelne Mitglieder aus dem Hotel wiedererkannte, als eine übertrieben laut poltern-

de wahr. Zumindest wirkte sie in dieser ansonst doch eher angenehm ruhigen, um nicht zu sagen fast ausgestorben anmutenden Umgebung so. Sie selbst, dachte er bei sich, sehen sich wohl eher als angeregt unterhaltend. Die Kollegen aus Deutschland waren hier einfach nicht zu übersehen und wurden vermutlich von allen, denen sie am Campus begegneten, wie eine bleibende Erinnerung wahrgenommen. Das Fachgebiet, das sie vertraten, war dabei eher unerheblich, die Herkunft hingegen bestimmte eindeutig ihr Auftreten.

Zu seiner großen Verwunderung kam augenblicklich jene Bedienung, die vorhin gerade noch emsig an der Theke gearbeitet hatte und, wie es ihm schien, durch nichts in ihrem Tun gestört werden konnte, auf die Terrasse und begrüßte seinen Tischgast, der gerade erst seinen Stuhl zurecht gerückt hatte und sich nun ein wenig umständlich eine bequeme Sitzhaltung suchte, wie eine alte Bekannte. An ihrem leicht präntiös anmutenden Gehabe konnte Geist erkennen, dass ihm diese Ehre sicherlich nicht zuteil gekommen wäre und er sich zu jenen normalen Gästen zählen musste, die sich ihr Menü selbst holen und in der Gaststätte selbst bedienen mussten. Nach dem Wenigen an Konversation, zu dem sich die beiden verpflichtet schienen, entschied sie sich für das gleiche Menü, das zuvor auch er gewählt hatte. Und nur ein wenig später begann sie auch schon das Bestellte mit sichtlichem Behagen und einigem Appetit zu verzehren, den man einer so zarten Frau auf den ersten Blick wohl nicht zugemutet hätte.

Geist genoss die sich eben anbahnende Beschaulichkeit der ihm durchaus angenehmen Situation, jetzt nicht mehr allein auf der Terrasse zu sitzen und so den friedlichen Eindruck der in tiefes Grün gehaltenen Landschaft, die sich sanft hügel-

lig vor ihnen ausbreitete, mit seiner ansonst stillen Begleiterin genießen zu können.

Er war mit dem Verzehr seines Mittagmenüs fast zu Ende gekommen, als sie plötzlich ihr Essen unterbrach und sich ihm zuwandte. Geist hatte den Eindruck, dass nun ihr Heißhunger gestillt wäre und sie es an der Zeit fand, vorsichtig mit ein wenig Konversation zu beginnen. Und genau so sollte es sich im Weiteren auch verhalten.

»Entschuldigen Sie bitte, dass ich an ihrem Tisch hier so eindringe und ich mich dabei noch nicht einmal vorgestellt habe. Ich hatte solchen Hunger und gleichzeitig das Gefühl umfallen zu müssen, wenn ich nicht sofort etwas zu essen bekäme.«

Geist kannte dieses Gefühl, das sie hier äußerte, von vielen Frauen, denen er in seinem Leben begegnet war. Ohne selbst zu bemerken, dass sie hungrig waren oder es im allernächsten Moment würden, benahmen sich diese plötzlich und ohne Vorwarnung ganz eigentümlich, manchmal auch mürrisch oder gar mehr und mehr unfreundlich, zumindest aber zunehmend desorientiert und ahnten dabei selbst nicht, dass sie eigentlich bloß hungrig waren und daher etwas essen mussten. Er allerdings hatte mit der Zeit ein sehr feines Gespür für diesen Umstand entwickelt und wusste mit allerlei Mitteln, diesem entgegenzuwirken. Sei es, dass er selbst rechtzeitig, um nicht zu sagen augenblicklich, für ein Essen oder zumindest für einen Imbiss sorgte, wenn er dies zuhause erlebte, sei es, dass er im Geiste die umliegenden Restaurants durchging und mit einer schnellen Entscheidung sein weibliches Gegenüber dorthin lotste oder sei es, dass er wie von Zauberhand in seine Tasche griff und einen in weiser Vorausschau dafür

vorbereiteten Appetithappen hervorholte und damit den aufkommenden Hunger der Nichtsahnenden fürs Erste besiegte.

Dieses Verhaltensmuster kannte er also nur zu gut und so unterließ er in dieser Situation jeglichen Kommentar, wenngleich dieses ein dankbares Thema gewesen wäre, um die unverfängliche Konversation mit Leichtigkeit in Gang zu halten. Sein zustimmendes Nicken und der Umstand, dass er nicht zu einer Antwort, sondern vielmehr zu einer bestätigenden Gestik ansetzte, schien ihm die adäquate Reaktion auf ihre Aussage zu sein, die einem Nichteingeweihten wie eine rein oberflächlich verwendete Floskel erscheinen musste.

Nach einer kurzen Pause, in der sie eindrücklich damit beschäftigt war, sich einen Überblick über die Reste ihres Mittagmahls zu verschaffen, hob sie zu einem zweiten Anlauf an. Diesmal wirkte sie um einiges ruhiger und überlegter. Den Heißhunger schien sie überwunden zu haben.

»Verzeihen sie bitte. Ich habe mich ja noch gar nicht vorgestellt und beginne schon mit ihnen zu plaudern. Wissen sie, das gelingt mir nicht oft. Aber hier mit ihnen habe ich das Gefühl, dass wir uns gut verstehen werden, auch wenn wir uns gar nicht kennen. Wenngleich dies nichts zur Sache tut und unser Gespräch sich dadurch auch kaum ändern wird, zumindest hoffe ich das, so sollte ich mich doch vorstellen. Mein Name ist ... « und in exakt diesem Moment traf ihn genau jener Blitz, der stets völlig unvorhergesehen aus heiteren Himmel kommt, » ... Vittorini, Patrizia Vittorini«.

Darauf war er nun wirklich nicht vorbereitet und er dachte zuerst, er hätte sich wohl verhört und lediglich eine Namensähnlichkeit läge vor, die sich alsbald aufklären würde. Dann dachte er, wenn er sich nicht geirrt hatte, dann musste sie sich geirrt und versprochen haben, in Gedanken woanders gewe-

sen sein. Denn es konnte wohl nicht sein, dass Felix Bräuner einen so beliebig wirkenden Namen wählte und plötzlich saß jemand mit exakt diesem Namen hier mit ihm auf einer ansonst leeren Terrasse eines süditalienischen Universitätscampus, in Person einer Frau, die nichts besseres zu tun wusste, als sich zu ihm an den einzig besetzten Tisch zu setzen und sich ihm vorzustellen.

Geist glaubte nicht an Vorsehung oder Schicksal oder an Gesetze, die durch das Zusammentreffen unvermeidbarer Ereignisse bestimmt sind. Für ihn galt im Grunde immer die Unschuldsvermutung des Zufalls, auch wenn er mit dieser Einstellung nicht immer glücklich und zufrieden war. Viele wichtige und entscheidende Begebenheiten in seinem Leben, über die er in der Vergangenheit nachgedacht hatte, ließen sich so nicht hinreichend erklären oder gar begründen und riefen, um zu zufriedenstellenden Antworten zu gelangen, nach dem Einen, der dahinter stehen mochte und der diese Begebenheiten eben so und nicht anders wollte oder gewollt hätte. Dieser Eine war für Geist aber nicht vorstellbar und er trachtete, lieber im Hier und Jetzt zu sein und nicht darüber nachzudenken, was gewesen wäre, hätten die einzelnen Episoden in seinem Leben, die ihn betrafen, einen anderen Lauf genommen. Dass aber akkurat eine Patrizia Vittorini an seinem Tisch erschien, kam ihm vor, wie ein Zeichen, das jemand setzen wollte. Es kam ihm wie ein Wink, ein Hinweis des nicht-existenten Schicksals vor, mit dem ihn hier jemand konfrontieren wollte oder wie eine Geschichte, deren Figuren ihre Erzählung verließen und den Erzähler augenblicklich mit ihrem Sein in der Gegenwart konfrontierten.

Realistisch betrachtet sollte es ja nicht unmöglich, wenngleich aber doch sehr unwahrscheinlich sein, dass er hier auf

jemanden mit diesem Namen traf. Schließlich hatte Bräuner ja davon erzählt, dass er genau diesen Frauennamen in seiner Vergangenheit bereits als einen durchaus häufigen wahrgenommen hatte. Das war letztlich auch der Grund, warum er ihn für ihr Vorhaben vorschlug. Geist dachte noch, dass zumindest das Alter ihrer erfundenen Vittorini nicht zutraf und bemühte sich anschließend, diese eigenartige Begebenheit auf sich ruhen zu lassen und nicht weiter darüber nachzudenken.

Dass er, ganz in Gedanken verstrickt, einen kurzen Augenblick unachtsam war, schien bei seiner Gesprächspartnerin nicht unbeobachtet geblieben zu sein. Denn diese verfolgte seine Gesichtszüge aufmerksam und setzte dann das eben erst begonnene Gespräch fort, indem sie von den Umständen erzählte, die dazu führten, dass sie nach Cosenza gekommen war.

»Entschuldigen sie bitte meine Offenheit. Ich weiß ja nicht, wie es ihnen geht«, hob sie an, »aber ich erkenne einen Deutschen schon auf hundert Meter. Auch gegen den Wind, wie man so sagt. Und dabei muss auch gar nicht unbedingt gesprochen werden.« Als sie diesen Nachsatz anbrachte, musste sie selbst lachen.

»Verstehen sie mich nicht falsch. Ich setze mich nicht zu ihnen, um sie anzupöbeln. Ich habe eben fast mein ganzes Leben in Italien verbracht und habe trotzdem nie gelernt, vom Gehabe, von der Gestik und Mimik einen Italiener im Ausland eindeutig zu erkennen. Das mag eigenartig klingen, aber oft, wenn ich dachte, einen Landsmann getroffen zu haben, dann stellte sich heraus, dass dieser ein Franzose, ein Kroat oder gar ein Bulgare war. Außerhalb Europas fällt es mir natürlich noch viel schwerer als innerhalb. Mag sein, dass ich mit meinem Sensorium an Plattheiten an den falschen Stellen an-

setze. Aber einen Deutschen habe ich noch immer erkannt. Egal, wo ich diesen getroffen habe. Ich weiß gar nicht, woran das im Einzelnen gelegen haben mochte.«

Hier setzte sie zu einer Pause an. Wohl in Erwartung von Geists Widerspruch. Aber dieser kam nicht. Er wusste sehr genau was sie meinte, wenngleich er dies in vielen Fällen nicht an Konkreterem als seinem Gespür festmachen konnte. Deshalb bestätigte er ihre Aussage zunächst bloß mit einem zustimmenden Lächeln und setzte das Gespräch dann doch seinerseits fort. Schließlich wollte er nicht den Eindruck erwecken, ihre Bemühungen um ein freundliches Gespräch zwischen Fremden zu ignorieren.

»Da muss ich ihnen allerdings zustimmen. Bei meinem Eintreffen heute im Hotel ist es mir nicht anders ergangen. Allein, wenn ich an die Situation denke, als mir am engen Gang gleich eine ganze Schar der Kongressteilnehmer entgegengekommen ist. Sofort und ohne dass diese viel gesprochen hätten, war mir eigentlich ziemlich klar, woher diese kommen mussten. Ob ich allerdings selbst auch als ein solcher, nämlich als ein Deutscher, erkannt wurde, konnte ich nicht feststellen. Diese Antennen unserer Wahrnehmung funktionieren wohl nicht immer bei allen Beteiligten und in allen Richtungen gleich gut.« Dabei dachte er bei sich, ob sich die Kongressteilnehmer wohl auch so verhielten, wenn ihre Selbstwahrnehmung eine andere wäre. Ausgeschlossen, fand er, war das schließlich nicht. Mit einer ausreichenden Portion Selbstvertrauen ist der Mensch ja zu so ziemlich allen Verhaltensweisen fähig.

»Um mich besser zu verstehen, sollten sie wissen«, setzte sie fort, »dass meine Familie immer ein sehr gespaltenes Verhältnis zu allem Deutschen hatte. Auch wenn meine Eltern

vor uns Kindern nie offen darüber gesprochen haben, so war uns immer eine kritische und zugleich auch eine sehr eigentümliche Haltung gegenüber Deutschland und auch gegenüber der deutschen Sprache vermittelt worden. Meine Eltern waren nie genötigt oder gar gezwungen worden, das Land zu verlassen. Ganz im Gegenteil, einflussreiche Freunde und Bekannte aus beiden Familien meiner Eltern versuchten immer wieder, ihnen Vorteile zu verschaffen und das Erlangen von hohen Positionen zu ermöglichen, ohne dass sie darum gebeten wurden. Und trotzdem fühlten sich meine Eltern in Deutschland immer sehr fremd. Beide Elternteile waren aus gut bürgerlichem Hause und hatten nie die Notwendigkeit, sich irgendetwas schwer erkämpfen zu müssen. Ein Platz in den besten Gymnasien war für sie geregelt, bevor sie sich darüber auch nur Gedanken machen konnten. Beide absolvierten die Universität und beide, Vater wie Mutter, begannen dort auch sogleich eine fabelhafte Karriere. Der einfache und leichte Umgang mit den Leuten, die sie dort trafen, schien ihnen quasi in die Wiege gelegt. Und trotzdem. Deutschland war für sie ein Bildungs- aber nie ein Kulturland. Und so gingen sie fort. Mein Vater war Mathematiker, meine Mutter Medizinerin. Wir Kinder wurden alle drei in Italien geboren, genauer gesagt in Rom. Das war unseren Eltern wichtig. Zur Schule und zur Universität wurden wir allerdings nach Deutschland geschickt und sahen in dieser Zeit unsere Verwandten mehr als unsere Eltern. Aber wir wussten, dass von uns erwartet wurde oder zumindest erwünscht war, dass wir unsere Zukunft in Italien aufzubauen hatten. Meine Eltern sagten immer, dass man in Deutschland sehr wohl was lernen konnte. Nur leben könnte man dort eben nicht. «

Hier unterbrach die Signora ihre Erzählung, wie Geist sie in der Zwischenzeit anzusprechen versucht war. Hatte sie ihn während ihres Gesprächs stets aufmerksam angesehen, so als wollte sie jede Regung in seinem Gesicht richtig deuten, so sah sie nun auf, schützte ihre Augen mit der linken Hand vor dem Sonnenlicht und blickte zugleich suchend steil in den Himmel empor.

Geist tat es ihr gleich.

Am Himmel waren in weiter Ferne drei Raben zu erkennen, die einem anderen, wesentlich größeren Vogel, wohl einem Bussard, die Beute im Flug abspenstig zu machen versuchten. Der Bussard war natürlich wesentlich stärker und robuster gebaut als seine Gegner im Kampf um die Beute. Die Flugkünste der Raben war aber deren Stärke und scheinbar wussten sie, dass es hier gar nicht auf einen wirklichen Kampf ankam. Denn sie attackierten weder den Vogel noch die Beute direkt. Es sah vielmehr so aus, als würden die Raben auf reine Zermürbungstaktik setzen, die letztlich völlig ausreichen würde, damit der größere irgendwann sein Fortkommen kampflos aufgab und seine Beute fallen ließe. Geist hatte dieses Verhalten der Raben schon vielfach beobachtet. So kreuzten die Vögel ständig die geradlinige Flugbahn des Bussards, streiften dabei in eleganten, kurvigen Bahnen unscheinbar seine Flügel, brachten ihn mitunter ein wenig ins Schwanken und schubsten ihn wie beiläufig von allen Seiten. Ihre Flugkünste gehen so weit, dass es ihnen ein Leichtes ist, einen vollendeten Looping oder gar einen mit anschließender Drehung zur Seite zu fliegen. Für einen großen Greifvogel wie den Bussard sind solche Kunststücke in der Luft nicht vorstellbar. Und tatsächlich. Nach einigen Minuten ließ er seine Beute fallen und zog davon. Die Raben jedoch stürzten augenblicklich mit wil-

dem Geschrei und wie es aussah fast senkrecht zu Boden und begannen sofort, sich mit ihrem typischen Gehabe, das man manches Mal als eine wilde Mischung aus Gezeter und Gezanke wahrnimmt, über die Beute herzumachen. Selbst hätten sie ein so großes Tier wohl nie erlegen können. Dazu fehlten ihnen jedwede Fähigkeiten und die entsprechende Kraft. Aber darauf zu warten, bis ein anderer und im Grunde viel mächtigerer Vogel die Beute erlegt hatte und diese dann zu stehlen, dafür hatten sie alle Fähigkeiten, die notwendig waren. So konnten sie zum Beispiel, wie eben gut zu beobachten war, ausgezeichnet mit anderen zusammenarbeiten. Und sicher war unter den vielen Raben Süditaliens auch einer wie Max zu finden, dessen intensive Neugierde und wenig ausgeprägte Scheu dazu führte, dass er Kontakt nicht nur zu anderen Artgenossen sondern auch zu den Menschen suchte.

Als Geist den Blick senkte und seine Augen rieb, die von der hellen Sonne geblendet waren, bemerkte er, dass auch die Signora das Geschehen am Himmel genau verfolgt hatte und ihn jetzt aufmerksam ansah.

»Diese Vögel sind einfach fantastisch.«, sagte sie, »In meiner Nachbarschaft kenne ich eine mittlerweile schon sehr alte Dame, die regelmäßig hinausgeht in die Parkanlagen und noch vorhandenen Wiesen der Umgebung und mit den Raben, wie es scheint, spricht. Dabei bringt sie ihnen immer allerlei Leckerbissen mit. Nicht so, wie man es von Menschen kennt, die mit Säcken voll altem Brot in den Park gehen und dort Tauben füttern, obwohl dies in der Zwischenzeit in vielen Städten verboten ist. Sie scheint immer ein altes Stück Käse oder ein paar Nüsse oder Ähnliches mitzubringen, wenn sie die Vögel besucht und diese scheinen es zu nehmen, was es für sie letztlich wohl ist. Eine nette Überraschung, eine klei-

ne Nascherei oder etwas, mit dem man vielleicht auch seinen Kindern zuhause eine kleine Freude machen würde. Einmal, das konnte ich zufällig beobachten, hat sie ihnen einen Ball mitgebracht und die Vögel haben damit gespielt. Das zu sehen war für mich ganz außergewöhnlich. Denn mein Verhältnis zu Vögeln war immer davon geprägt, dass meine Tante einen Kanarienvogel hielt, der singen und, wenn er denn wollte, auch einige Laute hervorbringen konnte. Oder dass man im Winter die armen Tiere, wenn sie kein Futter mehr finden konnten, am eigenen Vogelhaus fütterte und dafür im Frühjahr mit ihrem Gesang und Gezwitscher belohnt wurde. Aber dass jemand in den Park geht, um dort mit den Raben Ball zu spielen, war schon eine ganz neue Erfahrung für mich. «

»Was ist das bloß für ein eigentümliches Zusammentreffen?«, dachte sich Geist. »Zuerst gesellt sich diese Signora zu mir an meinen Tisch obwohl kein anderer besetzt ist, dann stellt sie sich als Patrizia Vittorini vor und schließlich erzählt sie mir diese Rabengeschichten. Warum musste ich unbedingt nach Cosenza kommen, um solch eine Begegnung zu erleben? Sehr eigenartig.« Mehr fiel ihm dazu im Augenblick nicht ein und die Signora kehrte mit dem Ende ihrer Erzählung auch wieder zum Ausgangspunkt ihres Gesprächs zurück.

»Meine Kinder haben sich schließlich dieser Eigenart völlig entzogen. Sie haben weder zu Italien noch zu Deutschland eine besondere Beziehung aufgebaut. Für sie war das Fremde meiner Eltern wohl das Normale und nicht mehr das Besondere. Alle drei, ich habe zwei Söhne und eine Tochter, sind inzwischen verstreut über alle Erdteile. Aufgewachsen sind sie natürlich zweisprachig. Das hat sich einfach so ergeben. Mein Mann war Deutscher und in einer ähnlichen Situation wie ich. Das hat uns naturgemäß viel Gemeinsames und einan-

der auch sehr nahe gebracht. Meine Kinder aber wollten diesen Zwiespalt nicht mehr weiterführen. Und ich finde, das ist auch gut so. Geblieben sind mir zwei Wohnungen. Eine hier in Cosenza, die wir von den Eltern meines Mannes übernommen haben und eine in Rom, in der ich mit meiner Familie gelebt habe. So pendle ich ein wenig hin und her. Seit dem Tod meines Mannes bin ich mehr hier als in Rom, aber wenn mich die Sehnsucht nach meiner Heimat packt, und die packt mich in letzter Zeit zunehmend häufiger, dann steige ich in den Zug und fahre nach Hause.«

An dieser Stelle ihrer Erzählung stand Signora Vittorini unvermittelt auf. Die Abruptheit in ihrer Bewegung wurde ihr erst bewusst, als sie mit ihren Beinen heftig gegen die Tischplatte stieß und die darauf abgestellten Gläser umfielen. Geist bemühte sich, diese rechtzeitig aufzufangen, damit sie nicht am Boden zerschellten. Dabei stieß er leicht an die zu seinen Füßen abgestellte Umhängetasche, sodass diese etwas zur Seite kippte und sich dabei soweit öffnete, dass man einen Blick auf deren Inhalt werfen konnte. Geist war in diesem Augenblick ganz auf seine ausladenden Armbewegungen konzentriert und bemerkte nicht, wie die Signora einen leicht prüfenden und gleichzeitig wohl auch etwas überrascht wirkenden Blick auf den Inhalt seiner Tasche warf.

»Jetzt habe ich soviel erzählt und weiß gar nichts von ihnen. Ich will sie jedoch nicht länger aufhalten und auch ich muss mich beeilen, um noch rechtzeitig nach Hause zu kommen. Ich wollte noch mit meiner Tochter telefonieren und das ist im Moment nur zu einer bestimmten Uhrzeit möglich. Sie will mit ihren Kindern in den kommenden Wochen Rom besuchen. Da freue ich mich natürlich, sie wiederzusehen.«

An dieser Stelle überreichte sie Geist eine Visitenkarte, in deren Zentrum ein in Rot gehaltenes Wappen abgebildet war, das deutliche Anleihen an jenem von Rom nahm.

»Besuchen sie mich doch, wenn sie noch länger in der Stadt sind oder kommen sie mich bei Gelegenheit in Rom besuchen. Ein kurzer Anruf genügt. Üblicherweise habe ich mehr als genug Zeit für Besuche zur Verfügung.«

Mit einem kurzen Händedruck drehte sie sich zur Seite und verschwand am Weg den Hügel abwärts. Er allerdings blieb noch eine Weile sitzen und wartete, was sich als nächstes anbahnen würde. Geist hatte das Gefühl, dass sich nach dieser seltsamen Begegnung, die wie eine Episode einem durch und durch sonderbaren Film entnommen sein könnte, noch Weiteres zutragen müsste. Da aber augenblicklich nichts passierte, außer dass die ohnehin tief stehende Sonne langsam dem Zenit entgegen wanderte, stand auch er auf, steckte die Karte in seine Brieftasche und machte sich auf den Weg ins Hotel.

Noch am Weg zurück musste er daran denken, welche erstaunliche biographische Ähnlichkeiten in Gesprächen zum Vorschein kommen können. Auch dann, wenn die Betroffenen aus ganz unterschiedlichen Milieus und gänzlich anderen Kulturkreisen oder gar von fremden Kontinenten stammen, sind solche häufig und mühelos festzustellen. Vielleicht handelt es sich dabei um einige jener menschlichen Konstanten, die über die Kulturen hinweg zwar mitunter sehr unterschiedliche Ausprägungen kannten, als solche aber immer anzutreffen sind. Das Gespräch mit der Signora und ihrer Erzählung zu jener Dame, die im Park Raben besucht, um mit ihnen Ball zu spielen, könnte ebenso aus seiner Biographie stammen und könnte ebenso von ihm erzählt worden sein.

Vieles daran erinnerte ihn an Louise und ihre ungleiche Nachbarin Ida und, seit er quasi Louises Erbe angetreten hat, natürlich auch an ihn selber. Die beiden Frauen waren sich weder im Äußerlichen noch in ihrem Lebensstil ähnlich und doch gehörten sie zusammen, wie Nachbarinnen zusammengehören können. Die eine, Ida, war groß, schlank, wohl gebildet und immer perfekt angezogen, die andere, Louise, klein, eher gedrungen und einfach, um nicht zu sagen fast ärmlich gekleidet. Die eine spielte sonntags bei weit geöffnetem Fenster Klavier, sodass die Sonaten von Schubert die Gassen rauf und runter wanderten, die andere hätte in ihrer Kindheit und Jugendzeit nie Möglichkeiten gehabt, mehr als die notwendigen Grundschulklassen zu absolvieren, geschweige denn Klavierunterricht zu bekommen.

Geist wusste, wie wichtig solche oft sehr gegensätzlichen Eindrücke und Erfahrungen für die eigene Biografie sein konnten und wie wichtig diese für ihn immer waren. Wichtig war ihm dabei vor allem, sich daran erinnern zu können und er wusste, wenn er wollte, dass sie weiland nicht mit ihm für immer verschwinden sollten, dann musste er diese und viele dazugehörnde Geschichten, die die Umstände seiner Kindheit ausmachten, eines Tages aufschreiben. Das Erinnern sowie das Schreiben sollten ihm eigentlich keine Mühe bereiten, sollten ihm auch nicht zur Last werden, denn einerseits erinnerte er sich noch gut, und wie er glaubte, auch ziemlich lückenlos daran und andererseits hatte er eine in seinen Augen glückliche Kindheit, die er gerne und zudem ganz bewusst im Gedächtnis behielt. Das Festhalten dieser einfachen Episoden kam ihm indes wie etwas Natürliches vor, das bloß auf den richtigen Tag, auf den passenden Augenblick wartete, um erledigt zu werden, zumal sie ihn nun schon

viele Jahrzehnte begleiteten, ohne auch nur in Ansätzen in Vergessenheit geraten zu sein.

DI E SIGNORA HATTE SICH ihm bereits abgewandt und war auch schon einige Meter des Weges hinab ins Tal gegangen, als sie begann, über die Situation, die sich ihr gerade geboten hatte, weiter nachzudenken.

»Was macht dieser Mann bloß hier in Cosenza?«, fragte sie sich. Offensichtlich gehörte er zu keiner der Gruppen, die zur Zeit am Campus gemeinschaftlich unterwegs waren. Den momentan stattfindenden Kongress schien er auch nicht zu besuchen, denn dann würde er sich den anderen nun doch zumindest ein wenig angeschlossen haben. Er sitzt einfach ganz gemütlich und sichtlich entspannt in der Sonne, auf einer um diese Jahreszeit völlig einsamen Terrasse im Süden Italiens und seine unabsichtlich umgeworfene und dabei leicht aufklappende Tasche förderte Handwerkszeug zutage, das ihr bestens vertraut war. Buchbindewerkzeug. Und jemand, der kein Buchbinder ist und trotzdem mit diesen Utensilien unterwegs ist, macht sich, so die Signora, eindeutig verdächtig. In gleicher Weise, wie sich einer mit dem Werkzeug eines Schlossers, mit Hämmern, Feilen und Zangen verdächtig gemacht hätte, ohne offensichtlich ein ehrwürdiger Schlosser zu sein.

Wäre der Mann tatsächlich ein Buchbinder, so wäre dies in der einen oder anderen Form zur Sprache gekommen. Über

seinen Beruf spricht man. Mit diesem Mann aber konnte sie über Gott und die Welt sprechen, ohne auch nur etwas Konkretes über ihn zu erfahren. Belangloses schon, aber sie hatte in der kurzen Unterhaltung förmlich spüren können, dass ihm daran gelegen war, keine einzige Silbe über die Umstände zu verlieren, die ihn zu dieser Zeit an diesen Ort geführt haben. Sehr freundlich und allem Möglichen aufgeschlossen schien er ja zu sein, das Gespräch hatte er jedoch zu jeder Zeit fest unter Kontrolle. Was hätte denn auch ein Buchbinder auf diesem Campus verloren? Alles was an Büchern kaputt ging, wurde hier erst mit Klebeband notdürftig zusammengeflickt und wenn dies nichts mehr half, waren sie für den Gebrauch nutzlos geworden und wurden weggeworfen. Dafür ist ein Buchbinder nicht nötig. Dieser Gedanke, Geist könne ein Buchbinder und in einer solchen Mission hier unterwegs sein, schien ihr nun doch ziemlich abwegig.

Das wenige Werkzeug, das sie bei jenem kurzen Blick, den sie unwillkürlich auf seine Tasche warf, als diese umfiel, sah, hatte sie sofort erkannt. Mit den scharfen, kurz ausgeführten Streichmessern, den steifen Spateln, den elfenbeinfarbenen Falzbeinen, den silberglänzenden Metalllinealen und den spitzen Leimtuben mit ihren langen Nasen war sie aufgewachsen. Nicht, dass sie selbst einer solchen Familie entsprang, aber ihre Familie besaß seit Generationen einen einmaligen Schatz an Büchern, der sich über die vielen Jahrzehnte hinweg zu einer raren Kostbarkeit entwickelte, und dessen Geheimnisse ihre Vorfahren durch den Einsatz eben solcher Werkzeuge zu enträtseln suchten.

Einer ihrer Vorfahren väterlicherseits war ein vielseitig interessierter und gebildeter Mann, ein nicht unvermögender Kaufmann aus Nürnberg, der zugleich ein Buchliebhaber ge-

wesen sein musste. Dieser begann im späten 16. Jahrhundert Druckwerke zu sammeln. Warum er damit begonnen hatte, ließ sich aus der Überlieferung nicht mehr ganz schlüssig erklären. Aus dem erhalten Gebliebenen ließ sich jedoch rekonstruieren, dass er einst das elterliche Haus, das im damaligen Zentrum der Stadt lag, seiner Schwester überließ. Unweit von diesem wurde er mit seiner Familie in einem wesentlich repräsentativeren Gebäude, einem sehr großzügig angelegten, fürstlich ausgestatteten Stadtpalais, ansässig. Anzunehmen war daher, dass er die gesellschaftlich genutzten Räume, und dazu zählte wohl auch ein lichtdurchflossener, in seiner Gestaltung offen gehaltener Raum im Erdgeschoss, auszugestalten hatte. Ebendort brachte er seine stetig wachsende Büchersammlung unter.

Zu dieser Zeit füllten seine Kollegen, Freunde und Geschäftspartner ihre repräsentativen Bibliotheken noch ausschließlich mit kunstvollen Handschriften. Thomas Fuller hingegen, sein Name war durch Eintragungen in den vorhandenen Werken als auch durch einige erhalten gebliebene, handschriftliche Aufzeichnungen, die er selbst führte, belegt, erkannte, dass ihm dieses starre Festhalten der anderen an der Buchtradition durchaus interessante Möglichkeiten eröffnete. Nämlich zu dieser Zeit vermeintlich weniger Wertes, und zwar maschinell gedruckte Bücher, zusammenzutragen und zu sammeln, ohne dabei übermäßig viel an Mitteln investieren zu müssen.

Seine Handelsreisen führten ihn regelmäßig sowohl in den süddeutschen Raum, nach Oberitalien als auch durch weite Gebiete Frankreichs, dort vor allem stets mit dem Ziel, auf der eingeschlagenen Route schließlich nach Paris zu gelangen. Auf diesen Reisen, bei denen er überwiegend Stoffe für sein

Handelskontor im größeren Stil einkaufte, erwarb er zu Beginn seiner Sammeltätigkeit den einen oder anderen gedruckten Prachtband, der ihm von den örtlichen Druckern angeboten wurde. Bald erkannte Fuller jedoch die augenscheinlichen Qualitätsunterschiede der einzelnen Drucker und die Maßstäbe, unter denen die Werke hergestellt und ausgestattet sein mussten und konzentrierte sich alsbald auf die großen Namen, die renommierten Druckhäuser und Verlage des langsam zur Neige gehenden Jahrhunderts. Diese sehr frühe Wahrnehmung hatte er auch in seinen Berichten und Reisetagebüchern umfänglich festgehalten, wenn er davon schrieb, wie sehr der eine oder andere Drucker Wert darauf legte, woher er seine Druckstempel bezog, wie die Beschaffenheit der Werkstoffe zu sein hatte und mit welcher Präzision der Satz hergestellt werden konnte. All dies spiegelte sich deutlich in der Sammlung wieder, die sich mittlerweile im Besitz der Vittorinis befand und die nun schon über viele Generationen weitervererbt worden war.

Dass diese Sammlung so geschlossen erhalten geblieben war, ist gar nicht unwesentlich dem Umstand zu verdanken, dass viele ihrer Vorfahren die Büchersammlung über lange Zeiträume als schönen aber eher beiläufigen Wandschmuck betrachteten, denn als edlen Besitz, und den man zu geraumer Zeit, wenn es denn beliebt, auch veräußern könnte. Dies änderte sich, als ein Freund der Familie, ein Buchkundler, der die Bibliothek im Hause Vittorini vom Sehen natürlich kannte, erstmals danach fragte, die offensichtlich schöne und äußerst gut erhaltene Sammlung genauer inspizieren zu dürfen. Dies war im Jahr 1925, als nach dem Ende des ersten Weltkriegs langsam die große Wirtschaftskrise in Europa zu dämmern begann. Die Familie hatte nicht vor, sich von den Werken,

auch nicht von einzelnen, zu trennen, auch wenn die finanziellen Mittel zunehmend knapper und die Möglichkeiten, Geld in größerem Umfang auszugeben, deutlich eingeschränkt waren. Der freie Markt und somit auch der Buchmarkt war zu dieser Zeit einigermaßen in Bewegung geraten und das Interesse an Kostbarkeiten, die in Bares oder gar Goldenes verwandelt werden konnten, war groß. Sofern man zu den Wenigen gezählt wurde, die sich dies auch in jenen Zeiten noch leisten konnten.

Bei der ausführlichen Sichtung der Sammlung, die sich mittlerweile geschlossen in der häuslichen Bibliothek in Rom befand, und deren Bearbeitung sich letztlich über viele Monate hinzog, sollte der Umstand zutage treten, dass sich unter den etwa 3.000 Werken fast 2.000 befanden, deren Herkunft und Ausstattung interessante Fragen aufwarfen. 1.000 Werke, dies ergab die mühevollen Arbeit, waren ausgesprochen schöne und bestens erhaltene Beispiele der Druckerkunst des 16. und 17. Jahrhunderts. Darunter befanden sich alle großen, klingenden Namen, die man heute mit dieser Zeit in Verbindung bringt. Fuller musste aber seine Sammeltätigkeit mit der Zeit über seine üblichen Reiserouten hinaus erstreckt haben, denn neben den in üppiger Zahl vorhandenen Werken aus Oberitalien, Frankreich und Süddeutschland waren auch etliche darunter, die von den großartigen Druckern aus England, Holland und vereinzelt auch aus Spanien stammten. Diese Werke waren allesamt in Bindung und Einband bestens erhalten und warfen kaum Fragen auf.

Die anderen 2.000 Werke, die somit eigentlich den Großteil der vorhandenen Sammlung ausmachten, waren hingegen nicht so einfach zu fassen. Denn diese waren von einigen offenkundigen Eigenheiten geprägt, die nicht ohne größeren

Aufwand und vor allem nicht aus dem Stand geklärt werden konnten, und somit umfangreichen Recherchen bedurften. Zudem schwiegen zu diesem Thema die sonst zahlreichen und ausführlichen Aufzeichnungen des Thomas Fuller. An den Äußerlichkeiten waren sich diese sehr ähnlich, denn alle waren ganz offenkundig nachträglich gebunden und die Deckel aufwendig geprägt worden, so als wären sie aus ein und derselben Werkstatt gekommen. Alle waren in der ähnlichen Schrifttypen gesetzt, wenngleich von unterschiedlichen Druckern hergestellt worden. Und allesamt waren Unikate. Das heißt, sie waren nirgendwo anders als in dieser einen Sammlung vorhanden. Wie dies zustande kommen konnte, dass Fuller in so großer Zahl Werke angekauft hatte, die sich nur bei ihm und seinen Nachfahren erhalten konnten, und die darüber hinaus in keinem der einschlägigen Druck- oder Bestandsverzeichnisse vorhanden waren oder in denselben wenigstens Erwähnung fanden, war das große Rätsel, mit dem sich in weiterer Folge einige zu beschäftigen suchten.

Mit Erlaubnis der Familie wurden ein paar der Exemplare vom Deckel befreit und kunstvoll in ihre Einzelteile zerlegt. Denn man hoffte, aus der Machart der Werke, vorwiegend aus dem unter dem sichtbaren Material verborgenen Aufschluss über ihre Geschichte zu erlangen und so der Lösung des Rätsels näher zu kommen. In gleicher Weise, wie ein Techniker alles zerlegen, ein Mediziner alles aufschneiden will, um zu erfahren, was denn im Innersten verborgen ist. Weitergekommen ist auf die Weise jedoch niemand und die Erklärungsversuche der Experten zu diesem Umstand waren langatmig bis haarsträubend.

Eines Tages jedoch wurden die Vittorinis auf den Briefwechsel ihres Vorfahren mit den Erben eines Druckereiunter-

nehmers in Nürnberg aufmerksam gemacht, der in einem Familienarchiv schlummerte und der nach dem Zweiten Weltkrieg im Zuge einer Übersiedelung und letztlich durch Zufall bekannt wurde. Dort wurde davon berichtet, dass genau dieser Thomas Fuller einen der bekannten örtlichen Stempelschneider damit beauftragte, seine eigenen Stempel, von deren Existenz bislang niemand wusste, umzuarbeiten und dabei einen Buchstaben, nämlich das kleine F aus dem lateinischen Alphabet nach Fullers eigenen Vorgaben abzuwandeln. Aus der Korrespondenz ging weiters hervor, dass Fuller auf seinen Reisen durch Frankreich sich einige vollständige Typensätze vom dereinst berühmten Claude Garamond beschafft hatte, diese mit nach Deutschland brachte und damit, vorwiegend bei Druckern in Nürnberg, auch eigene Druckaufträge vergab. Diese Schrifttypen und notwendigerweise viele andere mehr, deren weiterer Verbleib bislang nicht geklärt werden konnte, wurden, wie sich im Weiteren zeigte, in überwiegendem Maße dazu verwendet, unvollendet gebliebene, kurz vor ihrer Fertigstellung abgebrochene Drucke im wahrsten Sinne des Wortes »zu vollenden«.

Fuller musste auf seinen Reisen nicht nur nach Schönerm und Gelungenem Ausschau gehalten haben. Er schien sich auch für die Abfälle zu interessieren, für jenes Gedruckte, das aus verschiedenen Gründen zwar weit gediehen war, nie aber zu einer Fertigstellung gelangte und damit früher oder später im Müll oder im besten Fall in der Altpapiersammlung des 16. Jahrhunderts landete. Bei der Werkauswahl schien sich Fuller voll und ganz auf sein ästhetisches Empfinden zu verlassen. Das einzig Gemeinsame, das diese Werke einte, schien der Umstand zu sein, dass es sich um optisch sehr ansprechende Drucke handelte. Inhaltlich waren diese hingegen breit ge-

streut. Kalendersammlungen waren ebenso vertreten wie medizinisch-geschichtliche Schriften, Ausgaben der lateinischen Klassiker, Übersetzungsschriften und historische Lexika. In diesem Umfang stellte die Sammlung somit, auch aufgrund ihres guten Erhaltungszustandes, eine besondere Seltenheit mit einem außerordentlichen Wert dar.

Nachdem sich dieser Umstand aufklären ließ war zudem klar, warum die vorhandenen Werke sonst nirgendwo aufzufinden waren. Sie waren nur einmal in dieser Form gedruckt beziehungsweise hergestellt worden. Auch ließ sich nun bei genauer Betrachtung der einzelnen Buchstaben feststellen, welche Seiten Fuller angekauft hatte und welche er ergänzen ließ. Die Abweichungen beim kleinen F waren nur gering, beim genauen Hinsehen aber durchaus erkennbar. Wie viele Fälscher hat somit auch dieser seine Spuren hinterlassen, denen man nachgehen konnte, wenn man sie zu deuten wusste. Fuller hat ergänzt, was nicht fertiggestellt wurde und zusammengestellt, was vermutlich so nie gedacht war. Ob er sich dabei selbst als ein Fälscher sah, blieb ungewiss. Die Spur zu seinem Geheimnis schien er jedenfalls versteckt genug angelegt und sein Machwerk ausreichend getarnt zu haben. Schließlich blieb dieses, bedingt durch das Zusammenwirken mehrerer Faktoren, über Jahrhunderte gut verborgen. Fuller trat bei seinem Schaffen nie als Autor auf, maßte sich damit nichts an und schmückte sich mit keinerlei fremden Federn. Und er verkaufte zeitlebens nichts von alledem, was er in den Jahren seiner Sammeltätigkeit zusammentrug. Der Name des Thomas Fuller tauchte einzig in den unterschiedlichen Vermerken auf, die seinen Besitz markierten.

Signora Vittorinis Gespür für den Umgang mit Büchern war aufgrund ihrer Familiengeschichte von sehr vielen Facet-

ten geprägt und sie konnte sehr gut alledem nachfühlen, welche abenteuerliche Geschichten sich verbergen ließen, wenn es darum ging, einen Block aus Papier zwischen zwei Buchdeckeln zu binden. Und dieses Gespür ließ sie beim Zusammentreffen mit Geist sehr aufmerksam, ja fast hellhörig werden, denn sie ahnte, dass dieser Mann etwas vor hatte und dies zu verbergen suchte.

FRÜH AM NÄCHSTEN Morgen betrat Geist die Räumlichkeiten der ausgelagerten Bibliotheksbestände und beschloss, sich umgehend ans Werk zu machen. Ihr Vorhaben auch in die Tat umzusetzen war schließlich der Zweck seiner Reise und die Vorzeichen waren durchaus günstig, dieses unmittelbar realisieren zu können, ohne weiter aufzufallen oder gar Aufsehen zu erregen.

Zu seiner großen Überraschung war das Frühstück im Hotel reichhaltig und zugleich abwechslungsreich. Wie Geist von seinen bisherigen Reisen wusste, war dies für ein Hotel in Italien nicht in jedem Fall selbstverständlich. Und schon gar nicht so weit im Süden. Hier gab man sich in der Regel am Morgen mit einem Kaffee und einem Brioche zufrieden, denn schließlich wurde das Abendessen zumeist deutlich später eingenommen und war zudem wesentlich umfanglicher als er es gewohnt war.

Umso mehr freute er sich über diesen Umstand und bediente sich reichlich am vorbereiteten Buffet. Mehr als eine Stunde brachte er schließlich damit zu, gleich mehrere Tassen Tee zu trinken, die ersten davon in gierigen Zügen, die letzten genussvoll in kleinen Schlucken, buttrige Croissants mit Schinken zu befüllen und zum wundervoll milden Ziegenkäse die eine oder andere Scheibe Brot zu verspeisen. Der Früh-

stücksraum war großzügig angelegt und ob des Umstands, dass er sich hier die meiste Zeit über fast allein aufhielt, kam er sich zwischendurch sogar ein wenig verloren vor. Die Kongressteilnehmer, so schien ihm, waren entweder noch nicht auf den Beinen oder schon am Vorabend abgereist. Viel früher als er konnten sie letztlich auch nicht auf den Beinen gewesen sein und so hätte er sie im Morgengrauen zumindest hören müssen.

Im Hotel war es abends rasch ruhig geworden. Ganz entgegen seinen Erwartungen hatte er einen tiefen und, wie er fand, traumlosen Schlaf und war bereits kurz vor dem Sonnenaufgang erwacht, als sich die Hügel im Osten noch tief dunkel abzeichneten und sich deren Silhouette durch das aufkommende Sonnenlicht gerade zu erhellen begann. Die morgendliche Kühle, die sich auf der Haut wie eine angenehm sanfte Frische niederschlug, nutzte er zu einem kleinen Spaziergang und streifte dabei bewusst ziellos am noch menschenleeren Campus umher. Ein paar Eichhörnchen waren seine einzigen Weggefährten, die seine Route entlang der betonierten Pfade zwischendurch eifrig kreuzten und um diese Uhrzeit schon sehr geschäftig mit der Futtersuche beschäftigt zu sein schienen.

Noch am Vorabend hatte er seine Vorbereitungen getroffen. Zum mitgebrachten und bereits verleimten Buchblock, den er in ein Tuch eingeschlagen hatte und den er in einer festen Leinentasche transportierte, steckte er das wenige Werkzeug, das er zur Verwirklichung seines Plans unbedingt benötigte. Er war somit nach dem Frühstück rasch startklar und musste sich nicht damit herumschlagen, erst alle Utensilien zusammenzutragen und zu überprüfen, ob er für jeden Schritt seines Vorhabens auch tatsächlich alle notwendigen

Dinge bei sich hatte. Schließlich wäre es einigermaßen peinlich, die Arbeiten, die ja für alle unbemerkt bleiben mussten, unterbrechen und später fortsetzen zu müssen. Die Bibliothek schien zur Zeit zwar nur wenige Besucher zu haben und Geist musste nicht damit rechnen, von anderen regelmäßig oder gar durchgehend über einen längeren Zeitraum gestört zu werden, trotzdem blieb für ihn zu beachten, dass eventuell nicht alle Arbeitsschritte völlig ungehindert ablaufen würden.

Als er den zu einer Bibliothek notdürftig adaptierten Raum betrat, dessen ungemütliche Kellerlage er vom Vortag schon kannte, war wiederum bloß eine sehr junge, wenngleich diesmal eine andere, Frau anwesend. Ihm schien, dass diese wohl eine Studentin in den allerersten Semestern sein musste, die am Aufsichtstisch mit offensichtlich umfangreichen Sortierarbeiten befasst war. Die Berge an Papier, die sich vor ihr auftürmten, ließen dies mühelos vermuten. Im Übrigen schien sie ihre Umgebung kaum wahrzunehmen und sortierte routiniert, und dabei ganz konzentriert auf ihre Arbeit, die vor ihr ausgebreiteten Karten nach einem sich stets wiederholenden Muster, das sich auf der Tischplatte in geometrischen Formen abzuzeichnen begann. Die Stapel, denen sie die einzelnen Karten anschließend zuordnete, wuchsen rasch in die Höhe und deuteten darauf hin, dass ihre Mühe bereits sichtbar Früchte getragen hat und sie die Sortiervorgänge in absehbarer Zeit wohl abgeschlossen haben würde.

Dass Geist die Situation richtig eingeschätzt hatte, zeigte sich schon nach kurzer Zeit, denn sie machte sich alsbald auf und schickte sich an, mitsamt ihren Materialien den Raum zu verlassen. Erst jetzt schien sie seine Anwesenheit richtig wahrzunehmen, lächelte ihn kurz, ja beinahe flüchtig an und ver-

abschiedete sich zugleich eilig von ihm. Ihr Tisch, der vorhin noch mit einer Menge an Katalogkarten vollgestellt gewesen war, war nun weitgehend leer. Die wenigen Schreibgeräte und die Liste, die von ihr offenbar zu Kontrollzwecken oder zur Dokumentation ihres Pensums bearbeitet wurde, waren an einen für ihn nicht einsehbaren Platz weggeräumt. Das Wenige, das nach dem Aufräumen auf der Tischplatte noch abgestellt blieb, war ordentlich angeordnet. Geist nahm an, sie hätte ihr Tageswerk somit bereits zur frühen Stunde erledigt und sie würde damit für heute auch nicht mehr zurückkehren. Möglicherweise würde sie aber in den nächsten Minuten von einer Kollegin abgelöst. Somit erschien ihm ratsam, sich zuerst ein wenig umzusehen und sich einzurichten und nicht gleich zur konkreten Tat zu schreiten.

Er legte vorerst seine Jacke und seine Tasche, die er umgehängt mitgebracht hatte, an jenem Tisch ab, den er schon am Vorabend als einen günstigen Ort ausfindig gemacht hatte, um einigermaßen ungestört vorgehen zu können. Im Regal, das unweit des Eingangs stand und das praktischerweise zugleich die Sicht auf seinen Tisch deutlich einschränkte, fand er noch die beiden Markierungen vor, die er bei seinem ersten Besuch bereits angebracht hatte und die ihm genau jene Werke anzeigten, die aufgrund ihrer Datierung infrage kamen. Geist zog willkürlich jenes Werk aus dem Regal, das im direkten Anschluss an die erste Markierung eingereiht war und das aufgrund seines Umfangs dem mitgebrachten Buchblock in etwa entsprach. Dies war eines der wichtigsten Kriterien für die Auswahl eines Werkes, das im Weiteren für ihr Vorhaben geeignet sein konnte, denn der Inhalt ließ sich nur dann problemlos und ohne deutlich erkennbare Spuren zu hinterlas-

sen austauschen, wenn die Größe des Einbandes und die Breite des gefertigten Buchrückens zum Mitgebrachten passten.

Noch am Regal stehend, erkundete Geist die weitere Ausstattung des Werkes und erkannte, dass er auf Anhieb großes Glück gehabt und ein Werk gezogen hatte, das tatsächlich in Frage kam. Der Buchdeckel war über zwei starke Vorsatzblätter mit dem Buchblock verklebt und damit leicht austauschbar. Keine der dem Werk vorangestellten oder nachgereihten Seiten trug einen Barcode der Bibliothek, der darauf hindeuten würde, dass das Werk bereits elektronisch erfasst war und daher für ihr Vorhaben zwingend ausscheiden müsste. Die neueren Werke jedoch trugen einen solchen samt mitgedrucktem Besitzvermerk der Bibliothek. Dessen hatte sich Geist sofort versichert. Die Haupttitelseite der Arbeit trug handschriftliche Anmerkungen, die, wie es in allen Bibliotheken üblich ist, wohl im Zuge der Buchbearbeitung hinzugefügt worden sind. Diese Vermerke konnte er unhinterfragt auf den mitgebrachten Text übertragen und damit den Anschein einer normalen Bearbeitung in der Vergangenheit erwecken. Bei der genaueren Betrachtung konnte Geist darüber hinaus keine Anmerkungen entdecken, die sich einem einigermaßen Kundigen nicht spätestens auf den zweiten Blick erschlossen hätten. Neben dem vermerkten Erwerbsdatum war eine Buchnummer, die Kenntlichmachung des Familiennamens des Autors sowie die damals übliche Markierung des ersten Hauptwortes des Titels angebracht, das in den traditionellen Katalogen, wie sie in den 1980er-Jahren noch durchaus üblich waren, für die weitere Ordnung im Katalog ausschlaggebend war. Zudem fanden sich allerlei andere Abkürzungen, die wie ein Hinweis auf den Bearbeiter zu sein schienen. Mit dem Einhalten solcher Äußerlichkeiten dürfte das gefälschte

Werk in der Bibliothek insgesamt gleich wenig Aufmerksamkeit erregen wie jedes andere, das dem elektronischen Katalog nachträglich hinzugefügt wurde.

Geist fühlte sich augenblicklich bestärkt in seinem Vorhaben. Nichts hatte sich ergeben, was ihm weiter Kopfzerbrechen bereiten musste und ihrem Plan schien sich im Moment wenig in den Weg zu stellen.

Nachdem in der Zwischenzeit niemand gekommen war und auch am Gang weder Stimmen noch Schritte oder gar irgendwelche ungewöhnlichen Geräusche zu vernehmen waren, die seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätten, beschloss er, ohne übermäßig lang zu überlegen, sich sogleich ans Werk zu machen.

Mit dem gewählten Band unter dem Arm ging Geist zurück zu seinem Arbeitsplatz. Sobald er sich gesetzt hatte und anschließend einen kurzen Blick durch den Raum streifen ließ, um sich zu versichern, dass er auch tatsächlich niemanden übersehen hatte, der ihn bei seinen Machenschaften beobachten könnte, schob er seinen Mantel so in den vorderen Bereich der breiten Tischplatte, dass dieser dort quer zu liegen kam. Die ausgepackte und nun leere Tasche, die er umgehängt mitgebracht hatte, platzierte er obenauf, um somit noch ein wenig mehr an Sichtschutz zu erhalten. Hinter der so entstandenen, kleinen Barrikade, legte er in einer Reihe, griffbereit und doch halb verdeckt, sein Werkzeug ab.

Er begann mit den einfachen Aufgaben, die er jederzeit an beliebiger Stelle unterbrechen und später problemlos fortsetzen könnte. Mit einem weichen Bleistift übertrug er die handschriftlich angebrachten Vermerke, die das vorliegende Werk beinhaltete. Viele davon waren ja nicht vorhanden und die sinngemäße Übertragung fiel ihm nicht sonderlich schwer.

Schließlich kannte er solcherlei Anbringungen nicht nur als Benutzer von Bibliotheken. Auch in Antiquariaten wurden ähnliche Vermerke zur Abwicklung der Bestandsverwaltung gebraucht und häufig in den Katalogen auch deutlich erkennbar ausgewiesen, sodass sich deren Bedeutung einem aufmerksamen Betrachter auch relativ einfach erschloss. Um sicherzustellen, dass er keine der typischen Vermerke, vor allem jene im Bereich des hinteren Buchdeckels, übersehen hatte, blätterte er die Seiten in der Art eines gemächlich laufenden Dauermenkinos durch. Die Stempelprägungen der Bibliothek im Inneren des Werkes konnte er nicht übernehmen. Dazu hätte er den zugehörigen Stempel gebraucht und diesen hätte er entwenden oder kopieren lassen müssen. Vielleicht, so dachte er, würde das Anbringen der fehlenden Stempel aber ohnehin nachgeholt werden, wenn das Werk jetzt durch seine Anfrage erneut in die Buchaufnahme gelangte und das Fehlen erkannt wurde. Die Besitzvermerke und damit auch die wesentlichen Stempelprägungen, die im vorderen wie auch im hinteren Bereich des Einbandes angebracht waren, würden in jedem Fall auf das neu eingebrachte Werk übergehen und würden auch so reichlich Hinweise auf die vermeintlich rechtmäßige Zugehörigkeit zum Inventar der hiesigen Bibliothek erwirken. Darum musste er sich im Grunde keine Sorgen machen.

Auch zu dem Zeitpunkt als er den originalen Buchblock mit einem Lineal und einem scharfen Buchbindemesser aus dem Einband löste, blieb es in den Kellerräumlichkeiten immer noch still. Mit nur zwei geraden, jedoch exakt angesetzten Schnitten trennte er das Werk vollständig aus seiner Hülle. Rasch ließ er das soeben herausgelöste Papier, das bei oberflächlicher Betrachtung gänzlich ungelesen wirkte, in seiner Tasche verschwinden. Damit, dachte er, wäre schon einmal

die eine Hälfte der Arbeit erledigt. Zu seiner Genugtuung stellte sich die zweite schließlich genauso einfach dar und gelang, ohne dass er improvisieren noch irgendwelche und seien es rein handwerkliche Kompromisse eingehen musste. Die Rückseite der beiden Vorsatzblätter leimte er mit dem passenden Klebstoff kurz an und fügte den Block als Ganzes ein. Die äußeren Vorgaben dazu waren exakt am Einband ausgerichtet.

Nun musste der Leim nur noch in Ruhe trocknen, damit das Werk zwei Stunden später wieder ins Regal zurückgestellt werden konnte. Geist entnahm der Aufstellung auch noch die nachfolgenden Bände und legte diese zur Beschwerung auf das soeben neu zusammengefügte Werk. Die Zeit, die verstreichen musste, bevor Geist die Klebestellen begutachten konnte, wollte er nicht hier abwarten. Er schrieb, wie in Bibliotheken üblich, eine Notiz, dass die hier abgelegten Werke bitte am Tisch verbleiben sollen, da er alsbald wieder zurück sei und legte die Notiz unter Hinzufügung des Datums und der Uhrzeit oben auf den Stapel. So wäre, dachte er, wohl gewährleistet, dass die Bücher einige Zeit von niemandem weggenommen oder zurückgestellt würden. Und in zwei oder drei Stunden wollte er ohnehin wieder zurück sein.

Er verstaute seine Werkzeuge wieder sorgfältig in seiner Tasche, hob den Mantel von der Tischfläche auf, streifte diesen über und machte sich gerade auf den Weg, als jene junge Studentin den Raum betrat, die er vom Vortag wiedererkannte. Sie grüßte ihn freundlich. Die Ablöse war somit gekommen. Als sie erkannte, dass er gerade dabei war, den Raum zu verlassen, blieb sie im Türrahmen stehen und hielt ihm die Tür weit auf.

Geist verabschiedete sich, hörte die schwere Eisentür hinter sich mit einem leisen Pfeifgeräusch zugehen und letztlich mit einem Klicken fast lautlos ins Schloss fallen. Am Gang war weithin niemand zu sehen. Es war auch nichts zu hören. Hinter den vielen Türen des Kellergangs, der in ein grünlich schimmerndes Neonlicht getaucht war, schien keiner anwesend zu sein. Die vielen Türschilder, auf denen zum Teil eine Reihe von Namen und Funktionen, ja sogar zugehörige Titel vermerkt waren, wirkten wie zurückgelassene Schilder in einer ansonst gänzlich verlassenem Stätte. Der dicke Anstrich auf den unverputzten Betonwänden gab dem Gang den Eindruck von etwas ganz Bedrückendem und zugleich sehr Fremden. Dass Geist sich hier in einem Universitätsgebäude, am Weg zu den wesentlichen Sammlungen der Bibliothek befand, konnte er kaum glauben. Vielmehr glaubte er sich in einem Krankenhaus zu befinden. In den Kellerräumlichkeiten der Pathologie, am Weg, einen lieben Verwandten oder Bekannten ein letztes Mal zu sehen, bevor sein Körper unter die Erde gebracht oder der Feuerbestattung übergeben wurde. Die Farbe der Wände ging nahtlos in den Belag des Fußbodens über, ganz so, als wäre hier alles auf höchste Sterilität angelegt und gleichermaßen mit den Ansprüchen einer möglichst effizienten Reinigung verbunden. Auch wenn dieses Gebäude neu errichtet schien, konnte er sich gut vorstellen, wie einst mehrere Räume in so einem Keller geflutet waren, ohne dass dies sofort bemerkt wurde. Daran, so dachte sich Geist, würde sich heute auch wenig ändern und eine Wiederholung wäre unter den Umständen, die sich ihm hier zeigten, nur allzu leicht möglich.

Über das Treppenhaus, das die Mitte des langen Kellerganges bildete, tauchte er aus dem düsteren Untergrund wieder

auf ins helle Tageslicht. Dort angekommen beschloss er, zur Terrasse des Restaurants zurückzukehren und in der wärmenden Sonne des noch frühen Vormittags die kommenden Stunden zu verbringen.

DIE KANTINE AM CAMPUS schien noch geschlossen zu sein. Zwar konnte Geist die typischen Geräusche einer Restaurantküche deutlich vernehmen, die ihren Betrieb aufgenommen hatte, das Klappern von Geschirr und Besteck, den hellen Klang von Pfannen und den tieferen von Töpfen, die in Gebrauch waren, das Rauschen von Wasser, das in Gefäße eingegossen wurde, das Zischen von heißem Öl, in das Fleisch oder Gemüse eingelegt wurde und das Klappern der Schritte, die dadurch verursacht wurden, dass jemand zwischen den verschiedenen Kochstellen hin- und hereilen musste, um in der Küche alles in Gang zu halten und letztlich die erwarteten Gäste rechtzeitig bewirten zu können.

Nur Gerüche waren zu seiner Überraschung keine wahrzunehmen. Gerüche, die einer Küche entwischten, konnten sehr verräterisch sein. Sei es, dass sie preisgaben, was am Speiseplan stand und einem sofort den Mund wässrig machten, sei es, dass diese in einem Durcheinander nach Außen drangen und völlig undurchsichtig ankündigten, dass zwar gekocht wurde, dabei aber die Zutaten und Gewürze völlig im Dunkeln blieben oder sei es, dass aufgrund der Gerüche sofort klar war, dass das Essen besser zu meiden wäre und man gut daran tat, sich rechtzeitig nach einer Alternative umzusehen. Hier allerdings traten die Gerüche anscheinend an einer Stelle nach

außen, die sie momentan im Verborgenen ließ. Ein kleiner Luftzug, ein Windhauch oder dergleichen konnte diesen Umstand jedoch ohnehin ändern und die frische, unverbrauchte Morgenluft, die gerade am Kamm des Hügels leicht aufstieg, jederzeit mit dem Geruch von Gebratenem oder Gekochtem überlagern.

Die Glastüren, die den Innenbereich des Restaurants von der Terrasse trennten, schienen noch fest verschlossen. Die Plakatständer, auf denen die Menükarten aufgehängt waren, standen wie eine unüberwindbare und fest verankerte Barriere dahinter im leicht Düsternen des spärlich beleuchteten Restaurantbereichs und zeigten noch die Speisenauswahl des Vortages an. Die Terrassentische wirkten allerdings bereits einladend gerichtet. Die losen Enden der blütenweißen Plastik-tischdecken hoben und senkten sich in der morgendlichen Thermik und wären diese nicht festgeklammert gewesen, wären sie wohl als Ganzes von den Tischplatten abgehoben und ihren Eigentümern entflohen. So jedenfalls boten sie ein lustiges, lebendiges Bild, ganz so als würden sie, vielen Kinderhänden gleich, den Gästen bereits von Ferne zuwinken und diese einladen, hier Platz zu nehmen.

Geist entschied sich für den selben Tisch wie am Vortag. Er nahm jedoch auf jenem Stuhl Platz, den Signora Vittorini gewählt hatte, als sie sich zu ihm gesellte.

Die Sonne stand in der Zwischenzeit zwar schon relativ hoch am Himmel, befand sich aber immer noch weit im Südosten und schien damit geradewegs in seinen Rücken, sodass der Blick in die hügelige Landschaft der Umgebung, die sich einmal mehr vor ihm ausbreitete, diesmal ganz klar und völlig ungetrübt wirkte.

Der Himmel zeigte sich allerdings noch gänzlich leer. Ihm schien fast, als hätten alle Gestalten, die ihn sonst so bedrängten, diesen ohne Vorankündigung einfach verlassen. Größere Vögel waren um diese Tageszeit noch keine zu sehen. Diese würden in der Regel erst am Nachmittag und natürlich dann am frühen Abend aufsteigen, wenn vor allem jene Tiere vermehrt unterwegs waren, die für sie die wichtigsten Beutetiere darstellten. In den frühen Morgenstunden hatten die Greifvögel der Umgebung wohl wie überall entlang der dicht befahrenen Verkehrsrouten bereits nach jenen Tieren Ausschau gehalten, die auf den Autostraßen zu Tode gekommen und deren Körper liegen geblieben waren. Für einen großen Vogel und andere Raubtiere breitete sich so ein quasi immer gedeckter Tisch quer durch die Landschaft aus, von dem die Nahrung nur noch abgeholt werden musste. Geist hatte das scheinbar neu angelernte Verhalten der Greifvögel entlang den Autobahnen und Schnellstraßen schon vielfach beobachtet. Überall dort, wo intensiver Wildwechsel stattfand, waren auch regelmäßig tote Tiere anzutreffen. Der Beutezug der Greifvögel fand an diesen Stellen mit dem Aufkommen des dichten Verkehrs schon seit einigen Jahrzehnten überwiegend arbeitsteilig statt. Die Autos beziehungsweise die Autofahrer sorgten in einem ersten Schritt dafür, dass die Beute zielgerecht erlegt wurde. Füchse, Marder und andere Raubtiere wurden durch Barrieren, Lärmschutzwände und dichte Zäune von den Straßen an vielen Stellen ferngehalten. Die Greifvögel jedoch saßen hoch oben auf diesen hässlichen, für sie aber ungleich nützlichen Bauwerken und warteten geduldig am Straßenrand, bis sich spontan eine Lücke im morgendlichen Verkehr auftat, die groß genug war, um die Beute zu fassen und abzutransportieren. Den Vögeln ersparte diese mo-

derne und, wie es schien, für alle Beteiligten äußerst praktische Arbeitsteilung den Aufwand, selbständig nach Beute zu suchen und diese mühsam zu erlegen und den Menschen, die verendeten Tiere einsammeln und wegbringen zu müssen.

Auf der gegenüberliegenden Talseite öffnete ein tiefer Einschnitt den Blick auf das Hinterland von Cosenza. Dieses war, so wie weite Landstriche im Süden Italiens, im Grunde überwiegend bäuerlich geprägt und landwirtschaftlich genutzt. Im Zug hatte Geist einen umfangreichen Artikel in einer der liegengelassenen Zeitungen gelesen, der die Problematik der Landnutzung in Kalabrien und auch einiger weiter nördlich gelegener Gebiete Italiens beschrieb. So wie vieles andere auch war hier die Landwirtschaft über die Jahrzehnte in mafiaähnliche Verhältnisse geschlittert, die die Bauern schließlich in sehr komplexe Abhängigkeiten gedrängt hatten. Das bedeutete zum Beispiel, dass andere als die Bauern selbst, bestimmten, was angebaut werden musste. Denn gebraucht wurde, was auf möglichst undurchsichtigen, verschleierte Wegen ein Maximum an Profit versprechen konnte und nicht was, der bäuerlichen Erfahrung nach, eigentlich angebaut werden sollte.

Ein Kennzeichen dieser Zustände war, dass für den Fall, in dem sich jemand dagegen stellen und selbst seine Ackerbestellung planen wollte, natürlich nicht die bewaffneten Mafiabosse anrückten und mit Gewehrsalven ein für alle Mal für Ordnung sorgten, wie es vielleicht im Film, im richtigen Leben aber gottlob selten vonstatten ging. Vielmehr blieben eben all jene der ohnehin nur wenigen Unbelehrbaren auf ihrer Ernte sitzen und konnten sie nur verlustbringend verkaufen, da in so einem Fall dann plötzlich niemand bereit war, die Ernte abzunehmen ohne selbst ein Risiko in der Zukunft einzugehen.

Auch Energie- und Treibstoffknappheit traten immer exakt dann auf, wenn unliebsam gewordene Bauern diese gerade am dringendsten benötigten und bei Rationierungen konnte immer wieder der Umstand festgestellt werden, dass manche davon kaum, andere aber so deutlich betroffen waren, dass sie sich ständig am Rand des finanziellen Ruins bewegten. Einen Ausweg aus dieser einigermaßen schwierigen Situation hatte der Verfasser des Zeitungsartikels nicht anzubieten. Auch sparte er die Schilderung der sehr mutigen Versuche, diesen Umständen erfolgreich entgegenzutreten und letztlich auch zu entkommen, völlig aus. Allein das Erzählen vermittelte viel Treffliches über das mitunter eigentümliche Leben, das einem in Süditalien begegnen konnte, das bekanntlich keinesfalls auf den bäuerlichen Bereich beschränkt war, sondern stets alle Lebensbereiche tangierte.

Inwiefern solche mafösen Strukturen auch den Betrieb dieses universitären Campus betrafen oder gar unterwandern konnten, wollte sich Geist lieber nicht vorstellen. Wie hätte er sich dann zu verhalten, um nicht weiter aufzufallen? Oder konnte er sich diese gar zunutze machen und zu seinem Vorteil ausspielen? Wäre es vielleicht nicht besser gewesen, ihr Vorhaben gleich in Auftrag zu geben, damit sichergestellt ist, dass nichts unbedacht blieb und alles seinen gewünschten Weg ging? Die Unsicherheit, die sich aus einem solch unpassenden Gedankenexperiment ergaben, wollte er lieber nicht weiter durchdenken, sondern einfach vielmehr die günstigen Umstände genießen, die sich hier für Bräuner und ihn in der Vergangenheit ergeben hatten und sich derer freuen, die sich im Moment für ihr Vorhaben zufällig einstellten und sich als durchaus vorteilhaft erwiesen.

Das Werk, mit dem alles Weitere ins Rollen gebracht werden sollte, war an und für sich bereits vollbracht. Der alte Buchblock, den er in der Bibliothek entfernt hatte, befand sich in seiner Tasche. Ihn würde er erst zuhause vernichten. Dieser sollte hier besser niemandem, auch nicht in Teilen, in die Hände fallen können. Das könnte schließlich unerwünschte Aufmerksamkeit erregen. Bis Geist den Buchblock vernichten konnte, musste er ihn eben mit sich herumtragen. Im Hotel konnte er ihn für den Transport, in gleicher Form wie auch schon den mitgebrachten Inhalt, im Gepäck sicher verstauen. Zuhause würde ein Schredder schließlich ganze Arbeit verrichten und aus dem einst säuberlich mit der Maschine hergestellten Schriftsatz ein unbedeutendes Häufchen an ziemlich unförmigem, schwarz-weißen Konfetti fabrizieren. Und sollte er ganz besondere, um nicht zu sagen, gar paranoide Vorsicht walten lassen wollen, konnte er die feinen Papierschnipsel ja zuerst gut durchmischen, dann verbrennen und zuletzt die Asche mit der Holzasche des Ofens im Garten unter die Rosen streuen. An diesem Punkt angekommen, könnte wohl auch der beste Geheimdienst der Welt die Arbeit nicht mehr identifizieren, geschweige denn wiederherstellen.

Auch wenn dieser Gedanke mit Geists Fantasie durchzugehen drohte, so konnte er sich das mit dem Verbrennen durchaus gut vorstellen. Vieles, das Menschen auf Erden verabschieden, den Göttern übergeben wollen oder in den natürlichen Kreislauf zurückbringen, wird verbrannt. Warum dann nicht auch der Buchblock? Ein kleines Ritual, das er und Bräuner im Innenhof seines Hauses veranstalten könnten, würde der Sache durchaus nicht schaden und sie zu einem ersten Zwischenhalt im weiteren Vorgehen veranlassen. Das Schreddern war Pflicht. Alles Weitere, das damit zu ge-

schehen hatte, konnten sie sich ja noch überlegen. Die Zeit drängte sie in keiner Weise und Sorgsamkeit war der wichtigste Aspekt ihrer Arbeit, den sie weiterhin strikt einhalten mussten.

Der belassene Buchdeckel hatte in der Bibliothek vor Kurzem einen neuen Inhalt bekommen und dieser trocknete mit dem Leim langsam zu einem neuen Ganzen zusammen. Was Geist noch blieb, war schließlich alles in Gang zu setzen und das Werk in den Ausleihvorgang zu bringen. Damit sollte, so sah es zumindest ihr ausgekundschafteter Plan vor, alles seine weiteren, geschäftigen und vor allem unauffälligen Wege gehen und elektronisch als Werk einer Patrizia Vittorini erfasst werden, die dem angehängten Lebenslauf entsprechend bereits verstorben sein könnte.

Auf diesem Weg wurde ein Plagiat mehr geschaffen. Das kam wahrscheinlich zwar nicht sehr häufig, letztlich aber wohl doch nicht so selten vor. Schließlich berichteten die Medien in den letzten Jahren immer wieder von entsprechenden Entdeckungen, die obendrein zumeist zufällig gemacht wurden. Ein Plagiat herzustellen war im Grunde ja sehr einfach, denn man brauchte dazu kaum besondere Kenntnisse. Im einfachsten, wenngleich auch nicht im schlauesten Fall, genügte dafür eine Kopiermaschine. Fertigte man ein Plagiat an, zu welchem Zweck auch immer, so lag dabei das Wesentliche im Umstand zu verhindern, dass dieses als ein solches enttarnt wurde. Wenn also ein Plagiat nichts Außergewöhnliches darstellte, so war das Besondere am Fall Igelius die konstruierte Entstehungsgeschichte. Denn hier wurde nicht ein Werk kopiert und dessen eigentümliche Urheberschaft verschwiegen, sondern das Vorliegen eines Falls entworfen, der in zeitlich umgekehrter Reihenfolge angelegt war. Dem tatsächlichen Ori-

nal wurde somit eine Kopie hinzugefügt, die, wenn alles glatt ging, vermeintlich als das eigentliche Original erkannt werden sollte. Und dem Namen Igelius wurde ein Pseudonym hinzugefügt, das so einfach oder gar im Handumdrehen nicht einmal die Trägerin selbst wird auflösen können.

Für Geist war die Zustimmung zu Bräuners Idee im Grunde nie eine ehrenrührige gewesen, wenngleich er unter anderen Umständen eine solche nicht unterstützt hätte. In keiner Sekunde regte sich sein schlechtes Gewissen, obwohl den beiden Beteiligten natürlich klar sein musste, dass sie mit ihrem Vorhaben letztlich einer Person offenkundig schaden wollten. Das eigentliche Vorgehen, einen fremden Text jemandem anderen anzueignen, war für Geist als einem, der für andere bereits seit Jahren, um nicht zu sagen seit Jahrzehnten, Texte verfasste, zugleich so etwas wie gelebte Praxis, die für ihn immer weit außerhalb unethischen Handelns stand. Zumindest sah er, und wohl auch die überwiegende Anzahl seiner Kunden, diesen Umstand so. Und wenn man von seinen anderen Aktivitäten absah, mit denen er seinen Lebensunterhalt verdiente, so war dies, das Schreiben von Texten für andere, schließlich auch sein eingetragener Beruf. Im Fall Igelius galt es vielmehr, ihr heimzuzahlen, was sie längst an anderen willentlich und rücksichtslos angerichtet hatte. Auge um Auge, Text um Text sozusagen.

Auch Bräuners und seine Gemeinsamkeiten beruhten im Wesentlichen immer auf gemeinsamen Texten. Schließlich waren die beiden ursächlich und darüber hinaus aufgrund der nachfolgenden Geschehnisse schon seit Jahren durch Texte auf das Engste miteinander verbunden. Geist in der Rolle als deren Urheber, Bräuner als der Eigentümer und Verwerter. Die Freundschaft kam später. Nicht viel später, aber doch so-

viel später, dass beiden dieser Umstand stets gewahr blieb und mit dazu beitrug, dass sich diese Freundschaft mit den Jahren ausweitete und festigte.

Einst hatte alles damit begonnen, dass Bräuners fast schicksalhaft anmutende Unfähigkeit, seine durchaus wohl geordneten und bestens erdachten Ideen zu Papier zu bringen, ihm im Studium einerseits hinderlich und, wie sich zeigen sollte, auf Dauer auch unüberwindbar wurde. Später, als man von ihm erwartete, dass er nicht nur spontan, sondern ganz im Gegenteil regelmäßig, publizierte und er dies aber nicht leisten konnte, bildete sich ein festes und dauerhaftes Gespann zwischen den beiden, das im Grunde immer noch bestand. Bräuner brauchte Texte, Geist konnte diese liefern. Bräuner hatte aufgrund seines familiären Hintergrunds und eines sich dadurch fast allein einstellenden Automatismus stets lukrative Jobs, Geist wurde daraus gut mitversorgt. Steuerlich, wie gesagt, aktenkundig und durch diese nicht unerheblichen Einkünfte zusätzlich rentenversichert obendrein.

Geist war die zweite Identität von Bräuner geworden. Jener stand unsichtbar oder vielmehr völlig transparent hinter diesem und kam den notwendigen Aufgaben seiner zweiten Identität zuverlässig nach. Zwar war der Bedarf in den letzten Jahren kontinuierlich zurückgegangen, trotzdem änderte keiner von beiden etwas an den einst eingeführten Spielregeln und Geist bekam weiterhin regelmäßig die Hälfte von Bräuners Gehalt von diesem überwiesen. Dafür stellte er weiterhin über zyklisch gleichbleibende Zeiträume seine Rechnungen an Bräuner aus, die letztlich beide versteuerten. Der eine als Ausgabe, der andere als Einnahme. Ein Schreiber hatte eben genauso sein Einkommen wie ein Wissenschaftler seine Ausgaben haben konnte, wenn er Arbeiten zum Schrei-

ben, Überarbeiten und Korrigieren weitergeben wollte. An diesem Umstand erkannte weder das zuständige Finanzamt noch die staatliche Pensionsversicherungsanstalt etwas Unschickliches. Diese sahen bloß ein Geschäft wie jedes andere, das seine ordentlichen, bürokratisch gewissenhaft dokumentierten Wege ging.

Dass Bräuner in den letzten Jahren zunehmend weniger Bedarf an seinem Schreiben hatte, führte Geist wieder ein wenig mehr zurück zu sich selbst. Auch wenn er die eine oder andere Arbeit, wie im Moment jene für Stefanie Kramer, übernahm, so blieb in einer solchen nicht der Schatten seiner Identität verhaftet. Dies waren Aufträge, die er erfüllte und anschließend nicht weiter verfolgte. Sie gingen mit ihrem Abschluss über ins Eigentum, den Besitz und in der Verantwortung des Auftraggebers und verblieben dort. Bräuners Arbeiten hingegen waren jene gewesen, die ihn dauerhaft begleitet hatten, die er dereinst begann, irgendwann später vielleicht wieder aufgriff und weiterspinn und so das Bild eines kontinuierlich am Thema Schreibenden entwarf, wie es der Realität ja auch geradezu entsprach. Was keiner wusste oder wissen sollte war der Umstand, dass dies seiner Realität entstammte und nicht jener Bräuners. Und das war eben Teil ihrer wohl lebenslang gültigen Abmachung, die den einen zufrieden stimmte und dem anderen jene Freiräume schaffte, die er sonst unter keinen anderen Umständen je gehabt hätte.

Geists Funktion im Schatten Bräuners hatte letztlich auch dazu geführt, dass er von dessen jeweiliger Position innerhalb der Universität profitieren konnte. Einst wurde er, als es darum ging, Bräuners Dissertation über die Bühne zu bringen, auf Bräuners, und damals noch dessen Vaters Vorschlag, mit der Arbeit eines Lektors an derselben Universität und damit

mit einem ersten festen Anstellungsverhältnis betraut. Als Bräuner später damit begonnen hatte, sukzessive und scheinbar mühelos die Karriereleiter zu erklimmen, konnte ihm Geist stets mit leichter Zeitverzögerung folgen, ohne sich den Unbilden des steten Konkurrenzkampfs aussetzen zu müssen und sich in diesem Untergriffiges oder gar Bösesartiges und Difamierendes gefallen lassen zu müssen, was zu Bräuners Alltag durchaus zu gehören, diesen aber rein gar nicht zu berühren, schien. So war auch Geist letztlich mit einer Dozentenstelle versorgt worden und hatte mit den zusätzlichen halben Einkünften aus Bräuners Anstellung insgesamt ein wahrlich komfortables Auskommen gefunden.

Bräuner war auf diese Einnahmen beileibe nicht angewiesen. Die Arbeiten, mit denen einst schon die Kanzlei seines Großvaters, die jetzt die seinige war, betraut wurde, waren mit Umsatzsummen verbunden, deren vertraglicher Anteil im Erfolgsfall eine mittelgroße Wirtschaftskanzlei gut ernähren konnten. Und da in der Kanzlei immer schon Wert darauf gelegt wurde, die Mitarbeiter am Erfolg auch lukrativ zu beteiligen, war sie zugleich beliebt und arriviert. Kaum jemand, der in der Vergangenheit in dieser Kanzlei Fuß gefasst hatte, wechselte den Arbeitgeber. Die langjährigen Kollegen, so sah es die Dynastie der Bräuners wohl, waren das beste Kapital des Unternehmens, das es zu hegen und zu pflegen galt.

DER WIND FUHR PLÖTZLICH unerwartet heftig auf und drohte, sämtliche Tischdecken einschließlich ihrer metallenen Klammern hinweg zu fegen, um mit ihnen anschließend auf den offenen Wiesen des Campus ein lustiges Wirbelspiel zu veranstalten und sie letztlich an irgendeinem windstillen Winkel so lange liegen zu lassen, bis sie von einem, der geschickt wurde sie einzusammeln, wieder ausfindig gemacht werden konnten. Am Horizont zeichneten plötzlich aufkommende, dunkle Regenwolken einen tiefen Kontrast zum immer noch strahlend blauen und hell leuchtenden Himmel direkt über ihm.

Geist sah auf seine Armbanduhr und musste feststellen, dass fast drei Stunden vergangen waren und er immer noch mutterseelenallein auf der Terrasse saß. Zwar hatten sich die Geräusche aus der Kantinenküche zwischenzeitlich deutlich verändert und waren insgesamt auch ein wenig lauter und eindringlicher geworden, doch das Personal, das im Hintergrund emsig zu arbeiten schien, war ansonst bislang noch nicht wahrzunehmen gewesen.

Gerne hätte er noch eine Kleinigkeit getrunken, bevor er in die Bibliothek zurückkehren musste. Das Frühstück hatte er ja für seine Verhältnisse außerordentlich zeitig am Morgen zu sich genommen und ein erstes Gefühl von Durst begann

sich in seinem Körper nun zu regen. Sein Gaumen fühlte sich unangenehm rau und trocken an. Seine Gliedmaßen wirkten bereits einigermaßen ausgelaugt und Geist bemerkte an sich eine damit verbundene, sich schleichend einstellende Mattigkeit, die es rasch zu bekämpfen galt, wenn er nicht in Kürze in völlige Antriebslosigkeit fallen wollte.

Nichts deutete für ihn darauf hin, dass die Kantine in den nächsten Minuten geöffnet würde. So musste er sich rasch eine Alternative überlegen.

Als er am Vortag den Campus entlang der betonierten Straßen und Wege erkundet hatte, konnte er einige Getränkeautomaten an eher eigenartig anmutenden und zugleich unerwarteten Stellen ausfindig machen, die allesamt letztlich wie lieblos in die Landschaft gestellt wirkten. So befanden sich einige dieser Geräte unterhalb einer Außenstiege auf der Rückseite eines langen Campusgebäudes. Geist konnte sich kaum vorstellen, dass hier irgendjemand auch nur zufällig vorbei kam. Außer dieser jemand wollte, so wie er, einigermaßen neugierig das Gelände erkunden oder dieser war durstig und kannte den abgelegenen Platz. Ein weiterer Aufstellort befand sich Wand an Wand zu einer überdachten und wenig attraktiv ausgestalteten Müllinsel, die üblicherweise wohl nicht von vielen, außer den Reinigungskräften aufgesucht wurde. Einen dritten konnte man gleich beim südseitigen Eingang entdecken. Dazu durfte man jedoch nicht auf dem Hauptweg bleiben, sondern musste nach rechts, also nach Osten einem kleinen Trampelpfad folgen, an dessen Ende man an einen Nebeneingang zu einem der Institutsgebäude gelangte. Alle weiteren, die es durchaus geben konnte und die er bislang noch nicht ausfindig gemacht hatte, würden durch ein

längeres, detektivisch angelegtes Suchspiel wohl auch noch auffindbar sein.

Bei einem dieser Stellplätze, und er konnte sich, ironisch gesehen, durchaus glücklich schätzen, in so kurzer Zeit schon einige davon zu kennen, besorgte er sich eine kleine Flasche mit Wasser, die er in einem Zug leerte. Am Rückweg zum Hotel wollte er sich hier noch einmal mit Wasser versorgen. Jetzt allerdings galt es zu seiner Arbeit zurückzukehren und dort fortzusetzen, wo er vor wenigen Stunden sein Werk unterbrochen hatte.

Der kürzeste Weg, der geradewegs in diese Richtung zeigte, führte ihn quer über den Campus. Unterwegs am offenen Gelände traf er nur vereinzelt auf andere, wobei keiner von diesen den Eindruck eines Studenten machte, der sich am Weg in eine Vorlesung befand oder in anderen Angelegenheiten die Gebäude der Universität aufsuchte. Studenten würde er hier wohl keine mehr zu Gesicht bekommen, denn schließlich wollte er am Abend bereits die Rückreise antreten und bis dahin würde sich wohl kaum noch etwas an dieser Situation ändern.

Der Umstand, dass er beim Betreten der in die Kellerräumlichkeiten ausgelagerten Bibliothek einen weiteren Besucher antraf, überraschte ihn einigermaßen. Geist war also doch nicht der einzige, der hier zu tun hatte. Dieser Besucher war ein schon etwas älterer Herr, der sein Anliegen offensichtlich ein wenig umständlich zum Ausdruck brachte. Er schien sich mit der anwesenden Aufsichtsperson, wiederum einer anderen jungen Frau und wahrscheinlich auch diesmal einer studentischen Hilfskraft, über die Möglichkeiten einer Ausleihe zu unterhalten, die sich in seinem konkreten Fall anscheinend als schwierig umzusetzen erwies. Die Diskussion, in die

die beiden intensiv verstrickt waren, schien sich bereits über einen längeren Zeitraum hingezogen zu haben, denn beide wirkten einigermassen ratlos, wie sie rasch zu einem Ende kommen könnten. Geist wollte in dieser Situation nicht stören und ging deshalb grußlos, jedoch nicht ohne beiden gleichermaßen freundlich zuzunicken, zu jenem Tisch, an dem er am frühen Morgen den Band zum Trocknen zurückgelassen hatte.

Der von ihm hier errichtete Stapel an Büchern, schien in der Zwischenzeit unverändert, das ganze Arrangement als solches unberührt geblieben zu sein. Er entfernte den zuvor zurückgelassenen Zettel von seinem Platz, der den Hinweis trug, dass er alsbald wiederkäme und die Bücher deshalb auf dem Tisch verbleiben sollten. Mit Bestimmtheit und ein wenig ruckartig zog er das zuunterst liegende Werk heraus, das er zum Fixieren unter den Stapel gelegt hatte, der aus der Ferne aufgrund seiner Anordnung wie ein kleiner chinesischer Turm wirkte. Die dabei kurzfristig eintretende Schiefelage führte dazu, dass die zuoberst liegenden Bücher unbeabsichtigt zur Seite rutschten und sich mit einem hellen, schleifenden Laut zu einem Durcheinander verkeilten. Geist nahm das Werk zu Hand und prüfte dieses an seinen Außenseiten mit einem ersten Blick. Der neuen Buchblock hatte sich passgenau mit dem vorhandenen Einband zusammengefügt. Beim Öffnen zeigte sich, dass weder der Einband noch die Vorsatzblätter Schaden genommen hatten. Leimreste und ungleichmäßige Klebestellen waren keine zu erkennen. Die Ausdünstungen des Leims waren zudem bereits kaum noch wahrzunehmen. Geist war zufrieden und im Angesicht seiner überaus gelungenen Arbeit sicher, dass hier auch der gestrenge Buchbinder Müller seine Freude an ihm gehabt hätte.

Zudem musste er selbst bei kritischer Betrachtung überrascht feststellen, wie überzeugend alles in allem bereits wirkte. Die Täuschung schien ihm gelungen.

Geist brachte die restlichen Werke, die ja dem Verbergen der umgeänderten Arbeit vor neugierigen Blicken sowie dem Glätten und Festigen der Klebestellen gedient hatten und in beiden Funktionen nicht mehr länger gebraucht wurden, in eines der vorgesehenen Ablagefächer, die in regelmäßigen Abständen seitlich an den Regalen angebracht waren und machte sich mit der Arbeit auf den Weg zum Auskunftstisch. Er war sehr zuversichtlich, dass seine Fälschung diesen ersten Test bestehen und als solche nicht erkannt wurde. Nun ging's ans Eingemachte, sozusagen. Würde er das Werk dem weiteren Geschehen überlassen, gäbe es kein Zurück mehr. Natürlich wäre der Skandal erst dann losgelöst, wenn das vermeintliche Plagiat bekannt würde. Ohne dem Bekanntwerden dieses Umstandes könnte die Arbeit von Frau Vittorini, die eigentlich eine von Arnold Geist und Felix Bräuner war, weiterhin ruhig und friedlich in den Aufstellungen der hiesigen Bibliothek schlummern und würde ohne ihr weiteres Zutun wohl nur durch einen sehr großen Zufall in einen Zusammenhang mit Prof. Igelius gebracht werden. Aber der Grundstein wäre gelegt und damit die potentielle Lawine an nachfolgender Aufregung an den Start gebracht.

Am Weg zum Auskunftstisch streifte sein Blick unwillkürlich den oberen Bereich der dort aufgestellten Managementbücher. Einigermaßen überrascht erkannte er, dass eins seiner eigenen Bücher dort inmitten vieler, wesentlich größerer vorhanden war. Es handelte sich um die italienische Übersetzung dessen, was er einst aus einer spontanen Laune heraus geschrieben hatte. Geist hatte sich niemals erwartet, dass gerade

dieses Werk von einem gewissen Verkaufserfolg gekrönt sein sollte. Auch der herausgebende Verlag hatte ursprünglich nur aufgrund des freundschaftlichen Verhältnisses zu Geist eingewilligt, dieses zu drucken und in den Handel zu bringen, da sich damit niemand ein positives Ergebnis vorstellen konnte. Der Markt allerdings sprang zur Überraschung aller auf dieses Thema auf und das Werk entwickelte sich rasch zu einem beachtlichen Verkaufserfolg.

Mit dem Titel »Über den Erfolg der Mittelmäßigkeit« hatte Geist vor einigen Jahren zehn Thesen zum Umstand formuliert, warum gerade mittelmäßige oder geradezu und durchaus häufig eher unterdurchschnittlich Begabte in Unternehmen besonders erfolgreich sind und warum die eigentlich Begabten und besonders Intelligenten zumeist auf der Strecke blieben und dabei mitunter an ihrer Genialität zu zerbrechen drohten und fallweise in solchen Situationen auch zugrunde gingen.

Viele der von ihm zusammengestellten Thesen bezogen sich im Grunde ausschließlich auf persönliche Alltagsbeobachtungen, die Geist im Lauf der Jahrzehnte im Umfeld seiner Kollegen gemacht hat und die ihn letztlich immer wieder zumindest in Erstaunen, wenn nicht sogar in tiefe Ratlosigkeit, versetzt hatten. Und da sich diese mit der Zeit ergänzten, beziehungsweise sich von losen, eigentlich unzusammenhängend erscheinenden Ereignissen hin zu einem durchaus homogenen Bild verdichteten, ging er mit der Zeit dazu über, sich fortlaufend Notizen zu diesem Phänomen anzulegen. Zu Beginn hatte er noch das Gefühl, sich mit seinen Wahrnehmungen ausschließlich in Gemeinplätzen und Klischees aufzuhalten. Aus seinen Aufzeichnungen entstand jedoch über die Jahre ein in sich schlüssiger Ansatz, der, wie sich nach der

Veröffentlichung zeigen sollte, auch bei einem Großteil seiner Leser Anklang fand.

Durchschnittlich Begabte, so Geist, brächten selbst kaum gute Ideen auf. Dazu waren sie eben nicht begabt genug. Aus dieser Ideenlosigkeit ergab sich jedoch der augenfällige Vorteil, dass sie sich zugleich auch gegen nichts und niemanden durchsetzen und auch keinerlei Widerstände, die sich aus der jeweiligen Gruppendynamik ergab, überwinden mussten. Ein weniger Begabter konnte sich stets zurücknehmen und abwarten, welche Ideen und welche damit in Verbindung stehenden Personen sich letztlich behaupten und damit auch durchsetzen konnten. Ein Ideenwettstreit, egal ob dieser positiv oder negativ besetzt war, konnte durchaus mit einem harten, zeit- und kraftraubenden Kampf gleichgesetzt werden. Die Energie, die dabei eingesetzt wurde, war nicht die ihre, sondern jene, die ausschließlich die anderen, nämlich die Wettstreiter, aufzubringen hatten. Sie selbst hingegen blieben als Außenstehende relativ unverbraucht und erschienen in dieser Situation als leicht anpassbar oder, in der zeitgemäßen Sprache des Managements gesprochen, als flexibel. Die großen Würfe stammten allesamt von anderen, sie selbst mussten diese nur im richtigen Moment aufgreifen und zu ihren eigenen machen.

Während intelligente Kollegen darunter litten, dass sich ihr Talent und ihre Leistungen nur eher selten durchsetzten, blieben mittelmäßige von diesen Phänomenen selbst völlig unbeschadet. Sie orientierten sich vielmehr häufig an Ihresgleichen und nicht an jenen, deren Potenzial sie ständig vor Augen hatten, aber ohnehin nie erreichen oder gar vollständig erfassen konnten. Unzufriedenheit oder gar Niedergeschla-

genheit und Depression blieben die Krankheitssymptome der anderen.

Nachdem in Unternehmen häufig nicht die Besten, sondern die am besten ins jeweilige organisatorische Gefüge Passenden vorankamen, entwickelte sich vielfach und zugleich aber auch eher beiläufig der Umstand, dass in deren Sog ähnlich Mittelmäßige und nicht die eigentlich Guten weiterkamen.

Geist konnte an einigen Beispielen zeigen, dass dies auch zum Untergang eines Unternehmens führen konnte, in der Regel jedoch nicht überbewertet werden durfte, da auch die Personen, die zu den Leistungsträgern eines Unternehmens gehörten, ökonomischen und gesellschaftlichen Spielregeln unterworfen waren, die natürlich auch dazu führten, dass sie nicht einfach jederzeit ihre Anstellung aufgeben und sich eine neue suchen konnten und deshalb in der Regel einem Unternehmen trotz der widrigen Umstände erhalten blieben.

Die Ausformulierung der Thesen hatte er auf hundert Seiten beschränkt. Er war damit seinem Anspruch durchaus gerecht geworden. Schließlich wollte er sich diesem Thema nicht auf eine streng wissenschaftliche Art und Weise nähern, sondern Aussagen formulieren, die er zur weiteren Diskussion stellte. Und die Diskussion fand statt. Das Buch wurde umfassend rezipiert und in den Medien besprochen. Zu seiner Überraschung waren seine Thesen zugleich Auslöser einer öffentlichen Debatte zu den unterschiedlichsten Fragestellungen, die damit zusammenhingen. Und letztlich zeigten viele Aspekte, die damit in Beziehung gebracht wurden, wie fragil so manche Unternehmenskonstrukte aufgrund ihrer Mitarbeiterstruktur gebaut sind und wie leicht diese in

Krisenzeiten zum Erliegen oder gar zum Einsturz kommen konnten.

Die italienische Ausgabe war in etwa gleich umfangreich ausgefallen wie die deutschsprachige. Er hatte zwar zuhause ein Belegexemplar liegen, konnte sich jedoch nicht mehr im Detail an die Unterschiede zwischen der Originalausgabe und dem Übersetzungswerk erinnern. Allein die Machart beider Ausgaben war so ähnlich, dass er das Buch zwischen den vielen anderen sofort als seines identifizieren konnte.

Während dieser Beschäftigung, die ihn nur kurz aufgehalten hatte, nahm er leise, leicht schleifende Schritte wahr und hörte, dass die Eingangstür geschlossen wurde. Unwillkürlich sah er zum Auskunftstisch. Dort wartete in der Zwischenzeit niemand mehr. Der alte Mann schien den Raum verlassen zu haben. So konnte er mit dem Werk unter dem Arm, das jetzt eine Patrizia Vittorini als Autorin auswies, direkt darauf zusteuern. Die Aufsichtsperson, die im Moment anwesend war, schien intensiv mit der Durchsicht langer Listen beschäftigt zu sein, sodass sie sein Kommen vorerst gar nicht bemerkte. Erst als er bereits nahe an ihren Tisch herangetreten war, sah sie überrascht auf und lächelte ihn, wie zu ihrer Entschuldigung, dass sie nicht aufmerksam gewesen war, freundlich an. Geist nahm ihre durchaus charmant wirkende Geste auf und sprach sie, in seiner für ihn typischen, konzilianten Art, mit seinem vorgetäuschten Anliegen direkt an.

»Ich habe hier ein Werk, das ich gerne ausleihen möchte. Was muss ich tun?« Geist wartete ab, wie sie reagieren würde und erwiderte ihr sympathisches Lächeln, das sie, während sie ihm bereitwillig Auskunft gab, beibehielt.

»Darf ich das Buch bitte kurz sehen?«, fragte sie zurück und blickte interessiert auf den Buchdeckel, den er ihr entge-

gen streckte. Sie nahm das Werk an sich, öffnete dieses und kontrollierte die Eintragungen, die auf den ersten Seiten angebracht waren. Wohl um feststellen zu können, worum es sich dabei konkret handelte und welche Konditionen damit verbunden wären.

»Ja«, antwortete sie, »wie es aussieht, dürfen sie es entleihen. Allerdings muss dieses spezielle hier noch nachbearbeitet werden, bevor sie es mitnehmen können. Legen sie es bitte in das blaue Fach beim Ausgang. Morgen können sie es dann am Ausleihschalter abholen. Haben sie denn eine Ausleihkarte der Bibliothek?« Fragend blickte sie zu Geist auf, der ihrem Hantieren auf der Suche nach den vorhandenen Einträgen genau gefolgt war.

»Nein, eine Ausleihkarte besitze ich leider nicht. Ich bin hier nur vorübergehend zu Gast. Wo kann ich mir denn kurzfristig eine solche besorgen?« Geist war darauf bedacht, in dieser Situation sein Lächeln weiterhin beizubehalten, denn schließlich ist niemand einem gewogener als jemand, der einem tatsächlich freundlich gesinnt ist. Und diesen Eindruck hatte er nun durchaus. Um sein Warten auf ihre Antwort zu unterstreichen, veränderte er seine Mimik ein wenig und blickte er sie daraufhin fragend an. Er konnte leider nirgends ein Namensschild erkennen. Gerne hätte er sie in dieser Situation mit ihrem Namen angesprochen. Doch weder am Tisch war eines angebracht, noch trug sie eines angesteckt oder umgehängt. So würde die Studentin ihm wohl namenlos aber letztlich als sehr entgegenkommend, um nicht zu sagen als äußerst liebenswert, in Erinnerung bleiben.

»Ja, natürlich können sie eine Ausleihkarte bekommen. Wenn sie hier zu Gast sind, reicht eventuell auch eine befristete für eine Kurzeitausleihe. Diese ist zudem kostenlos. Brin-

gen sie dazu einfach einen Lichtbildausweis mit und wenden sie sich an den Ausleihschalter.«

Geist hatte nicht vor, das Werk auszuleihen und schon gar nicht auf seinen eigenen Namen. Vielmehr zeigte er sich erfreut über die Nachricht, dass die weitere Bearbeitung sofort erfolgen würde. Er blickte zum Ausgang hin, um jenes blaue Fach ausfindig zu machen, auf das er eben hingewiesen wurde. Rechts von der Tür erkannte er ein leerstehendes Regal, das über vier graue und in der Mitte über ein blaues Fach verfügte.

»Meinen sie dieses Fach dort? Das blaue, das sich zwischen den anderen grauen befindet?« Geist zeigte in dessen Richtung und blickte mit deutlich hochgezogener Stirn wiederum fragend zurück.

»Ja, dieses eine ist das richtige. Es kommt im Moment nicht sehr häufig vor, dass dort Werke abgestellt werden. Aber zweimal am Tag werden sie letztlich doch eingesammelt und zur Bearbeitung gebracht. Wenn die Studenten wieder zurück an der Universität sind, dann kann es schon vorkommen, dass abends das blaue Fach ziemlich voll ist.« Geist wartete, ob sie eine Erklärung dafür nachreichen würde, warum im Moment keine Studierenden anwesend waren. Seine fragenden Blicke, die er der Studentin schenkte, schienen von ihr jedoch anders interpretiert worden zu sein, da er dazu keine weiteren Erklärungen nachgeliefert bekam.

Mit dem Ablegen des Werkes im besagten Fach würden die weiteren Schritte, die der Fälschung ihre vermeintliche Richtigkeit gaben, eingeleitet werden. Dieser Schritt der Operation Igelius war für ihn somit abgeschlossen.

Guten Mutes bedankte er sich herzlich für die erteilten Auskünfte, prüfte kurz, ob er nichts irrtümlich liegen gelas-

sen hatte und verschwand durch die Tür aus den Räumlichkeiten mit dem plötzlich aufkommenden, ein wenig wehmütigen Gefühl, hier etwas Eigenes, etwas von sich, zurückzulassen, das ihm auf seltsame Weise wichtig war und dabei trotzdem zu wissen, dass er niemals wieder zurückkehren würde.

NACHDEM GEIST NOCH den ganzen Nachmittag zu seiner Verfügung hatte und ohnehin erst spät abends mit dem Zug nach Rom zurückfahren würde, beschloss er, den kürzesten Weg ins Hotel zu nehmen und dort sofort seine Abreise vorzubereiten. Wenn ihm nichts in die Quere kommen sollte, wäre er am frühen Morgen des kommenden Tages in Rom und hätte dann zwei ganze Tage der Entspannung und Erholung vor sich. In die kleine Lücke zwischen die zwei Tage drängte sich zudem ein langer Kulturabend. Schließlich hatte ihm Bräuner ja die Opernkarte für die Aufführung am kommenden Abend geschenkt. Und obwohl er die letzten Tage über keine Minute daran gedacht hatte, freute er sich spontan sehr darüber. Entspannung konnte er im Moment gut gebrauchen und während der Operaufführung würde er bestens abschalten können. Wenngleich in den letzten Tagen alles wie am Schnürchen gelaufen war, spürte er die schleichend einsetzende Müdigkeit, die der Körper aufgrund der hohen Konzentration, die seine Tätigkeit notwendig machte, zum Ausgleich nun einforderte.

Ein Mittagessen, so dachte er, könnte er auch in der Stadt einnehmen und, im Zentrum einmal angekommen, am Weg zu einem geeigneten Restaurant, ein wenig durch die Straßen schlendern. Obwohl ihn schon der Hunger plagte und er ge-

wohnt war, um diese Zeit eigentlich bereits gegessen zu haben, wollte er nicht länger am Universitätsgelände verweilen und dafür lieber rasch aufbrechen.

Im Hotel selbst war es ruhig. Weder an der Rezeption noch auf den Gängen am Weg zu seinem Zimmer traf er andere Hotelgäste an. Ihm schien, er wäre im Augenblick der einzige Anwesende. Die Geräusche, die er beim Ausstieg aus dem Lift vernommen hatte, stammten wohl ausschließlich von den Zimmermädchen, die sukzessiv alle Zimmer wieder in ihren Ausgangszustand zurückversetzten, sodass neue Gäste ihre Räumlichkeiten wie erwartet sauber und aufgeräumt vorfinden würden.

Er packte die wenigen Sachen, die er während des Aufenthalts aus seinen Taschen genommen hatte, wieder ein und sah sich kurz im Badezimmer um, wie routinierte Hotelgäste dies zu tun pflegen, bevor sie ihr Hotelzimmer endgültig verlassen. Damit wollte er sich vergewissern, dass er auch an die zwischenzeitlich dort abgestellten Utensilien gedacht und diese bereits verstaubt hätte. Den Inhalt seiner Umhängetasche gab er wieder in den Rucksack. Den aus der Bibliothek entnommenen Buchblock wickelte er in der gleichen Weise ein, wie er den ausgetauschten zum sicheren Transport hierher gebracht hatte und schob das so entstandene Paket in dessen gepolstertes Rückenteil, das ein praktisches Steckfach für Unterlagen in diesem Format enthielt.

An der Rezeption erledigte er die Bezahlung seines Zimmers und bat darum, dass ein Taxi gerufen würde, das ihn ins Zentrum der Stadt bringen sollte. Doch gerade als er sich verabschiedet hatte und sich bereits auf dem Weg zum Ausgang befand, konnte er durch die Glasscheiben der Tür erkennen, dass ein solches eben vorgefahren war. Er drehte sich da-

her noch einmal zur Rezeptionistin um, deutete auf den nun auch von innen gut zu erkennenden Wagen und verließ das Hotel in Eile durch den Ausgang um das ankommende Taxi nicht zu versäumen.

Wie sich zeigte, war Geist an den selben Fahrer geraten, der ihn bereits am Vortag vom Bahnhof zum Hotel gebracht hatte. Dieser schien ihn wiederzuerkennen und ging auf ihn zu, um ihm das Gepäck abzunehmen und in weiterer Folge wie selbstverständlich auf dem Rücksitz abzustellen. Geist nahm inzwischen auf dem Beifahrersitz Platz und sah noch einmal hin zu den modernen Gebäuden des Campus, die wie zum Abschied in der Sonne funkelten und strahlten als wären sie erst kürzlich errichtet und noch gar nicht vollständig bezogen worden. Noch ehe Geist gefragt wurde, wohin diese Fahrt führen sollte, startete der Chauffeur das Auto und fuhr zügig in die Gegenrichtung davon.

Automatismen wie jener, der sich gerade anbahnte, waren ihm im Grunde immer schon unheimlich gewesen, da sie darauf beruhten, dass jemand in einer ihm bekannten Situation annahm, was ein anderer vielleicht dachte und zugleich sofort handelte, ohne sein Handeln weiter zu hinterfragen. Und gerade eben dachte wohl der Fahrer, er sollte ihn zum Bahnhof zurückbringen, denn schließlich deuteten alle Umstände darauf hin. Er hatte Geist am Vortag vom Bahnhof zum Hotel mitsamt seinem Gepäck gebracht und nun stand dieser mit seinem Gepäck wiederum zur Abholung bereit. Wohin sonst würde Geist denn wollen, so die vermutliche Annahme, wenn nicht zum Bahnhof?

Im Fall dieser Fahrt war Geist der sich im Grunde selbsttätig regelnde Mechanismus allerdings ganz recht und erst nach einigen Minuten der Fahrt, als sie schon den schmalen Hügel,

auf dem die Universität errichtet worden war, hinter sich gelassen und sich bereits auf der Schnellstraße eingeordnet hatten, wandte er sich an den Fahrer und bat diesen, ihn im Zentrum so abzusetzen, dass er in unmittelbarer Nähe die Möglichkeit zu einem späten Mittagessen hätte. Der Fahrer nahm seine Anweisung mit einem Kopfnicken und einem Gesichtsausdruck, der Geist tiefstes Verständnis für sein Ansinnen vermittelte, zur Kenntnis und blickte sich im Rückspiegel um, ob der Verkehr einen baldigen Wechsel der Fahrspur zulassen würde. Dies war der Fall, denn nachdem der Fahrer sein Blinklicht aktivierte, tat sich alsbald eine Lücke im vorbeiziehenden Verkehr auf, die genügend Platz für einen Spurwechsel bot.

Kaum hatte der Wagen in die richtige Fahrspur übergesetzt, schien der Chauffeur darüber nachzudenken, an welcher Stelle er Geist am besten absetzen konnte. Schließlich schlug er ihm vor, dass er ihn direkt zum Restaurant »La Perla di Raffaele Loizzi« bringen könnte, da dieses noch geöffnet hätte und darüber hinaus für seine gute Küche in der Stadt bekannt sei. Zudem, fügte der Fahrer ganz entgegen seinem sonst wahrhaft kurz angebundenen Stil hinzu, könne Geist von dort aus leicht die Fußgängerzone erreichen. Diese würde nach Norden hin bis zur *Piazza John Fitzgerald Kennedy* reichen und sich von dort, entlang dem *Corso Giuseppe Mazzini*, in einem schmalen Streifen, der sich links und rechts bloß über je eine Seitengasse erstreckte, gut fünfhundert Meter nach Süden ausdehnen. Dieser Umstand war auch Geist bereits aufgefallen, als er noch zuhause seine Überblickskarte zusammenstellte, die die wesentlichsten Orientierungspunkte der Stadt beinhaltete und in deren Zentrum die eben erwähnte Fußgängerzone lag. Zwar wären dort, so der Taxilenker weiter, nicht übermäßig viele Restaurants angesiedelt,

dafür würden aber viele kleine Imbissbuden abwechslungsreiche Mahlzeiten anbieten, die er für eine Stärkung zwischendurch durchaus empfehlen könnte.

Geist sehnte sich im Moment jedoch vielmehr nach weißen Tischdecken aus dickem Damast und einer zuvorkommenden Bedienung in ruhiger Atmosphäre als dem Trubel einer touristisch belebten Fußgängerzone ausgesetzt zu sein, in der er zudem sein Gepäck stets im Blick haben musste, um dessen nicht unfreiwillig entledigt zu werden. Nach dem Essen würde er sicher einen Spaziergang benötigen, um einerseits seine Verdauung ein wenig in Schwung zu bringen und andererseits seinen müden Knochen Abwechslung durch etwas Bewegung zu bieten. In diesem Fall würde er die beschriebene Route wählen und auch dort entscheiden können, ob er vor der Fahrt zum Bahnhof noch eines dieser Lokale aufsuchen oder ob er bloß die typischen Attraktionen genießen wollte, die das Zentrum einer südeuropäischen Stadt üblicherweise zu bieten hatte.

Der Fahrer bog von der Schnellstraße nach links ab, um anschließend ein wenig durch enge Gassen zu kurven, wie es normalerweise nur jene Taxilenker tun, die damit nach Zeit und Kilometern haschten, um das Fahrtgeld ein wenig zu ihren Gunsten manipulieren zu können. Die vielen Einbahnschilder, die entlang des Weges, den das Auto nahm, aufgestellt waren, vermittelten Geist jedoch den Eindruck, dass ohnehin kein anderer Weg ans Ziel führen konnte. Jede weitere Option, die sich bei nächster Gelegenheit auftat, zeigte stets partout in die jeweilige Gegenrichtung und dem Taxilenker blieb somit nichts anderes übrig als sich mit seinem Fahrzeug beharrlich entlang dem günstigsten Pfad durch das Labyrinth zu bewegen.

Direkt vor dem Restaurant hielt der Wagen auf einem der leerstehenden Parkplätze an. Als Geist seine Rechnung bezahlt hatte, überreichte ihm der Fahrer eine bereits etwas abgegriffene Visitenkarte, die er zuvor geräuschvoll aus der Tiefe seiner Hosentaschen hervorgekramt hatte, und fügte hinzu, dass er abends ohnehin Dienst hätte und ihn bei Bedarf überall aufnehmen und zum Bahnhof bringen könnte. Wenn er das denn wolle, dann bräuchte er bloß anrufen. Der Chauffeur half ihm beim Aufnehmen des Gepäcks und verschwand anschließend mit seinem Wagen so rasch, als würde er bereits von der nächsten Terminfahrt angetrieben sein, die er pünktlich zu erreichen suchte.

Die Gaststätte erwies sich als ein gemütliches und keinesfalls steif geführtes Lokal, das anderenfalls, zumindest auf den ersten Blick und seinem äußeren Erscheinungsbild nach, wohl als eine »Trattoria« oder gar »Osteria« bezeichnet worden wäre, denn als »Ristorante«, das zumeist auf eher Gehobeneres hindeutete. Die alte Hausfassade, die sich mit ihrem tadellosen, wenn nicht sogar frisch renovierten Zustand äußerst geschmackvoll in die Umgebung des alten Stadtkerns einfügte, machte einen jedoch aufmerksam, dass hier Restaurantbetreiber am Werk waren, die es verstanden, das hier zusammengefügte Ambiente passend zu nutzen. Wenngleich auch die dem Lokal vorgelagerte Terrasse eher einfach gezimmert wirkte, stachen zwischen der hölzernen Einfriedung die schneeweiß glänzenden Tischdecken verheißungsvoll hervor. In einfachen Gasthäusern hingegen würde er an dieser Stelle wohl eher von einem Karo in rot-weiß empfangen werden, dessen durchgehendes Muster an jeder Tischseite von einfachen, dünnwandigen Papierservietten unterbrochen wäre. Hier allerdings fand sich außer den notwendigen Utensili-

en nichts auf den Tischen, das das makellose Weiß der gestärkten Damasttücher unnötig stören könnte.

Geist war hungrig und freute sich auf ein reichliches Mittagessen.

Von den vier Tischen, die auf der Terrasse unter großen dunkelgrünen Sonnenschirmen nebeneinander aufgestellt waren, und die so einen in sich geschlossenen Schatten bildeten, war nur ein einziger besetzt. Ein älteres Ehepaar saß schweigend, dafür aber offensichtlich ganz vertieft in ihr Mittagmahl, an einem der Ecktische. Als Geist an den ersten der freien Tische herantrat sahen die beiden zwar kurz auf, setzten aber anschließend sofort unbeeindruckt von der Anwesenheit eines Weiteren ihr Essen fort. In der Mitte ihres Tisches stand in einem dezenten Kübel eine Flasche Wein, auf deren beschlagenen Oberfläche deutlich die abperlenden Tropfen zu erkennen waren, die eine kalte Glasflasche unwillkürlich in einer warmen Umgebung hervorruft, wenn die Feuchtigkeit der Luft an ihrer glatten Oberfläche zu kondensieren beginnt. Der nur noch spärlich vorhandene Rest in ihren Gläsern verriet, dass es sich um Weißwein gehandelt haben musste, den sie ganz offensichtlich in einem Tempo fast leergetrunken hatten, das im Gegensatz dazu den üppig anliegenden Wassertropfen nicht gereicht hatte, um gänzlich zu verdunsten. Beide hatten die offenen Schalen von gekochten Muscheln auf ihrem Teller, die sie nebst unterschiedlichem Gemüse regelmäßig einer großen Schüssel entnahmen, die nur noch wenig Nachschub bot, und deren Inhalt sie gemeinsam mit großzügigen Scheiben Weißbrot überraschend geräuschvoll verspeisten.

Noch bevor der Kellner an seinen Tisch trat, um nach seinen Wünschen zu fragen, hatte sich Geist entschieden, das

gleiche Menü zu wählen, das am Nebentisch eben in den zweiten Gang wechselte. Schon als er sich setzte, nahm er die einfache aber typografisch geschmackvoll gestaltete Karte wahr, die mit ihrer langen Seite unter einem Körbchen hervorlugte. Dieses enthielt einige Servietten sowie das Besteck für mehrere Personen und konnte mit seinem respektablen Gewicht leicht verhindern, dass ein plötzlich aufkommender Windstoß die Karte davontrug. Auf dieser war neben einigen saisonal angebotenen Gerichten für den Nachmittag eine dreigängige Speisenfolge verzeichnet, die nach einem kleinen »Amuse-Gueule« frisch gekochte Jakobsmuscheln in einem Gemüse-Weißwein-Sud, danach ein kleines Kalbsschnitzel »a la nature« mit Gartenkräutern und Kartoffeln ankündigte und dem Gast abschließend die Wahl zwischen Käse oder etwas Süßem vom Serviertisch ließ. Als Weinempfehlung wurde ein »Trebiano Toscano« aus der nahen Region *Scavigna* oder ein für die Gegend typischer roséfarbener »Scavigna Rosato« angeboten, dessen Farbe ausgehend von leichten Rottönen durchaus ins kräftige Orange changieren konnte. Geist entschied sich für zweiten, da dieser in der warmen Jahreszeit ebenso kühl wie ein Weißwein getrunken wurde und sich als eine der regionalen Größen, die außerhalb Kalabriens kaum wahrgenommen wurde, als eine einmalige Gelegenheit wie von selbst empfahl.

Das Menü entsprach zur Gänze seinen Vorstellungen. Gut gesättigt und einigermaßen schläfrig vom Genuss des kühlen Weines, beschloss er, sein Gepäck im Restaurant abzustellen und von hier aus die Stadt ein wenig zu erkunden. Zu früh wollte er schließlich nicht am Bahnhof sein, denn der Zug würde aus dem Süden kommend nur kurz am Bahnsteig halten und anschließend zu seinem Endbahnhof in Rom weiter-

fahren. Er konnte somit sein Abteil diesmal nicht vorzeitig aufsuchen, sich wie üblich für die Nacht gemütlich einrichten und anschließend an seinem Platz die Weiterfahrt abwarten, sondern musste pünktlich erscheinen und hatte dann relativ wenig Zeit, vor dem Einfahren des Zuges die Position seines Waggons zu erkunden.

Wann genau das Ehepaar, das noch eben am Nebentisch ihre üppige Nachspeise verzehrt hatte, aufgebrochen war, konnte Geist im Nachhinein gar nicht genau sagen. Dass sich die beiden zum Aufbruch fertig gemacht hatten, war ihm bloß aufgefallen, als sie sich sichtlich erschöpft und zugleich auch etwas umständlich aus ihren Stühlen erhoben und dabei dem herbeieilenden Kellner in der Art freundlich zuwinkten, als wollten sie ihm mitteilen, dass sie seiner Hilfe nicht bedurften, auch wenn sie diese sehr zu schätzen wussten. Der Mann ging anschließend einige Schritte am Gehsteig voraus und wartete dort geduldig und mit einem zufriedenen Lächeln im Gesicht das Nachkommen seiner Frau ab. Sie war klein und sehr zierlich gebaut. Er hingegen von großer, schlanker Statur, die von einem überaus aufrechten Gang deutlich unterstrichen wurde. Als sich seine Frau bei ihm untergehängt hatte, gingen sie gemeinsam wie auf ein Kommando und ohne sich noch einmal umzusehen los. Die Szene erinnerte Geist ein wenig an das Einüben von Grundschritten, wie man sie in einer Tanzschule vermittelt bekommt und die immer dann besonders gut funktionierten, wenn sowohl der Tanzende als auch seine Partnerin gleichzeitig und ohne sichtbare Absprache loslegten. Die Schritte, die die beiden folgen ließen, vermittelten jedoch eher den Eindruck, dass sie diesbezüglich noch üben mussten, um ein harmonisches Bild zu erzeugen. Der Ehemann zeigte einen Gang, den man wohl als ein über-

triebenes Watscheln beschrieben hätte, das von sehr vielen kleinen Schritten und gleichzeitig einer pendelnden Körperhaltung ausgelöst wurde, während seine Frau im Gehen eher trippelte und sich sehr geradlinig fortbewegte. Das zufriedene Lächeln glücklich satter Menschen verschwand jedoch auch nicht aus ihrem Gesicht, als sie sich sichtlich um Koordination ihrer Schritte bemüht schon weiter entfernt hatten.

Es war bereits spät am Nachmittag, als Geist sich aufmachte, die ihm verbleibende Zeit zu nutzen und die Stadt ein wenig zu erkunden. Der Weg führte ihn, mit der Sonne direkt im Rücken, nach Osten. Die Orientierung war hier sehr einfach, da sich die Straßen im Wesentlichen wie ein Gitter von Norden nach Süden ausbreiteten und die Querstraßen nahezu im rechten Winkel dazu verliefen. Er hatte nur eine ziemlich stark befahrene sowie zwei als Einbahn geführte Straßen zu überqueren, ehe er in der *Via Calabria* in eine Seitengasse der Fußgängerzone gelangte.

Bereits auf der letzten Taxifahrt, die ihn zum Restaurant geführt hatte, hatte er einmal mehr jenen eklatanten Stilbruch wahrnehmen können, den die vielen in ihrer Ausführung sehr einfach gehaltenen und mehr schlecht als recht ausgeführten Betonbauten verursachten, die den im Grunde hübschen und ordentlich erhaltenen alten Ortskern umgaben. Dieser war aufgrund seiner traditionellen Bausubstanz auch für einen Fremden leicht zu identifizieren, wenngleich er an einigen wenigen Stellen vom modernen Baustil bereits durchdrungen und, wie es den Eindruck hatte, von diesem langsam aber sicher dauerhaft vereinnahmt wurde.

Wenn Geist all diese trostlosen Gebäude betrachtete, die zwar von sicherlich Baukundigen, von diesen jedoch gewissenlos schnell und billig aufgestellt worden waren, freute er sich

umso mehr, bald wieder zuhause zu sein. Zuhause in einem Heim, das eine Seele zu haben schien, die einen beim Betreten unwillkürlich begegnete und das mit Sicherheit auf eine lange, ereignisreiche Geschichte zurückblicken konnte. Zuhause in einer darin liegenden Wohnung, die er im Wesentlichen von seiner Vorgängerin übernommen und zum Teil selbst geschaffen hatte, konnte er sich vorstellen, für lange Zeit oder gar für immer zu bleiben. Der Umstand, dass dieses, sein Haus, im Sommer angenehm kühl und im Winter mit einfachsten Mitteln wohlig warm zu halten war, wäre all jenen Bauten, die ihm hier so trostlos entgegen blickten und die im besten Fall, um darin Sommer wie Winter auch wohnen zu können, künstlich und teuer klimatisiert waren, nur zu wünschen gewesen.

Die Fußgängerzone, die sich über den *Corso Giuseppe Mazzini* nach Norden hin zog, war hingegen geschmackvoll in mehreren Farben gepflastert und bot so einen willkommenen Kontrast zum billigen Einheitsbrei, den die Architekten hier in den letzten fünfzig Jahren mit oder ohne Genehmigung anrührten. Geist wählte diesen Weg und ging im Schatten der beidseitig aufragenden Häuser entlang der hier angesiedelten Geschäftslokale und Banken bis zu seinem Ende, den die *Piazza John Fitzgerald Kennedy* bildete. Wenige Menschen waren hier unterwegs und unter ihnen konnte er zudem kaum Touristen ausmachen. So schlenderte er mehr als er ging die Häuser entlang und wusste, keine Eile zu haben. Schließlich war die Flaniermeile verhältnismäßig kurz und die darin angebotenen Attraktionen weder berühmt noch derer sehr viele.

Ein paar Ordensbrüder, die möglicherweise aus dem nahen Kloster *Santa Maria della Matina* stammten, eilten der

Empore eines imposanten Bankgebäudes entgegen und verschwanden rasch im Dunkel des beeindruckenden Eingangsbereichs. Eine mehrflügelige Tür, die den Eingang bildete, wurde hier von einem überaus mächtigen Säulengerüst getragen, das auch gut zu einem Museum oder gar einem Tempel gepasst hätte, wobei die Assoziation mit dem Tempel sowohl zu den Geistlichen als auch zum dort einst gehandelten Geld passte. Dieses Kloster, an das Geist unwillkürlich beim Erscheinen der Mönche denken musste, war ursprünglich als Benediktinerabtei eingerichtet und später von den Zisterziensern übernommen worden. Bereits im dreizehnten Jahrhundert wurde es gegründet. Es schien ihm, dass im Kloster neben dem spirituellen Leben seit jeher ein wirtschaftlich sehr erfolgreiches geführt wurde, dessen Erträge sich überwiegend aus der Landwirtschaft speisten. Nach der Aufhebung des Klosters wurde allerdings nur noch der gewinnbringende Agrarbetrieb weitergeführt. Ein Großteil der Mönche hingegen wanderte ab. Geist hatte dazu einiges während seiner Reisevorbereitungen gelesen, sich aber nicht weiter mit diesem Umstand beschäftigt. Woher die Ordensbrüder, die eben so geschäftig das noble Bankhaus betreten hatten, also tatsächlich stammten, vermochte er nicht zu sagen. Ihr dunkler Habit wies jedenfalls auf einen Benediktinerorden hin und hatte ihn an das nahe Kloster erinnern lassen.

Nachdem sich für Geist abzeichnete, dass hier weitere Überraschungen jedweder Natur eher auszuschließen waren und auch seine vielen neugierigen und zugleich erwartungsvollen Blicke in die einmündenden Seitengassen im Vorbeigehen nichts Verheißungsvolles ergaben, beschloss er, sich eine bequeme Sitzgelegenheit zu suchen, und das spärliche Geschehen einfach zu beobachten und weniger daran teilzuha-

ben. Vielleicht ergab sich für ihn, so dachte er, ja daraus eine Möglichkeit, die Zeit bis zum Aufbruch angenehm zu überbrücken.

Ein Blick hinauf zum Himmel zeigte einzelne hochauftragende, schneeweiße Wolken, die sich vom jetzt bereits dunkelblauen Himmel des nahenden Abends markant abgrenzten. Einzelne Vögel waren aufgestiegen und flogen in kleinen Scharen zusammen in engen Schleifen ihre Kreise. Ansonsten war der Himmel leer und zeigte jene ruhige Stimmung an, die für den kommenden Tag insgesamt gutes Wetter verheißen sollte.

Wenngleich er zu Beginn seines Fußmarsches eigentlich große Lust nach ausgiebiger Bewegung verspürt hatte, so bemerkte er jetzt das Einsetzen einer entspannenden Geruhsamkeit, der er sich augenblicklich mit großem Genuss und wenig schlechtem Gewissen hingab.

WIE LANGE ER schließlich auf dieser Holzbank inmitten der Fußgängerzone von Cosenza gesessen hatte, konnte er später mit Sicherheit nicht mehr sagen. Ihm war, als würde die eben aufgekommene Müdigkeit zuerst langsam in eine angenehme, ihn von der Außenwelt abschottende Kontemplation übergehen und sich dann doch schleichend hin zur Langeweile entwickeln. Daher beschloss Geist, diese matte Stimmung abzustreifen, wieder Herr über seine noch schlummernden Sinne zu werden und aufzubrechen. Er musste ohnehin sein im Restaurant zurückgelassenes Gepäck abholen, ehe er sich auf den Weg zum Bahnhof machen konnte. Die Bequemlichkeit, die mit seiner augenblicklichen Stimmung einher ging, veranlasste ihn jedoch, nicht den unter anderen Umständen nur mäßig herausfordernden Fußmarsch anzutreten, sondern lieber auf der nahen Hauptstraße auf ein Taxi zu warten. Anhand seiner Überblickskarte schätzte Geist die Entfernung auf kurze drei Kilometer, wobei er als Fußgänger die stark befahrenen Routen meiden und mit nur einer Querung der Hauptverkehrsader den Weg direkt nach Norden bewältigen hätte können. Da er jedoch ohnehin zuerst zum Restaurant zurück musste, stellte diese Route für ihn einen Umweg dar, sodass es letztlich genug Gründe gab, sich voll und ganz der Faulheit hinzugeben und seine noch vorhande-

nen Kräfte für den nächsten Tag und die vielen damit verbundenen Erkundungsmärsche in Rom aufzusparen.

Als er sich mit seinem Gepäck zur nahen Hauptstraße, der *Via Riccardo Missi*, aufmachte, hielt ein Taxi vor dem Restaurant. Vier Frauen zwängten sich aus dem scheinbar engen Wagen ins Freie und sahen sich, nachdem sie alle ausgestiegen waren und sich schräg hinter dem Auto eng zu einer Gruppe zusammengestellt hatten, ein wenig unsicher um. Aus der Kombination von Kleidung und Leibesfülle zu urteilen waren sie ganz offensichtlich Amerikanerinnen. Geist kannte kaum Kulturen, in denen sich so stark übergewichtige Frauen in eng anliegende, kurze Hosen drängten, dabei hohe Socken in Sportschuhen trugen und dies passend mit Trägerleibchen und bunten Schirmmützen der Baseballmannschaft einer amerikanischen Universität kombinierten. Ohne auf die Sprache zu achten, in der sie sich miteinander unterhielten, ging er davon aus, dass die Wahrscheinlichkeit, sich zu irren, relativ klein sein dürfte. Ihr fragender und zugleich zuversichtlich ahnender Blick zeigte Geist an, dass sie wohl hierher gekommen waren, um ganz gezielt etwas wie einen bekannten Platz, ein wichtiges Denkmal oder gar eine weltberühmte Person, aufzusuchen, der, die oder das ganz in der Nähe sein musste, wengleich dieses Ziel sich ihnen als solches noch nicht offenbarte.

Da er jedoch hauptsächlich an ihrem Taxi und weniger am Grund ihres Erscheinens interessiert war, ging er auf die Gruppe zu, zeigte fragend auf den Wagen und erkundigte sich kurz bei ihnen, ob er diesen eventuell übernehmen dürfe. Geist setzte sich schnell, eigentlich ohne eine mögliche Widerrede richtig abzuwarten, mitsamt seinem Gepäck auf den Beifahrersitz, wobei er den Rucksack und seine Tasche im geräumi-

gen Fußraum abstellte. Der Sitz war weit nach hinten gerückt, sodass ein schnelles Einsteigen ohnehin leicht möglich war. Der viele Platz, der sich seinem Gepäck unerwartet bot, war vor nicht allzu langer Zeit wohl von den mächtigen Beinen einer der eben ausgestiegenen Fahrgäste eingenommen gewesen und die weit hintenliegende Sitzposition somit erklärbar.

Das Taxi fuhr bereits langsam an, als der Fahrer sich nach dem Ziel erkundigte. Mit einem besorgten Blick in den Rückspiegel und einer einhergehenden, ein wenig verduzt anmutenden Geste vermittelte er den Eindruck, als wäre er froh, gerade seine Passagiere gewechselt zu haben und dabei die vorherigen so rasch und zugleich ohne weiteren Aufwand losgeworden zu sein. Das Auto bog links in die direkt nach Norden zeigende Straße ein und brachte Geist im nun dichter werdenden Abendverkehr ohne Stau und ohne Umwege zum Bahnhof.

Am Weg dorthin konnte er den einen oder anderen Blick zwischen die vorbeiziehenden Häuserreihen werfen. Immer dann, wenn einer quer verlaufenden Gasse oder kleineren Straße stirnseitig kein Haus vorgebaut war, gewährte die so entstehende Lücke in der sonst dicht stehenden Häuserfront einen kurzen Einblick in die versteckten Gärten und Hinterhöfe der Anrainer. Manche davon waren zu kleinen Paradiesen ausgestaltet, zeigten eine üppig wuchernde grüne Oase, in denen sich ihre Besitzer auf engstem Raum zu erholen suchten und den vorhandenen, wenngleich auch nur sehr kleinen Platz zum Rückzug in die Beschaulichkeit nutzten. Andere wiederum vermittelten eher einen verwahrlosten Eindruck. Hier hatte die Natur längst Überhand genommen und jeden gestalterischen Eingriff, wenn denn ein solcher jemals stattgefunden hatte, wieder aufgehoben. Solche Flächen glichen

eher kleinen Urwäldern, restlos zugewachsen von dichtem und kaum zu bändigendem Gestrüpp. Dies waren gänzlich andere Paradiese. Sie boten allerlei Vögeln und Kleintieren Rückzugsgebiete anstatt den hier lebenden Menschen, die, wenn sie sich gestalterisch ans Werk machten, ihre ästhetischen Vorstellungen von grüner Natur ohnehin den Hochglanzseiten der üblichen Baumarktkataloge entnahmen.

Geist hatte sich immer ein Haus mit Garten gewünscht, der ihm Sommer wie Winter ein zusätzliches Refugium sein konnte. Der Garten musste seinen Vorstellungen nach nicht sehr groß sein, aber immerhin so viel Grünfläche bieten, dass er diese ein wenig bewirtschaften konnte. Umfangreiches Rasenmähen am Wochenende überließ er gerne anderen. Den Platz würde er vielmehr für einzelne mittelhohe Blumenstauden, vielleicht auch für ausgefallene Gewürzkräuter nutzen, die in den letzten Jahrzehnten aus der Mode gekommen und in den heutigen Rezeptsammlungen vielfach in Vergessenheit geraten waren. Das würde ihm schon reichen.

Rund um sein Haus boten sich ihm dazu keine Möglichkeiten. Im Hof waren im Grunde wohl Flächen dafür vorhanden, nur wurden diese schon in der Vergangenheit ausschließlich als Verkehrsflächen genutzt und waren daher gekiest und ohne jeglichen Humus im Untergrund angelegt. Die sichtbar gebliebenen Spuren der Vergangenheit zeigten deutlich, dass hier Fuhrwerke zuwege waren, die Holz und anderes lieferten, die gewiss auch hinter versperrbaren Toren über Nacht sicher abgestellt werden mussten, dass einst Gerätschaften aufgestellt waren, mit denen Arbeiten durchgeführt wurden, die nur außer Haus erledigt werden konnten und dass all diese Arbeiten wichtiger waren als das Ziehen von anmutigen Blumen und wohlschmeckendem Gemüse. Die wenigen Pflan-

zen, die im Hof trotzdem vorhanden waren, beschränkten sich daher auf einen hoch aufragenden Haselnussstrauch, der lange, bevor Geist ihn zum erstem Mal wahrgenommen hatte, zwischen dem Schuppen und der Hausmauer wild aufgegangen sein dürfte und auf einige wenige Begleitpflanzen, die die Mehrheit der Besucher wohl als wenig liebreizendes Unkraut bestimmen würden, auch wenn dieses ohne Pflege Jahr für Jahr einen ordentlichen Wuchs zeigte und es zu dauerhaftem Blühen brachte, ohne dass man sich dafür sonderlich interessieren, geschweige denn, dieses gar hegen und pflegen musste.

Die Haselnüsse waren für ihn, die wenigen Tiere, die sich in der städtischen Umgebung wohl fühlten und ganz besonders natürlich für Max eine willkommene Bereicherung. Daher ließ Geist den inzwischen mächtigen Strauch an dieser Stelle wachsen und musste auch in den folgenden Jahren nicht an Baumschnitt denken. Die einzige Blütenpracht, die im Sommer daneben unübersehbar war, stammte von den drei Kübelpflanzen, die er über den Winter im Keller vor Frost bewahrte und die er im Frühling, wenn die feuchten Nächte keinen dicken Reif mehr trugen, ins Freie holte. Alle drei kamen im Wesentlichen mit dem Wasser aus, das der Himmel regelmäßig zu bieten hatte und aufgrund der wenigen Pflege, die er investierte, staunte Geist im Herbst zumeist nicht schlecht, wenn er sie wieder ins Haus holte und sie dabei über die Stufen hinunter zu schleppen hatte und feststellen musste, dass sie wiederum nicht unerheblich gewachsen waren und an Fülle merkbar zugelegt hatten.

Hatte ihm die bereits sehr tief stehende Sonne vor Kurzem noch überraschend deutliche Einblicke in die sonst so privaten Räume der hier lebenden Menschen geboten, so verschwanden diese letztlich genauso schnell, wie sie gekommen

waren. Die einbrechende Dunkelheit bot ausschließlich das, was im Scheinwerferlicht des Taxis und der sie begleitenden Straßenlaternen zu erkennen war. Sie waren am Bahnhof angekommen. In der kurzen Zeit der Autofahrt war es dunkle Nacht geworden.

Geist bezahlte, hob sein Gepäck aus dem Fußraum und machte sich auf zu jenem Bahnsteig, auf dem die Züge in Richtung Rom einfuhren. Obwohl der Bahnhof über mehrere Bahnsteige verfügte, schienen bloß zwei für den Personenverkehr genutzt zu werden. Einer nahm die Züge in Richtung Süden auf, der andere jene in Richtung Norden. Und dieser war somit der für ihn bestimmte.

Am Bahnsteig herrschte große Leere. Neben ihm waren noch zwei weitere Männer anwesend, die so wie er warteten. Geist konnte jedoch nicht sagen, ob sie zum Bahnhof gekommen waren, um in den Zug zu steigen und abzufahren oder um jemand anderen vom demnächst einfahrenden Zug abzuholen. Beide hatten zwar Taschen dabei. Richtiges Gepäck, wie man es von Menschen erwartet, die eine Reise oder zumindest eine kürzere Geschäftsreise antreten, führten sie jedoch nicht mit sich. Die beiden kehrten sich mit deutlichem Abstand voneinander den Rücken zu und blickten hinaus in die in der Zwischenzeit alles umhüllende Dunkelheit der Umgebung. Seit er am Bahnsteig angekommen war, standen beide an ein und derselben Stelle und schienen sich überhaupt wenig zu bewegen. In ihrer Pose, die sie so stehend unwillkürlich einnahmen, hätte man vermuten können, dass sie sich gegenseitig mitteilen wollten, nichts miteinander zu tun zu haben und auch absolut nichts miteinander zu tun haben wollen. Aber dem war wohl nicht so. Es war spät, die Umgebung nicht gerade einladend zum Verweilen und jeder war letztlich

froh, einem solchen Ambiente lieber früher als später zu entkommen. Die beiden standen eben am Bahnsteig und warteten.

Nachdem ihm noch ein wenig Zeit blieb, bis der Nachtzug in die Hauptstadt laut Plan einfahren würde, wanderte Geist mitsamt seinem Gepäck den Bahnsteig entlang auf und ab. So konnte er noch ein wenig von jener beabsichtigten Bewegung nachholen, die ihm in den Nachmittagsstunden verloren gegangen war.

Er war schon einige Male zwischen den beiden Enden des Bahnsteiges hin und her gependelt, als er bei seinem voraussichtlich letzten Ankommen auf einer der beiden Stirnseiten aus der Dunkelheit kurze, kehlige, jedenfalls gehackt ausgestoßene und ihm sehr wohl vertraute Laute vernahm. Maxens südländische Verwandtschaft war anwesend und machte auf sich aufmerksam. Geist horchte auf und sah an jene Stelle, aus der er die vertrauten Geräusche vernommen hatte. Im düsteren Licht der Bahnhofsbeleuchtung stehend konnte er in der Dunkelheit zwar vage die Konturen einiger Raben ausmachen, die sich auf den Gleisanlagen an irgend etwas zu laben schienen, mehr konnte er aber nicht erkennen. Wahrscheinlich hatten sie sich so spät noch über ein Aas hergemacht, das sie bei ihren abendlichen Rundflügen zufällig entdeckt haben mussten. Vielleicht bot ein toter Hase oder ein ähnlich großes Tier, das unter den Zug geraten war, ein attraktives, wenngleich sehr spätes Abendmahl, das sich die Vögel nicht entgehen ließen. Raben waren ansonst nur selten in der Nacht besonders aktiv oder gar auf Futtersuche, hier aber gingen die Vögel noch emsig zur Sache und ließen sich von seiner Anwesenheit auch nicht weiter stören.

In der Ferne sah Geist die sich rasch nähernden Scheinwerfer des ankommenden Zuges. Erst als dieser bereits ganz nah war, mussten die Tiere von ihrem Mahl lassen und flogen mit ihren mächtigen Schwingen im allerletzten Moment auf und ließen sich von der in jedem Fall übermächtigen Eisenbahn vertreiben. Nicht ohne noch einmal kräftig aus der Distanz zu schimpfen, und wohl auch satt, flogen die Tiere von dannen.

Geist ging angesichts der bevorstehenden Ankunft des Zuges hastig in die entgegengesetzte Richtung zurück, um rasch wieder die Mitte des Bahnsteiges zu erreichen und bestieg dort wahllos den vor ihm zum Stehen gekommenen Waggon. Wie sich zeigte, war das von ihm reservierte Abteil nur einen Wagen entfernt untergebracht, sodass er dieses im überraschend langen Nachtzug unerwartet leicht auffinden konnte. Als er das Abteil betrat, war es völlig leer. Das Licht war angemacht, bereitgestellte Handtücher wiesen darauf hin, dass es für ihn vorbereitet war. Die leeren Reservierungsschilder, die beim Eingang zum Abteil angebracht waren, zeigten an, dass außer ihm niemand einen Schlafplatz im Voraus gebucht hatte. Er konnte sich somit auf eine ruhige Nacht und einen erholsamen Schlaf einstellen und zugleich hoffen, dass er am darauf folgenden Morgen gut ausgeruht in Rom ankam. Sein Bett war bereits gemacht und da weit und breit kein Zugbegleiter zu sehen war, beschloss Geist, sich für die Nacht einzurichten und sich alsbald schlafen zu legen.

Als überaus routinierter Zugfahrer verstaute er mit wenigen Griffen sein Gepäck auf den dafür vorgesehenen Abstellplätzen, griff in die Reisetasche, in der zuoberst seine Waschuensilien und sein Schlafanzug verstaute waren und betrat damit das kleine, in seiner Form rund angelegte Badezimmer,

das auch eine abgetrennte Dusche beherbergte. Etwas Katzenwäsche und ausgiebiges Zähneputzen sollten reichen, um, nach einem langen Tag wieder hinreichend erfrischt, rasch die Ermüdung in entspannte Ruhe zu verwandeln. Die weißen, frisch gewaschenen und akkurat gebügelten Laken des schmalen Bettes nahmen ihn anschließend bereitwillig auf. Rasch war er eingeknickt.

DI E NACHT VERLIEF, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung, genauso ruhig, wie Geist es sich gewünscht hatte. Bald nachdem er eingeschlafen war, wurde er durch ein ungewöhnlich heftiges Rütteln, das hintereinander alle Waggon zu erfassen schien, aufgeweckt. Er hatte daraufhin mit müden Augen zum Fenster hinaus gespäht, um eventuell erkennen zu können, woher dieses stammte. Die Bewegung des Waggons fühlte sich an wie das gemächliche und gleichmäßige Schaukeln eines Schiffes hin zu beiden Seiten, dem in deutlich kürzerem Rhythmus kleine Gegenbewegungen hinzugefügt wurden. Dieser Umstand führte zum unangenehmen Effekt, dass manche Bewegungen verstärkt, andere wiederum unwillkürlich gebremst wurden. Der Zug fuhr in diesem Moment sehr langsam und in kurzen Intervallen über eine größere Anzahl von Weichen, deren Stellrichtung nicht nur die Wagen des Zuges heftig zum Schaukeln, sondern auch die Räder unüberhörbar zum Schleifen und Quietschen brachte, wenn diese nicht exakt in Fahrtrichtung auf die Schienen trafen. Einen Augenblick lang dachte Geist, sie würden gerade eine Gleisbaustelle queren. Da er jedoch keine entsprechenden Maschinen und Geräte, keine Absperrungen und auch keine vorbereiteten Baumaterialien entdecken konnte, verwarf er diesen Gedanken wieder. Er suchte kurz die Toilette auf und

begab sich zu Bett, sobald die metallischen Geräusche abgeklungen waren.

Er war schließlich rasch eingeschlafen und schlief die restliche Nacht so tief, dass er nach dieser kurzen Unterbrechung weder die üblichen Geräusche noch die typischen Bewegungen des Zuges wahrgenommen hatte. Erst die überaus schrille Stimme des allmählich näherkommenden Schlafwagenschaffners drang zu ihm durch und weckte ihn am frühen Morgen. Dieser betrat einen Minutenbruchteil nach seinem kurzen und resoluten Anklopfen das Abteil, wünschte ihm einen guten Morgen, kontrollierte seine Fahrkarte und kündigte an, dass sie in etwas mehr als einer Stunde in Rom ankommen würden. Zudem erkundigte er sich noch nach Geists Wünschen für das Frühstück, die er mit auffallend ungelinken Bewegungen und wohl selbst noch ein wenig schlaftrunken auf einem vorbereiteten Formular vermerkte. Er kündigte an, dass Geist in einer viertel Stunde sein Frühstück serviert bekäme, bevor er das Abteil wieder verließ, um sich anschließend auf den Weg zurück zu seinem Arbeitsplatz zu machen.

Das Frühstück, das er von einem reichlich bestückten Servierwagen herunter auf blitzblanken Frühstückstellern vorgelegt bekam, war so reichhaltig, sodass er sich sogar ein wenig beeilen musste, wollte er einerseits den rechtzeitigen Ausstieg in Rom nicht versäumen und sich andererseits für den bereits deutlich dämmernden Tag noch ausreichend stärken.

Mit seinem Gepäck, das er lose baumelnd unter den Armen trug, verließ Geist den Waggon als erster. Vorsichtig stieg er die drei eisernen Gitterstufen hinunter, die hinter der geöffneten Waggontür mechanisch ausgefahren wurden. Am Bahnsteig angekommen, musste er sich mit einiger Bestimmtheit und dem nötigen Nachdruck durch die bereits in langen

Schlangen anstehenden Menschen drängeln, die ihrerseits versuchten, möglichst rasch in den Zug und dort an einen Sitzplatz zu gelangen. Mit seinen links und rechts abstehenden Ellbogen, die sich aufgrund des unter die Arme genommenen Gepäcks für die Entgegenkommenden wie halb ausgebreitete Flügel darstellen mussten, versuchte er in abwechselnd halben Links- und Rechtsdrehungen von den entgegenströmenden Menschen nicht erfasst und in entgegengesetzter Richtung mitgezogen zu werden. Dass Geist das Gepäck nicht gleich ordentlich aufgenommen und sich auch den Rucksack nicht umgehängt hatte, erwies sich in dieser Situation als sehr unpraktikabel. Kaum war er dem ersten Pulk entkommen, blieb er am Rande bei einem der Abgänge zur *Metropolitana* kurz stehen und lud sich rasch sein Reisegepäck an den dafür vorgesehenen Henkeln und Trägern auf. Auch wenn er bereits nach fünf oder sechs Stationen bei seinem Hotel angekommen sein würde, wollte er den Reisenden in der U-Bahn nicht ungeschickt und schwerfällig den Weg verstellen und sich auch selbst sein Fortkommen nicht unnötig erschweren.

Rom ist eine Stadt der Hektik und der Beschaulichkeit zugleich. Auf den Straßen, im Fußgängerverkehr, in der Metro, in der Straßenbahn, in den Zügen, ja in allen Arten der Fortbewegung herrscht stets ein Treiben, das von einer regen Ungeduld geprägt ist, die Geist bei allen seinen Reisen nach Rom immer wieder aufs Neue erstaunen ließ. Kaum eine Stadt zeigt sich stets so laut und so ungestüm wie diese. Im Gegensatz zu der außerordentlichen Unruhe wirkt die Stadt auch gleichzeitig wie eine großartige Kulisse, die Ruhe und Geduld vermittelt. Jahrhunderte, ja Jahrtausende alte Bauwerke haben hier schon unzählige Generationen an sich vorbeiziehen sehen, oh-

ne dass sie sich selbst wesentlich verändert hätten. In dieser Weise trifft die Hektik und das Schnellebige der Stadt an allen Ecken und Enden unvermeidlich auf das sich nie Ändernde, das Bleibende, das nach Ruhe verlangt, um hinreichend bestaunt und gewürdigt werden zu können. Geist wusste, er konnte an nahezu jeder Haltestelle der Metro an die Oberfläche aufsteigen und sofort würde die Außerordentlichkeit des Ewigen in dieser Stadt den aufmerksamen Betrachter jeder Unachtsamkeit entreißen.

Am Fahrkartenautomat löste er eine Zeitkarte, mit der er bis zu seinem Hotel fahren konnte. Die Gültigkeit über eine Gesamtdauer von fünfundsiebzig Minuten für eine Fahrt in eine Richtung würde er ohnehin nicht benötigen. Eine kürzere Zeitdauer konnte er nicht erwerben und für eine wesentlich längere wollte er sich nicht entscheiden, da er beabsichtigte, möglichst viel des Weges zu Fuß zurückzulegen. An dieser Absicht änderte auch der Umstand nichts, dass er sich mit einer Fahrkarte nicht nur in der U-Bahn, sondern innerhalb des Gültigkeitsbereichs auch mit den Bussen und den Straßenbahnen der Stadt fortbewegen konnte.

Er durchquerte eines der eisernen Drehkreuze beim Eingang zum Bahnsteig, auf dem auch sofort ein Zug der passenden U-Bahn, der *Linie A*, einfuhr. Rom war mit nur zwei U-Bahn-Linien ausgestattet, was für die Größe der Stadt und die Dichte des Verkehrs ungewöhnlich war. Die Möglichkeit, die falsche Linie zu wählen war somit genauso gering, als hätte man zwar die richtige Linie, dafür aber die falsche Richtung gewählt. Die *Linie A* führte vom Süden der Stadt kommend in den Westen. Ihm war, als hätte unmittelbar vor diesem Zug ein ebensolcher die Haltestelle Termini verlassen. Und er sollte recht haben, denn der eben einfahrende war ziemlich

leer und ein Sitzplatz gleich beim Ausgang leicht zu bekommen. In unmittelbarer Nähe zur äußeren Mauer der Vatikanstadt konnte er an der Station »Ottaviano« die *Metropolitana* nach fünfzehn Minuten Fahrzeit, die ihm wesentlich kürzer erschienen war, wieder verlassen.

Bei der Wahl des weiteren Weges versuchte er sich an die Beschreibung zu halten, die er nach seiner Buchung im Reisebüro am Bahnhof vom Hotel zugeschickt bekommen hatte. Er steuerte, den Angaben entsprechend, auf den Ausgang an der vorderen Seite der Station zu und hielt sich anschließend links, im Süden dem Vatikan zugewandt. Nachdem er zwei Nebenstraßen, die er queren musste, passiert hatte, stand er bereits vor dem eher unscheinbaren Eingang des Hotels.

Im Gegensatz zu dessen Schlichtheit nahm Geist den dahinter liegenden Gang als einen modernen, geschmackvoll gestalteten und sichtlich neu eingerichteten, aber ungewöhnlich langgezogenen Raum wahr, der bis in die hintersten Bereiche des Hotels führte. Am Ende dieses Ganges erreichte er den Empfangsbereich, der von allen Seiten kommend, gut einsehbar war und konnte dort einen ersten Blick in die gemütlich ausgestattete Lobby werfen, mit der das Hotel in allen Prospekten ausführlich beworben wurde.

An der Rezeption teilte man ihm zu seiner Freude mit, dass sein Zimmer die letzte Nacht unangekündigt leer geblieben war, sodass er dieses auch gleich beziehen konnte. Damit blieb ihm der Umstand erspart, sein Gepäck vorläufig im Abstellraum des Hotels zu deponieren und am frühen Nachmittag kurz zurückzukehren, um sein Zimmer zu übernehmen.

Bei der Buchung hatte Geist den Preis für die eine Nacht in Rom zur Gänze im Voraus begleichen müssen. Anderenfalls wäre eine verbindliche Reservierung nicht zustande ge-

kommen. Mit dieser Gepflogenheit war Geist durchaus vertraut, wenngleich ihm schien, dass diese in Italien, im Gegensatz zu vielen anderen Ländern, die er in der Vergangenheit bereist hatte, besonders streng eingehalten wurde. Mit dem Coupon, der ihm gleich nach seiner Bezahlung zugeschickt worden war, bekam er von der Rezeptionistin den Zimmerschlüssel ausgehändigt. Nachdem er auch die wenigen Formalitäten, die anschließend noch zu erledigen waren, abgeschlossen hatte, machte er sich auf den Weg in den ersten Stock, um sich nach der Nacht im Zug noch ein wenig in einem wohl wesentlich bequemerem Bett auszuruhen, als auch ein komfortabler Schlafwagen eines bieten konnte.

Rasch schlüpfte er aus seiner Oberbekleidung, schlichtete diese ordentlich gefaltet über die Kante des Bettfußes und legte sich in seiner Unterwäsche auf das am Vortag frisch gemachte und in der Zwischenzeit völlig unberührt gebliebene Bett, ohne sich weiter zuzudecken. Obwohl eines der beiden Fenster in seinem Zimmer gekippt war, schien es ihm für ein kurzes Nickerchen, auch ohne zugedeckt zu sein, warm genug. Vom Bett aus konnte er in einem von der gegenüberliegenden Häuserfront freigegebenen kleinen Ausschnitt den Nordteil der einst mächtigen Vatikanmauer erkennen, die vom Osten her von der morgendlichen Sonne angestrahlt wurde. Auch sein Bett lag schon ein wenig in ihrem Einflussbereich, denn er nahm die angenehme Wärme der Sonnenstrahlen auf seinen Beinen noch deutlich wahr bevor er einnickte.

Der kurze Erholungsschlaf sollte schließlich drei Stunden dauern. Es ging bereits langsam auf Mittag zu, als Geist erwachte und feststellen musste, dass er in dieser Zeit wohl unter die Bettdecke gekrochen war und vermutlich auch deshalb deutlich länger geschlafen hatte, als er dies eigentlich beab-

sichtigte. Die wohltuende Wärme, die die Laken auf seinem jetzt angenehm entspannten Körper zurückhielten, machte es Geist zudem nicht gerade leicht, auf der Stelle das Bett zu verlassen. Der inzwischen intensiver und vor allem deutlich lauter gewordene Verkehr, dessen Lärm vom Innenhof des Hotels einigermaßen abgehalten wurde, drang nur langsam und wie ein im Hintergrund schwelender Ton bis zu ihm durch. Geist aber war ausgeruht, fühlte sich frisch und beschloss, Rom zur Mittagszeit mit einem kleinen Imbiss bei Sonnenschein zu begrüßen.

Nachdem er sich kurz im Badezimmer frisch gemacht hatte, hinterlegte er am Empfangsschalter seinen Schlüssel und ging, mit Hose und Hemd, jedoch ohne Rock oder Jacke, relativ leicht bekleidet hinaus in die Wärme der bereits seit Stunden sonnendurchfluteten Stadt. Er verließ das Hotel in südlicher Richtung, steuerte also auf die naheliegenden und von seinem Ausgangspunkt zugleich nahe gelegenen touristischen Zentren zu und verließ sich ganz darauf, dass er in einer der kleinen Nebengassen eine italienische Bar fand, die um diese Tageszeit eine kleine Auswahl der traditionell schmackhaften Genüsse der italienischen Küche zum Essen und zum Abschluss einen annehmbaren Espresso anboten, der ihn bis spät am Abend auch wach halten konnte.

Obwohl Geist kein Kaffeetrinker war, passte die Vorstellung eines tief schwarzen und zugleich leicht bitteren Schlucks genau zu seiner augenblicklichen Stimmung. Eine Tasse goldgelben Darjeeling Tees hätte ihm, einem passionierten Tee-trinker, wohl an allen anderen Tagen mehr behagt. Nur hier und heute konnte und musste es eben anders sein. Bislang hatte Geist achtzehn Male Kaffee getrunken und wusste zu jedem einzelnen Ereignis eine passende und manches Mal für

ihn auch spannende Geschichte zu erzählen. Die Geschichte Nummer neunzehn würde somit in Rom stattfinden. Als er diesen Umstand in Gedanken Revue passieren ließ, stellte er fest, dass er schon auf der Hinreise im Zug mangels passender Alternativen einen doppelten Espresso zum Frühstück getrunken hatte und er somit bereits bei Kaffee Nummer zwanzig angelangt war. Diese Reise, so fand Geist, zählte somit nicht nur aufgrund des besonderen Anlasses zu den außergewöhnlichsten, die er je angetreten hatte. Auch in dieser Hinsicht war sie eine bemerkenswerte. Waren in der Vergangenheit schon bis zu fünf Jahre verstrichen, ohne dass er einen Schluck Kaffee zu sich genommen hatte, und ohne dass es ihn danach gelüstet hätte, so konnte er auf dieser Reise in wenigen Tagen bereits zweimal Kaffeetrinken auf seiner Liste verbuchen, die er ausschließlich im Gedächtnis führte und die, wie man sich leicht vorstellen konnte, in Erzählungen in seinem Freundeskreis bereits mehrfach zur allgemeinen Heiterkeit beigetragen hatte.

Er musste gar nicht weit durch die Gassen wandern und nach einer geeigneten Bar suchen, denn bereits in der *Borgo Pio*, die er zu Fuß nach einer viertel Stunde am Weg in Richtung Engelsburg erreichte, fand er auf der sich um die Ecke ausdehnenden Terrasse des »Ristorante Arlù« einen freien Tisch, der sich zudem in deren sonnigem Abschnitt befand. Der Platz wirkte wie einer, der erst vor Kurzem von anderen verlassen worden war. Die Teller, Flaschen, Gläser und Tassen jener Gäste, die vor ihm hier gespeist hatten, waren noch nicht abgeräumt, die Polsterauflagen der Stühle waren unregelmäßig verteilt und deuteten in ihrer Unordnung darauf hin, dass diese wohl beim Aufstehen auf den Boden gefallen und in aller Eile willkürlich wieder zurückgelegt worden waren. Im Re-

staurant selbst sowie auf der Terrasse herrschte Hochbetrieb. Dieser Umstand verschaffte Geist die Möglichkeit, sich ein wenig umzusehen.

Eigentlich hatte er vorgehabt, seinen alten Reiseführer im Mini-Taschenbuchformat einzustecken, den er vor vielen Jahren auf einem sonntäglichen Flohmarkt entdeckt hatte und der von all seinen Vorbesitzern wohl völlig unbenutzt aufbewahrt worden war. Als er ihn erwarb war dieser noch in das Cellophan jener Jahre eingeschlagen, in denen er einst erschien und wies zudem keinerlei Gebrauchsspuren auf, die darauf hindeuteten, dass der Umschlag je geöffnet worden wäre. Diese handliche Ausgabe, wie ein Beiheft zu einem umfangreicheren Werk ausgelegt, hätte leicht in einer engen Hosentasche Platz gefunden. Trotz seines fortgeschrittenen Alters konnte dieses Heftchen zur Orientierung in der Stadt immer noch seinen grundsätzlichen Zweck erfüllen und Reisende sicher an ihr Ziel bringen. Auch wenn dieser Reiseführer noch nicht in Farbe, sondern ausschließlich in Schwarz-Weiß gedruckt war und aus den frühen 1960er-Jahren stammte, konnte er einem im Grunde damit immer noch dienlich sein. Allein, die Mauer, die einst Papst Leo IV. zum Schutz der Pilger in diesem Stadtteil errichten ließ und die Geist von seinem Tisch aus unmittelbar einsehen konnte, würde wohl noch mit ihrem Verlauf eingezeichnet und beschrieben sein, den sie bis spätestens 1950 hatte. In den 15 Jahren vorher wurde diese beim Bau der *Via della Conciliazione* trotz ihrer mittelalterlichen Bausubstanz größtenteils zerstört. Aber das Mittelalter war für den Entwurf geeigneter Zukunftspläne in einer Stadt wie Rom wohl nicht alt genug, um die erhalten gebliebenen Baudenkmäler dieser Zeit hinreichend vor ihrer allzu leichtfertigen Beseitigung zu schützen.

Letztlich aber war er froh, außer ein paar Geldscheinen, die zusammengefaltet überall Platz fanden, nichts mit sich herumtragen zu müssen.

Geist fiel auf, dass das Restaurant mit einem Mal wie verlassen wirkte. Eine größere Gruppe an Männern und Frauen, die offensichtlich zusammengehörten, verließ ihre Tische und machte sich geschlossen auf den Weg in jene Richtung, aus der er vor wenigen Minuten gekommen war. Dieser Umstand führte dazu, dass sich auch das Tempo seiner Bedienung dramatisch veränderte. War er vorhin von keinem der Kellner wahrgenommen worden und hatte er sich, nachdem er am Tisch Platz genommen hatte, noch selbst eine Speisekarte von einem der Nachbartische besorgen müssen, so räumte nun augenblicklich ein Kellner zügig den Tisch frei während ein anderer ein frisches Tischtuch, ein Gedeck sowie einen reichlich befüllten Brotkorb brachte und gleich anschließend routiniert seine Bestellung aufnahm. Er wählte das zweigängige Mittagsmenü des Tages. Der erste Gang bestand aus der üblichen Pasta, die sich am Teller durch ein selbstgemachtes Pesto aus einer duftend grünen Kräutervariation hervorhob, nach deren Verzehr es Geist eigentlich nach mehr verlangte. Im zweiten Gang wurde eine kleine *Piccata milanese* serviert, deren Höhepunkt weniger das zarte Fleisch, dafür die pikante Tomatensoße mit Pilzen war, die am Gaumen ganz vorzüglich mit den in Butter leicht angebratenen Rosmarinkartoffeln harmonierte. Als Augenweide diente ein kleiner Strauß an frischen Basilikumblättern, der kunstvoll verknotet am Gipfel der gelegten *Piccata* thronte. Geist hätte sich zum süßen Abschluss auch gerne noch vom Servierwagen bedient, doch wollte er sich den Nachmittag über nicht mit einem übervollen Magen durch die Gassen schleppen und verhin-

dern, dass sämtliches Blut sofort der Verdauung und weniger der Konzentration zugewiesen wurde. Zuvor schon hatte er beschlossen, auf den passenden Wein zum Essen zu verzichten und dafür Wasser als Getränk zu wählen. Jener hätte ihn früher ermüden lassen und da er abends noch die Vorstellung in der Oper genießen wollte, ohne frühzeitig mit dem Schlaf zu kämpfen, blieb er lieber beim Wasser.

Nachdem er seinen Espresso genossen hatte, brach er auf, um den eingeschlagenen Weg zur Engelsburg fortzusetzen. Nach einem kurzen Blick hinauf zur einstigen Fluchtburg der römischen Päpste und vorherigem Mausoleum für Kaiser Hadrian und dessen Frau überquerte Geist an der Aeliusbrücke, die ausschließlich Fußgängern vorbehalten war, den Tiber. Anschließend hielt er sich weiter in Richtung der historischen Altstadt, die sich jenseits des Flusses erstreckte, um in den dort stets vorherrschenden Trubel einzutauchen, der sich aus der spezifischen Mischung aus staunenden Touristenscharen, umtriebigen Geschäftsleuten und wie selbstverständlich durchziehenden Römern ergab.

Er beschloss, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit in die *Via dei Coronari* einzubiegen und dieser so lange zu folgen, bis er am nördlichen Ende der *Piazza Navona* angekommen war. Diesem Platz, der für ihn zu einem der schönsten gehörte, wollte er einen kurzen Besuch abstatten, dabei die Häuserfassaden mit ihren so unterschiedlichen Entstehungsgeschichten auf ein Neues bestaunen und zugleich ein wenig zwischen den Souvenirläden der fahrenden Händler umherstreunen, die dort voller Stolz ob ihres Geschickes billige Handtaschen an japanische Kundinnen verkauften.

Geist hatte sich auf seinen Reisen angewöhnt, beim neugierigen Durchstreifen der Straßen und Gassen den zum Teil

eng aufragenden Häuserfronten stets einen aufmerksamen Blick zu schenken. Diese gaben mitunter viel über ihre Bewohner und einiges über ihre Entstehungsgeschichte preis. Für ihn war das Betrachten der historischen Bauten und ihrer Fassaden wie ein Lesen von Geschichten aus der Vergangenheit. Die meisten hier waren allerdings mit dem üblichen Barockschmuck versehen, der sie letztlich alle gleich aussehen ließ. Sie unterschieden sich damit auch kaum von jenen in einer beliebigen anderen europäischen Stadt. Manche hingegen trugen noch jene authentischen Stilelemente, die ihnen von ihren Erbauern einst geschmackvoll hinzugefügt worden waren und wenig mit den sonst üblichen Nachahmungen aus Gips gemein hatten, die heutzutage fast ein jeder durchschnittlich gut sortierte Baumarkt anbot. So ließen sich einfache aber massiv gearbeitete Fenstereinfriedungen aus Granit erkennen, Schlusssteine oberhalb von Türbögen, die auf einen nicht-römischen Ursprung hinwiesen und die von ihren Erbauern eigens zu diesem Zweck von weit her gebracht wurden, geschmackvolle Eichenholzschnitzereien an den Fensterrahmen, Intarsien und Reliefs an den Portalen aus dem italienischen Norden und dergleichen mehr. Geist hätte wohl ein gelehrter Denkmalschützer sein müssen, um die vorhandene Vielfalt zur Gänze zu erfassen, denn die Liebe zum Detail machte im Bauhandwerk der Zeit auch vor den einfachsten Elementen, und sei es bloß ein Türgriff keinen Halt. Er kannte so manches Haus bereits von seinen früheren Besuchen und freute sich über die eine oder andere gelungene Restaurierung. Die allermeisten Fassaden zeigten sich jedoch seit Jahrzehnten ohne jegliche Eingriffe, dafür aber entsprechend und im besten Fall mit Würde gealtert.

Wenige Meter bevor er in die *Via Agonale* einbog, um in südlicher Richtung direkt zur *Piazza Navona* zu gelangen, nahm er oberhalb eines großen Torbogens, an der geweißten Mauer eines stattlichen Hauses auf der gegenüberliegenden Straßenseite, in der Höhe des ersten Stocks, ein entweder kürzlich aufgefrishtes oder neu angebrachtes, mächtiges und fast mannshohes Wappen wahr, das ihm bislang an dieser Stelle noch nie aufgefallen war. Obwohl dieses insgesamt in matten Tönen gehalten war, leuchteten die kräftigen Farben, als wären sie eben aufgetragen worden.

In der Mitte des Emblems prangte ein rotes Schild, dem eine goldene Krone aufgesetzt war. Der Rotton war etwas heller, leuchtender und leicht ins Kirschrot changierend als das in Rom auch außerhalb der katholischen Kirche häufig anzutreffende Kardinalrot, das aufgrund seiner Ähnlichkeit gerne mit dem Farbton Karmin verwechselt wurde. Umrankt wurde das Wappen von fünfblättrigen Heckenrosen, die dem Gesamteindruck mit ihrem üppigen Laub zudem ein bemerkenswertes Grün beisteuerten. Im Hintergrund war ein hölzernes, gleichschenkelig ausgeführtes Kreuz zu erkennen. Die Ausführung seiner Spitzen, die geteilt und leicht in die Breite gezogen waren, erinnerte ein wenig an jenes des Malteserordens. Es war jedoch weder ein Leitspruch, eine Jahreszahl noch eine der üblichen Abkürzungen vermerkt, über die sich auf die Herkunft und Verwendung schließen ließe. Deutlich war jedoch die Anlehnung an das römische Hoheitszeichen mit seinem eingepprägten Leitspruch »Senatus Populusque Romanus« zu erkennen, der bis heute gebräuchlich geblieben ist und den Römern neben Ruhm und Ehre in wenig schmeichelhaften Abwandlungen auch Spott und Hohn eingebracht hat.

Auch wenn Geist weder ein Heraldiker noch ein entsprechend vorgebildeter Historiker war, so kam ihm diese Abbildung doch sehr bekannt vor. Sie erinnerte ihn nämlich an jenes Wappen, das Signora Vittorini auf ihrer Visitenkarte führte. Ob hier eine Übereinstimmung vorlag oder ob bloß Ähnlichkeiten vorhanden waren, konnte er in diesem Augenblick jedoch nicht feststellen, denn die Visitenkarte, die er in Cosenza erhalten hatte, steckte in seiner Briefftasche und diese befand sich wiederum in seinem Reisekoffer, der augenblicklich in seinem Hotelzimmer aufbewahrt wurde. Die auf der Karte angegebene Adresse hatte er sich nicht weiter angesehen, da er nicht vor gehabt hatte, die Signora tatsächlich in Rom zu besuchen. Auch wenn sie ihre Einladung durchaus herzlich und ernstgemeint ausgesprochen hatte. Zumindest diesmal wollte er von sich aus keine weitere Begegnung herbeiführen.

Als er sich ein paar Schritte vom Haus entfernt hatte und unwillkürlich noch einmal kurz zum Eingangstor zurückblickte, erkannte er, dass sich gerade in diesem Moment einer der beiden Flügel des hölzernen Tores öffnete und die Signora mit einem Korb unter dem Arm heraustrat. Sie blickte sich kurz fragend um und steuerte dann zwischen den ihr entgegenkommenden Menschen hindurch in jene Richtung, aus der Geist gekommen war. Offensichtlich hatte sie ihn nicht wahrgenommen und ihm war dies durchaus recht.

Damit hatte er nun wahrlich nicht gerechnet, nämlich dass er in die Metropole Rom fuhr und dort, in einer Stadt die tausende von Straßen kannte, exakt am Haus jener Frau entlang lief, die er durch Zufall in Cosenza kennengelernt, und die ihn dort eingeladen hatte, sie hier zu besuchen. Überdies trug sie jenen Namen, den Bräuner ganz und gar willkürlich für ihr Komplott gewählt hatte. Aber es kam eben immer so, wie

es kommen musste. Das hatte ihm schon seine Großmutter prophezeit und hätte er jemals auf sie, die zu jedem Ereignis den denkbar unpassendsten Spruch wusste, gehört, wäre in seinem Leben womöglich vieles anders gekommen. Auch diesen Umstand hatte sie ihm rechtzeitig als eine ihrer unbeugsamen Weisheiten mitgegeben. Auch wenn ihm sonst kaum etwas von ihr geblieben war, die Erinnerung daran, dass in ihrer Umgebung immer alle darauf warteten, welchen sinnigen Spruch sie welchem Umstand hinzufügte, blieb ihm wohl auf immer im Gedächtnis verhaftet.

DIE PIAZZA NAVONA WAR in den frühen Nachmittagsstunden wie immer gut besucht. Gut besucht bedeutete für diesen Platz, dass üblicherweise Heerscharen von Touristen, viele davon in Gruppen, den Platz in rascher Abfolge durchschritten. Daneben waren einzelne Besucher anzutreffen, die zwar für sich allein, insgesamt aber zahlreich, um die Sehenswürdigkeiten herumstreunten, den Platz aus allen Himmelsrichtungen kommend querten und während ihrer in der Regel kurzen Verweildauer einige hastige, fast ängstlich wirkende Blicke auf die großartige, vor ihnen ausgebreitete Kulisse warfen, die dem Grundriss der einst hier geplanten und lediglich in Teilen realisierten Arena folgte. Dass dieser Platz in verschwenderischer Weise nicht nur einen Brunnen, neben der mächtigen, figurativ ausgestalteten *Fontana dei Quattro Fiumi* nämlich noch zwei weitere, die *Fontana del Moro* im Süden und die *Fontana del Nettuno* im Norden, bot, ging aufgrund der hier gebotenen, Ehrfurcht einflößenden Vielfalt an Prachtbauten, häufig in inflationärer Weise unter. An den meisten dieser Bauten hatte Gian Lorenzo Bernini, einer der bedeutendsten und einflussreichsten italienischen Bildhauer des Barock, seinen Anteil gehabt und für ihn wurde in jener Zeit die römische Wasserleitung extra hier-

her geführt, damit er im Jahr 1649 seine *Fontana dei Quattro Fiumi* überhaupt realisieren konnte.

Dieser für die Ausgestaltung der Piazza so bedeutende Umstand, sofern dessen Erörterung nicht ohnehin im Getöse des touristischen Alltags unterging, war der eben angekommenen japanischen Reisegruppe, die Geist beobachtete, vier gezählte Minuten wert. Er schätzte, dass vier Minuten für die Teilnehmer einer Reisegruppe wie dieser, deren Mitglieder sich maximal zwanzig Tage im Jahr Urlaub nehmen konnten und in sechs Tagen ganz Europa bereisten, im Verhältnis zum restlichen Programm, das sie an einem Tag in Rom zu absolvieren hatten, wiederum relativ viel war. Das allerdings hieß dann, die geschichtlichen Hintergründe der *Piazza Navona* waren ihnen oder zumindest ihrem Fremdenführer durchaus wichtig und Geist hatte ihnen, was seine Einschätzung betraf, insgesamt Unrecht getan.

Im Übrigen herrschte hier die übliche Stimmung, wie sie wochentags anzutreffen war. Um den Platz herum befanden sich die Stände der Fieranten mit ihren Taschen, Uhren, Gürteln und Brillen. Dazwischen schlenderten immer wieder die in südlichen Ländern Europas häufig anzutreffenden afrikanischen Händler durch die Reihen, die wohl den ganzen Tag über mit ihren Waren durch die Straßen wanderten und ihre Kunden nicht an festen Orten sondern vielmehr unterwegs suchten. Einige von ihnen versuchten, jene in Rom typischen Andenken zu verkaufen, mit denen man auch zuhause noch über eine bleibende Erinnerung verfügte. Neben den unterschiedlichsten Accessoires fanden sich unter den gehandelten Gegenständen immer wieder Dinge wie überraschend farbenfroh gestaltete Plastikminiaturen vom Kolosseum in den unterschiedlichsten Größen ebenso wie Papst-

figuren aus Wachs, bei deren Erwerb sich so mancher zum ersten Male öffentlich bekennen musste, ob er denn nun ein Anhänger von Johannes Paul II., Johannes XXIII. oder gar von Benedikt XVI. war. Figuren des aktuellen Oberhauptes der römisch-katholischen Kirche konnte er keine ausmachen. Möglicherweise waren diese am frühen Nachmittag bereits ausverkauft und nur noch die Restposten waren verfügbar.

Bislang war Geist allen Händlern geschickt entkommen, da er bei der Wahl seiner Route durch die Stadt stets rechtzeitig darauf achtete, keinem von ihnen direkt in die Arme zu laufen. Er wusste, dass es mitunter sehr schwierig sein konnte, ihren Fängen schadlos zu entkommen. Sobald man einmal auch nur ein wenig den Eindruck erweckt hatte, eventuell etwas kaufen zu wollen, haftete an einem der Geruch eines sich lohnenden Beutetiers, dessen Fährte deutlich im Dickicht des an den Kräften zehrenden Getümmels eingeschrieben war. So mancher ließ sich nach einigem Hin und Her letztlich doch auf den Handel ein und sei es, um mit einem Kauf möglichst schnell und einfach seine Freiheit wieder zu erlangen. Die Freiheit aber war nicht käuflich. Auch nicht unter den Händlern, die in ihrem Leben nur allzu deutlich erfahren mussten, worauf man sich einließ, wenn man sich Freiheit durch Geld zu kaufen suchte.

Als er auf einen der östlichen Ausgänge des Platzes, die enge *Corsia Agonale*, zusteuerte kam einer der umherziehenden afrikanischen Händler direkt auf ihn zu und sprach ihn an.

»You wanna buy something, Mister?« Der auffallend schlanke Mann, der zwar groß gebaut war, aber in überraschend heller Stimmlage sprach, sah ihn fragend an. Ob Geist den Eindruck vermittelte, kein Italienisch zu verstehen und der Händler mit seinem Englisch daher auf der sicheren Seite

war, konnte er selbst nicht einschätzen. Andererseits kamen viele Afrikaner aus Gebieten, die einst zu den britischen Kolonien zählten und die Bevölkerung dort Englisch eher sprach und verstand als eine andere europäische Sprache.

»Ich möchte nichts kaufen, nein danke.« Der Verkäufer war nahe an ihn herangetreten und Geist musste ein wenig zu ihm aufblicken, als er antwortete.

»Very nice souvenirs. Good price.« Geist blieb dabei, auf Italienisch zu antworten, machte aber insgesamt auf den Verkäufer wohl den Eindruck eines typischen Touristen, der einen solchen mit sicherem Instinkt sofort erkannte und wusste, dass er nur mit einer gewissen Hartnäckigkeit zum Erfolg kommen konnte. Er packte daraufhin, wie zur Unterstreichung der Ernsthaftigkeit seiner Aussage, eine goldene Sonnenbrille und einen breiten Ledergürtel aus seiner Tasche, der auf den ersten Blick ordentlich verarbeitet schien, auch wenn dieser wohl eher aus einem Billiglohnland Südostasiens kam als aus einer der traditionellen Lederfabriken Italiens. Geist war aber ohnehin kein Gürtelträger und winkte sogleich ab. Er konnte die künstliche Enge um die Mitte seines Leibes nicht leiden und achtete eher darauf, gut sitzende Hosen zu tragen oder aber, versteckt unter Rock oder Jacke, einen altmodischen und dafür bequemen Hosenträger anzubringen, der die Hose ohne weiteres Zutun selbst in der beliebig einzustellenden Position hielt.

Während der Verkäufer unentwegt geschäftig in seinen Taschen kramte und ihn hinzuhalten versuchte, beobachtete Geist seine Geschäftigkeit und versuchte im selben Augenblick jenen Umstand zu erforschen, der ihn gleich zu Beginn ihres Zusammentreffens zu irritieren begann. Bewusst nahm er nichts wahr, was ihn bei dieser kurzen Begegnung so schnell

hätte aufmerksam werden lassen. Unbewusst war jedoch ein beständiges, ihm ungewöhnlich erscheinendes Gefühl anwesend, dass an diesem Mann etwas anders war. Der Händler fixierte ihn mit einem fragenden Blick und schien Geists Reaktion abzuwarten, um darauf einzugehen und notfalls auch weitere Trümpfe, die er in seiner Tasche gewiss anzubieten hatte, auszuspielen. Als Geist instinktiv einen Schritt zurück trat, um die Distanz zwischen ihm und seinem Gegenüber wieder auf ein ihm angenehmes Maß zu bringen und der entstandenen Enge ein wenig zu entkommen, erkannte er am Kragenrevers seines Gegenüber eine goldene Anstecknadel, die er auf den ersten Blick als ein goldenes Kreuz wahrgenommen hatte. Ein solches wäre in Rom auch nicht weiter verwunderlich gewesen. Auf den zweiten Blick fiel ihm jedoch auf, dass es sich dabei vielmehr um ein Ansteckzeichen handelte, das auf der Spitze des Kreuzes einen Kreis trug, dem wiederum ein umgekehrt angebrachter Halbkreis schalenförmig aufgesetzt war. Es schien sich dabei wohl nicht um ein religiöses Symbol zu handeln, auch wenn die Ausführung und die Verarbeitung an ein solches denken ließen.

Dass es in den letzten Jahren wieder in Mode gekommen war, diverse Ansteckzeichen zu tragen, war auch ihm nicht entgangen. An die allerersten dieser Jahre, die roten, rosaroten und pinken Schleifen, konnte er sich noch gut erinnern. Als diese von ihren Trägern erstmals öffentlich zur Schau getragen wurden, war deren Botschaft klar. Sie standen für Solidarität mit besonderen Personengruppen. Welche Botschaft ihm dieses Zeichen, das der Verkäufer an seiner Kleidung trug, vermitteln wollte, war ihm hingegen nicht verständlich. Wenn die Bedeutung nicht klar vom Symbol abzulesen war, konnte sie eventuell in einem engeren Zusammenhang mit

dem Träger stehen. Diese aber wollte er in dem Augenblick nicht weiter hinterfragen, dafür aber alles daran setzen, um seiner augenblicklichen Situation zu entkommen.

Mit einer geschickt angesetzten und elegant ausgeführten halben Drehung nach links sowie einem gleichzeitig getätigten großen Schritt nach vorne manövrierte er sich aus seiner Position, in der er festzusitzen drohte und verabschiedete sich im Weggehen mit einer freundlichen Geste des Bedauerns von seinem Gegenüber. Dieser erkannte die Hoffnungslosigkeit weiterer Handlungen und brach seinerseits auf, um den Weg in Richtung der großen Touristengruppen auf dem dahinter liegenden Platz fortzusetzen.

Geist überdachte sein ursprünglich gefasstes Vorhaben, über den *Pantheon* weiter querfeldein bis zur *Fontana di Trevi* zu marschieren, als er eine Kirchturmuhr schlagen hörte, die verkündete, dass es bereits vier Uhr am Nachmittag war. Die Zeit war deutlich schneller vergangen, als er gedacht hatte. Gern hätte er sich noch ein wenig unter die vielen Touristen begeben, die am Trevi-Brunnen standen und dort ihr Kleingeld mit einem Wurf über die Schulter in der Hoffnung versenkten, dass sie einst nach Rom zurückkehren. Doch angesichts des schon weit fortgeschrittenen Nachmittags beschloss er, seinen Spaziergang an dieser Stelle, auch wenn er sich noch gerne vom Trubel mitziehen lassen hätte, abubrechen und ins Hotel umzukehren.

Gegen 19:30 Uhr sollte er spätestens in der Oper eintreffen und da er vorhatte, auch den Weg dorthin wiederum zu Fuß zurückzulegen, hatte er abends ohnehin noch eine ordentliche Wegstrecke zu bewältigen.

Für den Rückweg wählte Geist die gleiche Strecke, über die er einige Stunden zuvor in umgekehrter Richtung in die

historische Altstadt gekommen war, nur unterließ er nun jeden Umweg, den er beim Kommen noch gerne in Kauf genommen hatte, um dadurch vielleicht etwas ihm noch unbekannt Gebliebenes in der Stadt zu entdecken.

Dem Zeitungsständer einer direkt am Weg liegenden Trafik entnahm er die aktuelle Ausgabe des *Corriere della Sera*. Beim anschließenden Durchblättern, das er im Gehen fortsetzte, entdeckte er, dass diesem eine Sonderbeilage eingefügt war, die als Schwerpunkt Rom zum Thema hatte. Das Titelfoto zeigte die Stadt detailreich aus der Vogelperspektive. Der Vatikan war am äußerst linken Rand des Blattes mit dem Petersdom und dessen Vorplatz deutlich zu erkennen. Die Titelseite der Beilage gab in groß gesetzten Überschriften, die in deutlichem Kontrast vom Hintergrund abgesetzt waren, erste Hinweise auf die nachfolgenden Inhalte. Neben Artikeln zum Verkehr und zum Einkaufen in Rom waren sowohl die Kultur als auch einige touristische Themen darin aufbereitet und, insgesamt in Hochglanzpapier gehalten, zudem reich bebildert. So fand sich darin neben Vielem, das Geist vertraut war, auch eine aktuelle Besprechung zu den Operaufführungen der laufenden Saison. Unter anderem entdeckte er sehr eindrucksvolle Fotos von Plácido Domingo in seiner Rolle als sichtlich gealterter »Otello« nebst einem umfangreichen Text, der sich über zwei breit gehaltene Kolumnen erstreckte. Glücklicherweise über den gerade passenden Zufallsfund wollte er sich im Hotel diesen Beitrag in Ruhe durchsehen, zumal er durchaus noch ausreichend Zeit dafür hatte. Und möglicherweise, so dachte er sich, fand sich in der Beilage außerdem eine passende Anregung für den kommenden Tag, den er zur Gänze, oder wenigstens bis zur Abfahrt des Abendzuges, noch in Rom verbringen konnte.

Geist erreichte das Hotel nach 30 Minuten.

Dort war es im Augenblick seines Eintreffens sehr ruhig. Den Lärm der Stadt ließ er mit dem Schließen der Eingangstür mit einem Mal draußen auf der Straße zurück. Er empfand die ihn willkommen heißende Stille, die man im Gegensatz zum steten Dröhnen der Stadt fast als Lautlosigkeit bezeichnen hätte können, beim Betreten der Räumlichkeiten des Hotels als eine Wohltat, die zugleich Entspannung verhieß. Als er an der Rezeption vorbei die Lobby durchschritt, warteten dort ein paar ältere Leute auf die Erledigung der üblichen Formalitäten und darauf, dass sie anschließend ihre Zimmer übernehmen konnten. Sie wirkten allesamt müde und erschöpft und waren tief in ihre Sessel gesunken. Einige unter ihnen hielten die Augen geschlossen und schienen sich zu entspannen oder zu versuchen, die letzten noch verfügbaren Kräfte nach einem anstrengenden Tag zu sammeln. Sie mussten sich anschließend in ihre Zimmern zurückgezogen haben, wohl um auszuruhen, denn er nahm sie den restlichen Abend über, bis zu seinem Aufbruch, im Hotel nicht mehr wahr.

Auf ein Abendessen vor der Vorstellung wollte er verzichten. Momentan konnte er sich ohnehin nicht vorstellen, dass sich bei ihm bis dahin großer Hunger einstellen sollte. Für diesen eher unwahrscheinlichen aber, wie er aus Erfahrung wusste, nicht unmöglichen Fall, ging er besser rechtzeitig los, um am Weg genug Zeit zu haben, diesen durch einen kleinen Imbiss zu stillen.

So verbrachte er seine kurze Anwesenheit im Hotel damit, sich ausgiebig zu duschen, um sich vom klebrigen Staub der Großstadt zu befreien und anschließend, am Bett liegend, das der Zeitung beigelegte Magazin durchzusehen und einige der interessanten Beiträge aufmerksam zu lesen.

Nachdem er sich für den Besuch der Opernvorstellung umgezogen hatte, brach er, wie er vorgehabt hatte, rechtzeitig dorthin auf. Die Straßen der Stadt, vor allem aber die nach Westen zeigenden Fassaden waren in das Rot des Abendlichts getaucht und spiegelten eine besonders friedlich wirkende Stimmung wider. Die Sonne, die um diese Uhrzeit schon weit im Westen und einigermaßen tief stand, warf den gesamten Weg über, der ihn schließlich wieder zurück in den östlichen Teil der Altstadt führte, tiefe Schatten vor ihm her und wies ihm mit seinem eigenen, den er ständig, von seinen Füßen ausgehend am Boden liegend, vor Augen hatte, quasi wie mit dem Zeiger eines Kompasses, unbeirrbar den Weg.

Da er unterwegs keine Eile hatte, konnte er den Weg zur Oper wie einen gemütlichen Spaziergang genießen und ging betont gemächlich die Straßen entlang und die Gassen hindurch, die sich gegenüber den Nachmittagsstunden ein wenig geleert hatten. Die wenigen Fußgänger, die um diese Uhrzeit unterwegs waren, gehörten wohl schon zum Publikum der nächsten Schicht. Ihre Kleidung hatte sich von der lockeren und legeren des Nachmittags hin zu einer festeren und wohl auch festlicheren gewandelt. Die Mehrzahl an Touristen saß vermutlich bereits in den Restaurants und stärkte sich für die Unternehmungen der aufkommenden Nacht.

Obwohl er überpünktlich aufgebrochen war, erreichte er das Theater nicht eher als zum ersten Aufruf, die Sitzplätze einzunehmen. Dieser Umstand wurde mit einem deutlich vernehmbaren Läuten angekündigt, das zur Folge hatte, dass sich die vorerst in Gruppen zusammenstehenden Menschen plötzlich gleichzeitig aufmachten, ihre Saaleingänge aufzusuchen. Das Läuten selbst hallte in den Gängen ein wenig wieder und

erinnerte ihn mit seinem Klang an den schrillen und durchdringenden Ton seiner eigenen Hausglocke.

Um zu seinem Platz zu gelangen, musste er sich durch eine am Eingang zum Parkett stehende Gruppe drängen, konnte sich dann aber sogleich am äußersten Rand setzen, da sich jene Reihe, an deren Ende für ihn ein Platz reserviert war, bereits gefüllt hatte. Damit musste er auch nicht Sorge haben, des Öfteren aufstehen und weitere Besucher durchlassen zu müssen. Als der Saal schließlich abgedunkelt wurde und die Musik zum Vorspiel anhub, ehe der Vorhang geöffnet wurde und das Schauspiel des ersten Aktes freigab, versank Geist ganz in die Darbietung der, wie so oft in der Oper, tragischen Geschichte. Von der Aufführung ganz mitgenommen beschloss er, auch in den Pausen seinen Platz nicht zu verlassen, sondern lieber dort zu verharren und den Saal und seine Besucher weiter auf sich einwirken zu lassen.

Er verließ die Vorstellung nach dem Abebben des ersten Applauses und wartete ausnahmsweise nicht die nachfolgenden Ovationen ab, die den Sängern im Anschluss an diese glanzvolle Aufführung gewiss waren. Auf den Treppen hinab zum Ausgang begegnete er nur ganz wenigen Besuchern, die das Opernhaus ebenfalls bereits verließen und aufgrund ihrer Eile dazu wohl triftige Gründe hatten. Alle anderen verharrten zumeist bereits stehend auf ihren Plätzen und genossen mit den Sängern und den Musikern die enthusiastische Zustimmung, die Geist auch aus der Entfernung und durch die festen Mauern des Theaters hindurch einfing. Er hatte die Aufführung sehr genossen, wollte aber nun zurück ins Hotel und den Heimweg zum Ausklang dieses gelungenen Abends für einen Nachtspaziergang nutzen, der um diese Uhrzeit ganz besonders attraktiv war. Viele der am Weg liegenden Se-

henswürdigkeiten wurden des Nachts von Scheinwerfern angestrahlt und erschienen damit, der Dunkelheit für ein paar weitere Stunden entrissen, hell erleuchtet und ausschnittsweise in Gelb und Orange getaucht, die beide in tiefem Kontrast zur Finsternis standen, die sie ansonst vollständig umfing.

DER DARAUF FOLGENDE Tag begann ungewöhnlich stürmisch. In der Nacht musste eine kurze aber markante Schlechtwetterfront über die Stadt hinweggefegt sein, denn die Straßen waren vom Regen immer noch nass und die kühle Luft, die bereits wieder im Abziehen begriffen war, konnte man noch leicht erahnen. Der Sturm hatte alles, was er greifen konnte, erfasst und mit sich gerissen. Laub, einzelne Zeitungsblätter und leere Kaffeebecher aus Karton lagen nun in den windstillen Winkeln und Ecken der Straße, die dem Hotel entlang führte. Geist fühlte sich gut ausgeruht und war in der Nacht, obwohl er bei offenem Fenster geschlafen hatte, nicht erwacht, bemerkte aber jenes unverwechselbare Ziehen im Nacken, das darauf hindeutete, dass sich Kopfschmerzen ankündigten. Als er an das offene Fenster getreten war, stellte er fest, dass der Sog des Windes, der durch das Vorbeifegen an der äußeren Hausmauer entstanden sein musste, die Vorhänge des Zimmers hinausgeweht und damit dem Regen preisgegeben hatte. Dass diese nun nicht tropfnass waren, hing wohl damit zusammen, dass der aufgekommene Wind sich zunehmend in einen Sturm verwandelt und die mitströmende warme Luft den Vorhangstoff in der Zwischenzeit wieder einigermaßen getrocknet hatte. Zarte, durchsichtig anmutende und dabei sehr in die Länge gezogene Wolken wehten als Nach-

hut noch über den Vormittagshimmel, ehe sie schließlich im Osten verschwanden und dem nachkommenden Schönwetter Platz machten.

Der Scirocco war die Erklärung für die sich ankündigenden Kopfschmerzen und Geist wusste, dass er diese zumindest bis zum Abend aufschieben konnte, wenn er ausreichend trank und den Tag mit einer besonders großen Portion schwarzen Tees begann. Dann allerdings würde er zum Schlafengehen vermutlich eine Tablette oder zumindest ein paar Tropfen benötigen, wollte er die Schmerzen nicht in den kommenden Tag hinüberschleppen.

Am Frühstücksbuffet achtete er daher darauf, lieber weniger zu essen, als er dies gerne getan hätte. So konnte er im Magen mehr Platz für eine größere Menge an Flüssigkeit lassen, ohne dabei gleich das unangenehme Gefühl zu verspüren, als bald platzen zu müssen. Insgesamt brühte sich Geist viermal Tee auf und trank im Anschluss noch zwei große Gläser Orangensaft, ehe er beschloss, genug getrunken zu haben. Das viele Trinken konnte auch unangenehme Effekte mit sich bringen. Er wollte schließlich den Tag nicht damit verbringen, seine Erkundungsrouten durch Rom überwiegend nach dem einen Gesichtspunkt auszurichten, stets eine Toilette in unmittelbarer Nähe zu haben und diese rasch aufsuchen zu können.

Der Sturm hatte den Himmel von allem Dunst befreit und schenkte vor allem jenen Rombesuchern, die von oben herab auf die Stadt blickten, eine ungewöhnlich klare Aussicht. Diesen Umstand wollte Geist nutzen und den Tag damit beginnen, hinüber nach *Trastevere* zum Fuß des *Gianicolo* zu marschieren, diesen zu überqueren und schließlich vom Süden kommend, bei der Tiberinsel wieder zurück in die Altstadt jenseits des Flusses zu gelangen. Gleich zu Beginn dieses

Weges würde er auch den Petersplatz kreuzen und konnte, sofern ihm daran lag, ein Bad in der Menge nehmen. Geist fand, dass gerade an diesem Ort das Zusammentreffen mit Touristen wie Pilgern immer dann etwas ganz Besonderes war, wenn diese, einmal dort angekommen, ihrer überschäumenden Begeisterung ob der sich bietenden Pracht freien Lauf ließen.

Für dieses Vorhaben musste an einem Tag wie diesem, mit überaus angenehmen Wetter, der Stauraum reichen, den eine kleine Baumwolltasche bot. Eine solche konnte er sich bequem seitlich umhängen, sodass sie ihn beim Gehen nicht weiter störte. Mehr an Gepäck wollte er den Tag über nicht mit sich führen. Das Reisegepäck sollte abends mit einem Überstelldienst, der im Hotel angeboten wurde, zum Bahnhof gebracht werden, sodass er dieses nicht im Vorfeld selbst dorthin bringen oder rechtzeitig vor der Abreise aus der Gepäckaufbewahrung des Hotels abholen musste.

Nachdem er vom Hotel noch am späten Vormittag aufgebrochen war, traf er unterwegs keine großen Menschenmengen an. Er musste sich somit nicht durch Scharen von Reisenden drängen, die quer zu seiner Route marschierten und damit sein Fortkommen erschwerten. Dadurch erreichte er auch deutlich schneller als er dies angenommen hatte, den höchsten Punkt des *Gianicolo*, auf dem er bereits nach einer guten halben Stunde eintraf. Dort betrat er den gepflegten und äußerst geschmackvoll angelegten Park der *Villa Lante al Gianicolo*, der in seiner penibel durchdachten Gestaltung den Kunstwerken englischer Gärten nicht unähnlich war. Überall fanden sich Mauern aus Natursteinen, die sich stufenförmig in die Landschaft einfügten, Einfriedungen von kleineren Blumenensembles, Treppenanlagen, die zum Begehen einluden und dazwischen solchen, die ausschließlich der Struk-

turierung der ansonst offenen Flächen dienten, deren Farbgebung vom dunklen Grün des üppigen Rasens getragen war.

Von hier aus genoss er den klaren Blick hinab auf das Häusermeer der Stadt, das sich kleinräumig gegliedert, dicht an dicht gebaut, vor ihm erstreckte. Im hellen Licht des frühen Mittags konnte er aufgrund der erhöhten Position gänzlich ungehindert weit nach Osten hinüberblicken. Dort, auf der gegenüberliegenden Seite, erstreckten sich, markant aufragend, die Sieben Hügel Roms, in deren Umfeld die Stadt einst gegründet wurde. In der Parkanlage setzte er sich am Rand einer Grünfläche auf eine sich anbietende warme Steinstufe und wartete darauf, dass nach ihm noch weitere Besucher eintreffen würden. Gerne hätte er gesehen, wie andere, vielleicht aus einem vollbesetzten Bus kommend, sich erst durchstreckten und dann langsam und nichts ahnend auf die vordere Kante des Hügels zukamen, um letztlich, ob der einzigartigen Aussicht, gleichsam wie er in Staunen zu verfallen. Doch auch nach längerem Verweilen an seinem Platz musste er einsehen, dass sich im Moment außer ihm niemand die Besteigung des *Gianicolo* vorgenommen hatte.

So verblieb er dort über einen längeren Zeitraum und versuchte seine nachfolgenden Ziele von oben auszumachen. Der Bahnhof *Termini* lag zwar auf der gegenüberliegenden Seite der Stadt, würde aber bei geschickter Wegwahl trotz seiner Entfernung zu Fuß in gut einer Stunde zu erreichen sein. Geist hatte ausreichend Zeit, denn sein Zug würde erst spät am Abend abfahren. Somit war für ihn keine Eile angebracht und angesichts der bevorstehenden Querung der historischen Altstadt in ihren südlichen Teilen musste er sich nur wenig Sorgen machen, den Nachmittag in Langeweile verbringen zu müssen. Der Weg dorthin würde ihn an vielen historischen

Stätten vorbeiführen, sodass sich für den Rest des Tages genügend Möglichkeiten zum Verweilen und Flanieren finden sollten. Schließlich lagen Stätten wie der *Largo di Torre Argentina* mit seinen relativ modernen Tempelausgrabungen, aber auch die Anlage des in jeder Hinsicht gewaltigen *Forum Romanum* mit dem *Colosseum* in dessen Südosten auf dieser Route. Schon eines dieser Ziele würde bereits ausreichen, um sich allein dort einen Tag oder auch mehr aufzuhalten.

Geist beschloss, sich im Vorfeld keinen fertigen Plan zu recht zu legen, wie er letztlich am besten zum Bahnhof gelangen sollte, auch wenn sich einzelne Stationen förmlich aufzudrängen schienen. Dafür wollte er vielmehr betont langsam und durch die bewusste Wahl des einen oder anderen Umweges gezielt viel Zeit im Kern des historischen Teils der Stadt verbringen und in klein gehaltenen Etappen, die auch den Besuch der einen oder anderen Bar vorsahen, auf sein Ziel zu steuern.

Neben den touristisch vielbesuchten Zielen lag am Weg auch das Viertel *Monti*, dem die Beilage zum *Corriere della Sera* einen eigenen und durchaus nicht zu knapp gehaltenen Beitrag gewidmet hatte. Diese räumlich dicht bebaute Ansammlung an kleinen Plätzen, engen Gassen und Häusern mit ihren traditionellen Fassaden böte, so die Autorin des abgedruckten Artikels, vielen Römern eine sehr intime Atmosphäre, die von der Kleinräumigkeit zusammengehöriger sozialer Gefüge getragen war. Zudem wäre dieser kleine Stadtteil mit den Jahren zur Heimat vieler Kreativer geworden, die mit ihren Werkstätten und Handwerksläden den Alltag dort prägten. Im Zentrum dieses Viertels lag die *Piazza della Madonna dei Monti*, deren besonders ansprechende Bars mit ihrem gemüt-

lichen Flair hervorgehoben wurden. Dieser Platz lag direkt am Weg und war für Geist ohne Umwege zu erreichen.

Wenn er nicht Betriebsamkeit und Trubel, sondern vielmehr Beschaulichkeit und Ruhe suchte, fand er diese in fast allen Städten der Welt zumeist auf deren Friedhöfen. Auch Rom hatte einige prächtige Anlagen zu bieten und vielen davon hatte er in der Vergangenheit bereits seinen Besuch abgestattet. Diese lagen jedoch weitab vom eingeschlagenen Fußweg und kamen diesmal für einen Abstecher am Weg zum Bahnhof, ganz im Gegensatz zum angepriesenen Quartier, dem Viertel *Monti*, das ebenso leicht abseits des dichten Trubels lag, nicht in Betracht.

Das Vorhaben, dass er vielleicht doch zum Haus der Signora Vittorini zurückkehren und ihr einen Besuch abstatten könne, hatte er am Morgen relativ leicht und ohne schweren Herzens verworfen. Auch wenn er sie gerne angetroffen und, neugierig wie er natürlich aufgrund seiner Zufallsentdeckung am Vortag war, in ihrem Palais aufgesucht hätte. Zu seiner Versicherung hatte er schließlich noch ihre Visitenkarte hervorgeholt und die dort angegebene Adresse überprüft. Wie sich ohne große Überraschung herausstellte, stimmte sie tatsächlich mit jenem Ort überein, an dem er das Wappen der Familie Vittorini wiedererkannt hatte.

Als er abends schließlich sein Gepäck am Bahnhof zum vereinbarten Zeitpunkt entgegengenommen hatte, konnte er auf einen sehr ereignisreichen Tag zurückblicken, dessen Eindrücke er im Gedächtnis noch mit in die Nacht nehmen und damit wohl auch hinüber in seine Träume retten konnte. Der Zug stand bereits eine Stunde vor seiner Abfahrt am Bahnsteig und Geist suchte sofort den für ihn reservierten Platz in einem der vielen Schlafwagen auf, die er an seinem Ende

mitführte. Des vielen Marschierens wegen war er ordentlich müde und so freute es ihn, dass er sich schon bald in einem Bett ausstrecken und sich auf der Heimreise noch ordentlich ausruhen konnte. Bereits in den frühen Morgenstunden des kommenden Tages sollte er zuhause sein. Da er sich für diesen wie auch für die nachfolgenden Tage nichts Besonderes vorgenommen hatte, konnte er diese nutzen, die Aufregungen der vergangenen Tage hinter sich zu lassen und wieder in die Beschaulichkeit seines Alltags zurückzufinden.

PLAGIATSVERDACHT ERHÄRTET sich«. Geist sah die fettgedruckte Überschrift, die die Abendzeitung auf ihrer Titelseite bot, auf den ersten Blick. Im unteren Drittel der aufgeklappten Zeitungshälfte nahm der Beitrag im Umfang einer Spaltenbreite und einigen wenigen daran anschließenden Zeilen zwar einen nicht sehr prominenten, aufgrund der Faltung aber einen markant hervorstechenden Platz ein und befand sich damit zugleich in unmittelbarer Nachbarschaft zu einigen hervorgehobenen Mitteilungen, die unter anderem auch die unerwartete Ablöse einiger politischer Funktionäre zum Thema hatten. Die namentlich genannten Personen, Männer wie Frauen, waren schon in den vergangenen Wochen regelmäßig mit einer Fülle an finanziellen Ungereimtheiten konfrontiert worden. Das hatte er bereits gelesen. Diese Ungereimtheiten, oder Unstimmigkeiten, wie sie in anderen Zusammenhängen bezeichnet wurden und deren Klärung noch anstand, waren im Rathaus im Zuge einer routinemäßigen Buchprüfung an das Tageslicht gekommen.

Die Platzierung der einzelnen Beiträge schien von den Redakteuren geschickt gewählt worden zu sein, da mit dieser Anordnung zugleich der Eindruck vermittelt wurde, dass im Moment sowohl im Fall des plötzlich aufgetauchten Plagiats als auch in jenen der zweifelhaften politischen Machenschaften,

zwar nur wenig bereits ausreichend hinterfragte Informationen vorlagen, diese bei genauerem Hinsehen im Kern jedoch wohl fraglos ihr Richtiges haben würden.

Er hatte damit fest gerechnet, dass dieses Thema des mutmaßlichen Plagiatsverdachts von den einschlägigen Medien angesichts der trostlosen Nachrichtenflaute mitten zur Urlaubszeit dankbar aufgenommen wird. Doch der Umstand, dass es auf Anhieb Platz auf der Titelseite fand, überraschte ihn letztlich dann doch.

Der eigentliche Aufmacher dazu befand sich im Regionalteil der Zeitung, ein paar Seiten weiter im Inneren. Dort wurde wesentlich umfangreicher über die Geschehnisse berichtet als die Hinweise der Titelseite vermuten ließen. Schließlich widmete die Zeitung dem Skandal, über den zu diesem Zeitpunkt hauptsächlich Vermutungen angestellt wurden und tatsächlich nur wenige Fakten bekannt waren, fast eine halbe Seite.

Bräuner, getarnt als Herr Friedrich, hatte ein paar Tage nachdem die Meldung an die Universität ergangen war, dass möglicherweise eine Kollegin der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät vom Vorwurf der Fälschung ihrer Magisterarbeit betroffen sein könnte, in gleicher Weise eine entsprechende Mitteilung bei den einschlägigen Medien lanciert. Jene, die ihre Nachrichten online verbreiteten, hatten diese binnen weniger Stunden in ihren Kurznachrichten untergebracht. Die anderen folgten Tags darauf.

Berichtet wurde vom Vorfall, dass in der Bibliothek einer süditalienischen Stadt überraschend eine Abschlussarbeit aufgetaucht sei, die wortwörtlich mit jener übereinstimme, die einige Jahre später von einer Professorin der hiesigen Universität unter einem anderen Titel eingereicht wurde. Erklärt wur-

de der Umstand des plötzlichen Auffindens damit, dass die betreffende Arbeit erst kürzlich in den elektronischen Katalog aufgenommen und dort durch einen aufmerksamen Benutzer im Zuge einer Recherche entdeckt wurde. Es wurde berichtet, dass auf Anfrage der Zeitung die an der Universität zuständigen Stellen sich zur Zeit bedeckt hielten und Auskunft allein darüber gaben, dass eine Prüfungskommission eingesetzt würde, die ihre Arbeit demnächst aufnehmen sollte. Zudem wäre zu erfahren gewesen, dass man bereits in Kontakt mit der Heimatuniversität der Kollegin getreten sei, an der es in erster Linie liege, eine entsprechende Prüfung einzuleiten und gegebenenfalls ein Aberkennungsverfahren in Erwägung zu ziehen. Auf Spekulationen wollte sich zu diesem Zeitpunkt jedoch niemand einlassen und bevor man eine Meinung äußere, zuerst vor allem die weiteren Ergebnisse abwarten. Die betroffene Kollegin wäre zudem gerade auf einer Konferenzreise im Ausland und wollte zu den Vorwürfen im Moment öffentlich nicht Stellung beziehen. Sie ließ jedoch in aller Kürze mitteilen, dass sie sich keiner Schuld bewusst sei und sich augenblicklich auch nicht vorstellen könne, wie ein solcher Umstand eintreten hätte können.

Außer den amtlichen Stellen meldeten sich in diesem Beitrag zwei jener Personen zu Wort, die sich in den letzten Jahren schon mehrfach durch das Aufspüren und Publik machen solcher und ähnlicher Skandale einen gewissen Bekanntheitsgrad erworben hatten, und die sich selbst gerne als Plagiatsjäger, selbstredend im Dienste der Wissenschaft, bezeichneten. Beide waren in ihren Aussagen, im Gegensatz zu den anderen, jedoch weder in der Sache zurückhaltend noch besonders schmeichelhaft im Ton. Sie warfen den zuständigen Stellen Zögerlichkeit vor und empfahlen eine frühzeitige Veröffent-

lichung aller Fakten, um nicht selbst den Eindruck einer vorsätzlichen Vertuschung zu vermitteln. Weiters wiesen sie darauf hin, dass aufgrund der Vorkommnisse beide Arbeiten, sowohl das Original als auch sein Plagiat im Internet bereits an verschiedenen Stellen auffindbar wären und sich somit jeder selbst ein Bild vom »unglaublichen« Skandal machen könne, der hier vorliege.

Ein weiteres Argument, mit dem die Genannten zitiert wurden, und das ganz offensichtlich gegen die Betroffene sprechen musste, war, dass Texte früher häufig einfach abgeschrieben, manches Mal sogar bloß kopiert und an anderer Stelle zum Erreichen eines Abschlusses abgegeben wurden. Das sei eine über Jahrzehnte gelebte Praxis gewesen, der aufgrund des damit verbundenen Aufwandes kaum jemand nachgegangen sei. Diese Vorgehensweise, so die beiden, müsse den zuständigen Behörden allerdings bekannt sein, denn auf solche Fälle wäre man in der Vergangenheit bereits mehrfach gestoßen. Mit der nachträglichen Digitalisierung würden diese nun eben vereinzelt zutage treten aber nicht in ihrer Gesamtheit sichtbar werden. Und der eben in die Medien geratene Vorfall wäre fraglos ein solcher.

Am Ende des Artikels wurde die Mutmaßung geäußert, dass von diesem Vorfall wohl eine Professorin betroffen sei, die bei ihren Kollegen ohnehin im Ruf stehe, weder über besondere soziale noch über die gegenwärtig zwangsläufig geforderten ausgezeichneten fachlichen Kenntnisse zu verfügen und die sich zudem in kurzer Zeit nur wenige Freunde, dafür aber viele Feinde gemacht hätte.

Diesen letzten Absatz, der rhetorisch so angelegt war, dass er kaum als üble Nachrede verwendet werden konnte, wenngleich eine solche wohl gemeint war und von einem Großteil

der Leser auch als eine solche verstanden wurde, entdeckte Geist nur in der Online-Ausgabe. In der gedruckten Version fehlte dieser.

Der Name der Betroffenen wurde jedoch, wohl zum Schutz der Person und ihres Ansehens, bislang in keiner Veröffentlichung genannt. Nicht in seiner abgekürzten und schon gar nicht in seiner ausgeschriebenen Form. Interessierte konnten aber jederzeit durch eine Recherche in den üblichen Suchmaschinen des Internets leicht fündig werden und nicht nur den Namen sondern darüber hinaus eine Fülle an überwiegend abschätzigen Kommentaren entdecken, die sich in kurzer Zeit in den, den Medien zugehörigen, Internetforen angesammelt hatten. Dafür reichten die breit gestreuten Informationen allemal und auch Geist konnte sich davon selbst überzeugen, wie sich so mancher mit dem Wenigen ganze Geschichten zusammenreimte und Lebensgeschichten erfand, als hätten diese genau so stattgefunden.

Bräuner hatte in seiner Mitteilung an die Medien nichts dergleichen verlauten lassen. Er beschränkte sich darauf, den Umstand des Plagiatsverdachts kundzutun und alles Weitere abzuwarten. Wenn in der Zeitung solche Informationen, wie die daneben genannten, verbreitet wurden, dann mussten diese aus anderen Quellen stammen und bereits weitere auf den Plan gerufen haben, die offenbar froh waren, dass es Professorin Igelius an den Kragen ging. Dass sich diese öffentlich nicht zu ihren Aussagen bekannten oder nicht bekennen und lieber unerkannt bleiben wollten, konnte ihnen Geist in diesem Fall jedoch kaum verübeln.

Alles schien wie gewünscht seinen Lauf zu nehmen. Doch Bräuner und ihm war natürlich klar, dass sie letztlich abzuwarten hatten, wie sich die einzelnen, am Verfahren beteilig-

ten Kommissionen, die nun am Zug waren, verhielten. Denn viele Fragen waren ohnehin noch völlig offen. Würde die Fälschung tatsächlich auch bei genauer Prüfung halten und unentdeckt bleiben oder konnte diese aus Gründen, die weder Bräuner noch er vorhersagen konnten, letztlich doch noch angezweifelt werden? Wie wird sich Professorin Igelius verteidigen? Wird es eventuell sogar ihr gelingen, die Fälschung als eine solche aufzudecken? Schließlich musste für sie der Plot am leichtesten zu durchschauen sein, wengleich sie wohl nicht ahnen konnte, wer diesen eingefädelt und schließlich durchgeführt hatte. Würde ihr die aufgestaute Feindschaft, die ihr bislang eher verhohlen entgegengebracht wurde, zum Verhängnis werden und würden sich auch Kollegen gegen sie stellen, die sich bislang zurückhaltend zeigten? Die Stimmung, die Felix Bräuner und Arnold Geist erzeugt hatten, schien ihrem Vorhaben jedenfalls zupass zu kommen und mit ein wenig Glück würde vielleicht der eine oder andere verdeckte Fallstrick, der von weiteren Kollegen bereits gelegt sein könnte, reichen, um sie ein für alle Mal loszuwerden.

Geist wurde am frühen Morgen munter. Die Sonne war bereits aufgegangen und schien mit ihren wärmenden Strahlen noch fast waagrecht durch die ostseitig gelegenen Fenster. Ein weiterer schöner Tag kündigte sich an und er begriff, dass er nur geträumt hatte, was er sich in seinem Unterbewusstsein wünschte. Wengleich er sich weiterhin, in durchaus eigentümlicher Weise, als Unbeteiligter am bevorstehenden Geschehen fühlte und rückblickend vieles wie von außen sah, so musste er doch zur Kenntnis nehmen, dass er angesteckt war vom Gefühl, nicht jeder Dummheit, mit der man ungewollt konfrontiert wurde, belanglos zu begegnen, sondern ihr auch mutig entgegenzutreten. Einmal mehr verstand er sei-

nen Freund Bräuner wie sich selbst. Wenngleich beide in schillernder Erinnerung wussten, dass letztlich sogar die Götter gegen die Dummheit machtlos waren.

Während Geist das Frühstück in der Küche zubereitete und gelegentlich nach Süden hin Ausschau nach Max hielt, der sich gewohnheitsmäßig sicherlich bald polternd am Handlauf des der Küche vorgelagerten Stiegenaufgangs niederließ und lautstark seinen Anteil einforderte, ihn aber weder im Hof aufflattern noch über den nahen Dächern gleiten sah, wurde er jäh aus seinen morgendlichen Gedanken gerissen.

Eine beachtliche Anzahl an unterschiedlichen Einsatzfahrzeugen machte vom Süden herkommend nach Kräften auf sich aufmerksam. Geist querte den Gang und blickte vom Wohnzimmer aus nach Norden. Dort konnte er die Kolonne erahnen, die sich gerade den Weg über die Brücke und anschließend weiter über eine der Hauptstraßen nach Osten hin bahnte. Es schien, dass alle Einsatzmannschaften gleichzeitig auf ein gemeinsames Ziel zusteuerten und gaben dabei ein Bild ab, das jeden munteren Fünffährigen binnen Sekunden wohl in basses Erstaunen versetzt hätte. Auf diverse Fahrzeuge der Feuerwehr folgten in loser Einstreuung welche der Polizei, die sich wiederum den engen Raum der Fahrbahn mit mehreren Rettungsfahrzeugen zu teilen hatten. Das aufblitzende Blaulicht zeichnete im Licht der gerade aufgegangenen Sonne nur leichte, unscheinbar wahrzunehmende Streifen an den zu passierenden Fassadenwänden. Das große, wild durcheinander spielende Orchester der dahinbrausenden Folgetonhörner weckte jedoch mit Sicherheit jeden, der vor Kurzem um diese frühe Stunde noch tief und fest schlief.

Geist versuchte, die Position der Fahrzeuge zwischen den Häuserreihen aufgrund des ohrenbetäubenden Lärms, den

sie erzeugten, auszumachen und versuchte sich gleichzeitig vorzustellen, auf welches Ziel diese zusteuerten. Umso weiter die Fahrzeugkolonne nach Osten fuhr, desto gewisser stellte er sich vor, dass als Ziel eigentlich nur das Krankenhaus in Frage kommen konnte. Nirgendwo waren dichter Rauch oder gar auflodernde Flammen ausfindig zu machen, die einen solch großen Einsatz in einem der umliegenden Wohnhäuser hätte rechtfertigen können. Wäre der Flughafen das Ziel des Einsatzes gewesen, hätten die Fahrzeuge mit Sicherheit eine andere Route weiter im Süden genommen. Im Norden und Nordosten der Stadt kamen als mögliche Ziele entlang dieser Verkehrswege im Grunde nur das Krankenhausgelände, das vom Fenster aus in seinen Umrissen einigermaßen zu erkennen war und auf dem sich keinerlei besondere Regung zeigte, sowie die noch weiter im Osten gelegenen Gebäude der Universität in Betracht. Diese lagen für seinen Ausblick allerdings bereits völlig verdeckt und waren zudem durch die hohen Bäume der dazwischenliegenden, nach Norden hin leicht ansteigenden Parkanlage abgeschirmt. Den Geräuschen und dem damit verbundenen Verkehrslärm nach zu schließen, mussten die Fahrzeuge allerdings dorthin unterwegs sein, denn schließlich passierten die ersten gerade das Krankenhausgelände und schienen ihre Fahrt vorerst noch nicht zu verlangsamen.

Völlig unbeeindruckt vom plötzlichen, unerwarteten und überaus heftigen Lärm des frühen Morgens marschierten unterdessen jene fünf Männer mit ihren Laufstöcken am Haus entlang, die Geist in den vergangenen Wochen schon einige Male zur frühen Stunde vorbeiziehen sah. Auch heute zeichnete sich jene eigentümliche Formation der Gruppe ab, in der sie fast täglich unterwegs waren und die sie schon von Wei-

tem erkennbar machte. Ein Anführer, offensichtlich immer der gleiche, spürte mit weit ausladenden und sicher gesetzten Schritten die Route, dicht gefolgt von drei anderen, die mutig versuchten, sein Tempo zu halten und die alles daran setzten, keinesfalls weiter zurückzufallen. Der fünfte Mann hingegen schien mit diesen sportlich eingesetzten Schritten nicht mithalten zu können und folgte der Gruppe in einigem Abstand, ohne dass er den Anschein erweckte, den Anschluss auf keinen Fall verlieren zu wollen. Möglicherweise kannte er ohnehin den Weg, den sie einschlugen und das vereinbarte Ziel, an dem sie wieder zusammenfanden und erreichte dieses eben in einer völlig anderer Geschwindigkeit, als diese von ihm vielleicht erwartet wurde.

Geist hatte schon öfters beim Anblick dieser Männergruppe darüber nachgedacht, wer diese wohl sein könnte und warum diese Männer zu so früher Stunde so regelmäßig miteinander unterwegs waren. Er kannte keinen von ihnen, obwohl es schien, dass diese täglich nicht allzuweit von seinem Haus entfernt ihren Marsch antraten.

Der immergleiche Anführer der Gruppe, ein kräftig gebauter und zugleich sehr groß gewachsener Mann, der die 190 cm deutlich zu überragen schien, konnte dabei durchaus die Funktion eines Trainers innehaben. Wenn dem so war, dann mussten die anderen vier wohl seine Schützlinge sein, denen es galt, mit immergleichen und regelmäßig ausgeführten Übungen, ein gewisses Maß an körperlicher Kraft und Ausdauer, in dem was sie gerade taten, einzuverleiben. Er strahlte in der Umsetzung seiner Tätigkeit, die Gruppe rasch und sicher auf den Weg zu bringen, eine gewisse Autorität aus, die er durch die an den Tag gelegte Professionalität seiner Kleidung deutlich unterstrich. Moderne, eng anliegende

Sporthosen, die in gut sichtbaren Farben ausgeführt waren, trug er in Kombination zur leuchtenden und in markanten Streifen gehaltenen Oberbekleidung. Alles zusammen wirkte wie eine Komposition für einen der vielen bekannten Werbeträger und ließ ihn in der ansonst eher grau wirkenden Umgebung der Stadt einigermaßen flink aussehen. Sein überaus aufrechter Gang und der gerade gehaltene Kopf passten in dieses Bild.

Anders hingegen sah der Rest der Gruppe aus. Waren die ersten beiden, die ihrem Anführer auf den Fersen folgten, noch in durchaus sportliche Kleidung gehüllt, so fiel diese zur Schau getragene Sportlichkeit zum Letzten hin doch deutlich ab. Dieser war im Alltagsgewand unterwegs, trug eine etwas in die Jahre gekommene Jean und ein lockeres Sweatshirt, das den Zenit seiner Mode längst getrost hinter sich gelassen hatte. Auch der aufrechte Gang des Trainers fiel unter den Mitgliedern der Gruppe mit zunehmendem Abstand von diesem deutlich ab. Waren die ersten beiden noch einigermaßen bemüht, nicht den Anschein zu erwecken, ihm bloß mit raschen Schritten folgen zu wollen, sondern durch im gleichen Maße kraftvoll auf den Asphalt gesetzte Schritte in ebenderselben Weise selbstbewusst einherzumarschieren, so nahm auch diese Gangart zum Ende hin deutlich ab, sodass man wiederum vom Letzten den Eindruck hatte, dass dieser mit gebücktem Kopf und etwas zu hoch gezogenen Schultern sich eher durch die Gassen bemühte als diese froh und mutig zu durchschreiten.

Möglicherweise, so dachte Geist, startet diese Gruppe vom nahen Arbeitsamt und nimmt dort geschlossen an einer der zahlreich beworbenen Veranstaltungen teil, mit denen neuerdings versucht wurde, Klienten, die ganz spezifische Anforde-

rungen mitbrachten, zunehmend auch mit eher unkonventionellen Konzepten wieder rundum fit für einen einträglichen Arbeitsplatz zu machen. Das Alter der Teilnehmer würde für ein solches Programm zumindest passen, denn alle hätte er letztlich in die besonders schlecht vermittelbare Kategorie der »50plus« eingereiht.

War die Arbeitslosigkeit in der Vergangenheit noch kein besonders sichtbares Problem geworden, so musste Geist in seiner nahen Umgebung nun feststellen, dass in den letzten Jahren zunehmend mehr Männer dieser Altersklasse Zeit fanden, sich vormittags um den Einkauf zu kümmern, in Parks und anderen öffentlichen Verkehrsflächen regelmäßig die eine oder andere Stunde miteinander zu verbringen, und in jenen Urlaubswochen jederzeit anzutreffen zu sein, in denen sie in allen anderen Jahren typischerweise verreist waren.

In der Ferne war das unbändige Lärmen der Einsatzfahrzeuge noch deutlich zu hören, als Geist sich, einigermaßen neugierig geworden, entschloss, den Nachrichtenticker der lokalen Tageszeitung zu befragen. Vielleicht, so dachte er, wäre ja darüber der Grund dieses aufwendigen Einsatzes zu erfahren.

Kaum hatte er sich online mit der entsprechenden Internetseite verbunden, konnte er auch schon im unteren Bereich des Bildschirms die rot eingefärbte Laufschrift wahrnehmen, die im Moment nur einen einzigen Inhalt zu vermitteln schien:

»Schüsse am Campus der Universität«, stand dort zu lesen. Die weiteren Informationen waren in einer kurzen Rubrik außerhalb des Tickers zusammengefasst.

»Wie der hiesige Polizeisprecher eben in einer kurzfristig anberaumten Pressekonferenz mitteilte, waren heute morgen

mehrere Schüsse am Campus der Universität zu vernehmen gewesen. Dazu gibt es laut polizeilichen Angaben mehrere Augenzeugen, die zufällig am Ort des Geschehens anwesend waren und die einhellig davon berichteten, dass ein junger, bislang nicht eindeutig identifizierter Mann auf eine Professorin der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät aus nächster Nähe gezielt und diese zumindest mit einem Schuss getroffen hätte. Die Polizei konnte laut eigenen Angaben im Moment weder Kontakt zum Täter noch zum Opfer herstellen. Eine weitere Pressekonferenz wurde für 10 Uhr einberufen. Bis dahin erhoffen sich die Einsatzkräfte einen genaueren Kenntnisstand. Aufgrund der nicht einschätzbaren Sicherheitslage wurden mittlerweile sämtliche umliegenden Gebäude evakuiert. Die Mitarbeiter der Universität werden aufgefordert, bis auf Weiteres zuhause zu bleiben. «

Geist blieb am Küchentisch sitzen, versuchte seine Gedanken zu ordnen und sich einen Reim auf diese Nachricht zu machen, als plötzlich und unvermittelt das Schellen der Türglocke einsetzte und ihn dazu nötigte, von dieser Neuigkeit abzulassen, die ihn nun schon für Minuten völlig in den Bann gezogen hatte.

Er stand auf und blickte hinab in den Hof. Vom Küchenfenster aus erkannte er zwar am Schattenwurf, der sich am Boden markant abzeichnete, dass zwei Personen außerhalb des Eingangs darauf warteten, eingelassen zu werden. Um wen es sich handelte, konnte er jedoch nicht erkennen. Dass sich so früh am Morgen unangekündigt Besuch einstellte war außerordentlich selten der Fall. Daher empfand er die Situation nicht nur als ungewöhnlich sondern zugleich auch als einigermaßen irritierend. Schließlich hatte er sein Frühstück noch nicht beendet und dass er bereits fertig angekleidet war, war

an einem Wochentag wie diesem eher ungewöhnlich und alles andere als selbstverständlich.

Geist entnahm der Mulde unterhalb des Schlüsselbretts, das hinter der Eingangstür zur Wohnung angebracht war, den Schlüssel zum Hoftor. Abends sperrte er das Tor hin und wieder ab und ließ dann die Tür nicht einfach, wie so oft bloß, ins Schloss fallen. Er verließ die Wohnung und versuchte bereits im Näherkommen über die Außentreppe zu erahnen, wer sich denn hinter der Hoftür verbarg und Einlass erwartete. Er wusste, dass es auf der Treppe im Hinuntergehen genau eine Stelle gab, an der man einen kurzen Blick durch den schmalen Spalt zwischen den beiden Türflügeln nach draußen erhaschen konnte und hielt exakt auf der entsprechenden Stufe, von der aus einem dies gelingen konnte, kurz inne. Zwei Frauen schienen auf der Straße zu warten. Ihr Blick war ihm zugewandt. Wenngleich sie ihn im Kommen aufgrund der Entfernung nicht wahrnehmen konnten, so ließ die Anordnung der Türflügel für einen draußen Wartenden doch erkennen, an welcher Stelle sich diese öffnen würden. Und auf ebendiese Stelle schienen beide im Augenblick konzentriert zu blicken. Es waren die langen, dicht gewachsenen und zugleich dunklen Haare, die ihm an beiden gleichermaßen auffielen, und die ihn darauf schließen ließen, dass es sich um zwei Frauen handeln musste. Mehr oder gar Genaueres konnte er allerdings nicht erkennen. Von der Kleidung vermittelte ihm der Blick aus so spitzem Winkel zudem nur eine vage Vorstellung. Nachdem er keine Stimmen zu hören vermochte, nahm er an, dass diese sich nicht weiter miteinander unterhielten, sondern ihn einfach erwarteten. Gespannt steckte er den Schlüssel ins Schloss, drehte diesen zweimal ganz nach links und öffnete daraufhin behände den linken Flügel.

So wie er vermutet hatte, standen ihm am offenen Tor tatsächlich zwei Frauen gegenüber. Sie hatten Reisegepäck dabei, das sie sorgsam zu ihren Füßen abgestellt hatten. Beide sahen ihn erwartungsvoll mit dem gleichen Lächeln an, das einen auf den ersten Blick vermuten ließ, dass es sich um Mutter und Tochter handelte, die sich in ihrem Äußeren wie in ihrem Auftreten sehr ähnlich waren und dies auch nicht weiter zu verbergen suchten. Der erkennbare Altersunterschied zwischen den beiden war aber doch so groß, sodass es sich wohl um Großmutter und Enkelin handelte. Was Geist an den beiden jedoch mehr faszinierte war nicht ihr Erscheinungsbild oder der Altersunterschied, sondern die Tatsache, dass die ältere von den beiden, in jenem Augenblick ihr Lächeln noch soweit zu steigern vermochte, dass ihr Gesicht aufrichtige Freude verstrahlte, als sie ihm mit ausgestrecktem Arm ein kleines Buchbindermesser entgegenhielt und dabei sagte: »Lieber Herr Geist, ich denke, das ist ihr Messer. Es muss ihnen in der Bibliothek in Cosenza unter den Tisch gefallen sein. Vielleicht haben sie dessen Verlust noch gar nicht bemerkt. Jetzt allerdings ist es wieder bei ihnen zuhause. Dort, wo es hingehört.«

Völlig überrascht von dieser Situation, die ihm unwirklich und fast schon ein wenig gespenstig vorkam, ja vorkommen musste, nahm er das kleine Messer, das er nur zu gut kannte, entgegen und behielt es in der offenen Hand. Ganz so als wollte er das Verlorengegangene wie einen Schatz betrachten, dessen Abwesenheit man noch gar nicht wahrgenommen hatte und ihn plötzlich von anderen überreicht bekam. Am hölzernen Griff des Messers war deutlich die eingeprägte Anschrift von Buchbinder Müller zu erkennen. Es war genau jenes, das er von diesem einst mit den Worten geschenkt bekommen

hatte, dass er nur weitergebe, was einem anderen einst großes Glück beschern solle.

Frau Vittorini war gekommen. Neben ihr stand Elena, ihre Enkeltochter, an deren Schönheit er sich nicht sattsehen konnte, sodass er darauf achten musste, sie nicht unaufhörlich anzustarren.

Geist war augenblicklich von dieser Situation überwältigt, sodass er die beiden Frauen lieber mit ausgebreiteten Armen gleichzeitig umarmte anstatt sie wie jeden Gast zuerst höflich willkommen zu heißen. Dafür war auch später noch ausreichend Zeit, denn beide waren nicht gekommen, um nur kurz zu bleiben.

Derweilen zog Max in sicherer Distanz über ihren Köpfen gemächlich seine Kreise und versuchte mit angestrengten Blicken zu erkunden, wer so früh am Morgen zu Besuch gekommen war.

Arnold Geist und Felix Bräuner sind seit Jahrzehnten enge Freunde und in vielerlei Hinsicht eng miteinander verbunden. Dass dies sowohl privat als auch beruflich so ist, war stets ihr Geheimnis, und sie setzten in der Vergangenheit viel daran, dass dies auch so blieb. Eines Tages taucht Bräuner mit einem ganz besonderen Wunsch auf, dessen Umsetzung seinen Freund Geist einmal mehr herausforderte. Geist macht sich daraufhin zu einer Reise in den Süden Italiens auf, die nicht bloß Vergnügungen mit sich bringt, dafür beide, Bräuner wie Geist, über den Rand des Legalen hinaus führt.

ISBN: 978-3-7103-4192-2

